
Berufsethos und Care-Arbeit

Deutschschweizer Diakonissen 1945–1990
und die Rolle der Konfession im Schweizer Gesundheitssystem

Jutzet-Blättler Martina
Hergiswil NW und Malters LU
2022

Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde an der
Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg (Schweiz)

Genehmigt von der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg (Schweiz) auf

Antrag von Prof. Dr. Siegfried Weichlein (Erstgutachter)

Prof. Dr. Markus Furrer (Zweitgutachter), Prof. Dr. Anne-Françoise Praz

(Drittgutachterin)

Freiburg, den 1. März 2022, Prof. Dr. Dominik Schöbi, Dekan

I. EINLEITUNG	5
II. FORSCHUNGSKONTEXT	45
1. Diakonissenwesen	45
1.1 Kaiserswerther Modell	46
1.1.1 Konsolidierung und Institutionalisierung 1861–1945	49
1.1.2 Organisationsstruktur und Akteure im Mutterhaus	51
1.2 Mutterhäuser nach dem Zweiten Weltkrieg	56
1.2.1 Überarbeitete Grundordnung aus dem Jahr 1953	56
1.2.2 Professionalisierung und gesellschaftliche Veränderungen	57
1.2.3 Rahmenordnung aus dem Jahr 1971	58
1.3 Untersuchte Deutschschweizer Diakonissenhäuser	59
1.3.1 Mutterhäuser der Evangelisch-reformierten Landeskirche	60
1.3.2 Mutterhäuser der Evangelisch-methodistischen und freien diakonischen Kirche	64
1.4 Zusammenfassung	66
2. Konfessionelle und professionelle weibliche Care-Arbeit	68
2.1 Die Soziale Frage und die Frau im 19. Jahrhundert	69
2.1.1 Protestantisches Frauenbild	71
2.1.2 Vorboten der Professionalisierung weiblicher Care-Arbeit	73
2.2 Die soziale Arbeit und die Frau im 20. Jahrhundert	74
2.2.1 Soziale Arbeit als neue Arbeitsmöglichkeit für das weibliche Geschlecht	75
2.2.2 Anfänge der evangelischen Krankenpflegeschulen am Beispiel Riehen	76
2.2.3 Die Gründung von sozialen Schulen	78
2.3 Professionalisierung von weiblicher Care-Arbeit	80
2.3.1 Das Schweizerische Rote Kreuz (SRK) und die Krankenpflege	80
2.3.2 SRK und religiöse Gemeinschaften 1900–1945	82
2.3.3 Neue Strukturen im Gesundheitswesen ab 1945	83
2.4 Zusammenfassung	85
3. Sozialstaat und Gesundheitswesen	86
3.1 Sozialstaatliche Entwicklungen	86
3.2 Der Faktor Religion bei der Entstehung des Sozialstaats	89
3.2.1 Konfessionelle Fürsorge in der Schweiz	93
3.2.2 Private bürgerliche Wohlfahrt	96
3.2.3 Religiöse und weltliche Krankenpflege in der Schweiz ab 1945	97
3.3 Zusammenfassung	101
III. DOKUMENTATION DER SCHWESTERNDATEN	104
1. Motivationen und Schwesternbilder	109
1.1 Prägungen und Werte – „Ja, sie heiratet ja doch.“	111
1.2 Berufswünsche	113
1.3 Schwesternbilder	115
1.3.1 Faszination Schwester und Missionarin	115
1.3.2 Weitere Schwesternbilder und Gründe für den Eintritt	117
1.3.3 Reaktionen von aussen zur Entscheidung, Diakonisse zu werden	123
2. Individualität und Kollektivität in der Schwesterngemeinschaft	124
2.1 Konservativer Vorsteher – liberales Mutterhaus	125
2.2 Der Fall Spörri	126
2.3 Umfrage in der Schwesternschaft (1940)	128
2.4 Das Gutachten	132
2.5 Aufbruch im Mutterhaus für Individuum und Kollektiv	135
3. Zusammenfassung – Wandel des Diakonissenbildes	140

IV. TRANSFORMATION	146
1. Sozialstaatliches Gesundheitssystem	146
1.1 Geschichte des Spitalwesens und der Krankenpflege in der Schweiz	147
1.2 Regulierung und Kontrolle der Krankenpflegeausbildung	148
1.2.1 Der Notstand in der Krankenpflege und Etablierung der Hauspflegevereine	151
1.2.2 Finanzielle Tragbarkeit der Pflege für Gemeinde und Kantone	154
1.3 Professionalisierung in der Krankenpflegeausbildung	156
1.3.1 Die diplomierte Krankenpflegefachperson	156
1.3.2 Diakonissen und die Planung der Lehrpläne des SRK	158
1.3.3 Weiter- und Zusatzausbildungen in der Krankenpflege	160
1.4 Zusammenfassung – Neue Strukturen und Werte im Gesundheitswesens	160
2. „Dienen“ - Konfessionelles Berufsethos und Professionalisierung	162
2.1 Krankenpflege – eine weibliche evangelische Professionsgeschichte	163
2.2 Krankenpflegeausbildung im Mutterhaus	165
2.2.1 Diakonissenhaus Neumünster	170
2.2.2 Diakonissenhaus Riehen	171
2.2.3 Diakonissenhaus Bern	172
2.2.4 Schwesterngemeinschaft Bethanien	173
2.2.5 Schwesterngemeinschaft Bethesda	174
2.3 Alternativen zur Pflege	174
2.3.1 Deutschschweizer Schwestern in der Mission	174
2.3.2 Haushaltungsschulen der Ländli-Diakonissen	180
2.4 Rückgang der Schwesternzahlen und Aussenstationen	182
2.5 Zusammenfassung – Veränderung im Berufsverständnis der Diakonisse	184
3. „Verdienen“ - Neues professionelles Berufsethos im Krankensaal	192
3.1 Milieuauflösung der evangelischen Krankenpflege	194
3.2 „Der Trend sei verdienen und nicht dienen“	200
3.2.1 Die Deutschschweizer Diakonissenhäuser im Jahr 1983	204
3.2.2 Der Austritt einer Schwester	206
3.3 Neue Berufsfelder für Schwestern	206
3.3.1 Einsatz für Randständige in der Gesellschaft	208
3.3.2 Das Unterrichten von häuslicher Pflege	209
3.4 Gründung neuer Gemeinschaften	210
3.4.1 Saronsbund in Uznach	211
3.4.2 Steppenblüte in Basel	214
3.4.3 „Denn Zukunft ist Herkunft“ – Diakonissenhäuser erfinden sich neu	216
3.5 Zusammenfassung – Anpassungen in Arbeitsfeld und Gemeinschaft	219
V. SCHLUSSBETRACHTUNGEN	222
VI. BIBLIOGRAPHIE	231
VII. ANHANG	255

I. Einleitung

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) erklärte das Jahr 2020 anlässlich des 200. Geburtstags der britischen Krankenschwester Florence Nightingale (1820–1910) zum Jahr der Pflegenden und der Hebammen.

Bereits lange Zeit vor der Corona-Krise beharrte diese Wegbereiterin der modernen Pflege auf strikter Hygiene und setzte mit ihrem Werk neue Massstäbe für die Pflegearbeit, welche bis in die Gegenwart reichen. Florence Nightingale leistete Pionierarbeit, indem sie die heute als „systemrelevant“ geltende Krankenpflege professionalisierte. Ihre Berufung¹ erfuhr Nightingale während einer Hospitation in der 1836 gegründeten Diakonissenanstalt im deutschen Kaiserswerth. Damals befand sich die Krankenpflege im deutschsprachigen Raum mehrheitlich in den Händen von Ordensgemeinschaften².

Wer waren diese Diakonissen und welche Rolle spielten sie im Übergang der konfessionellen Fürsorge hin zu einer professionellen Krankenpflege? Kann heute gar von einem sozialstaatlichen Gesundheitssystem mit konfessioneller Prägung gesprochen werden? Und welche Veränderungen provozierte das sozialstaatliche Gesundheitssystem in Berufsverständnis der Diakonissen und nicht zuletzt in ihrem Berufsethos?

Ist die Rede von Schwester oder Diakonisse, so ist die Assoziation der Schwester mit dem langen Rock, dem Schleier oder der Haube nicht weit. Allem voran die klösterlichen Lebensweisen und die an das katholische Klosterideal angelehnten drei evangelischen Räte Armut, Keuschheit und Gehorsam werden unweigerlich mit dem Diakonissenbild verknüpft. Das religiös begründete, weibliche Ideal der karitativ tätigen Schwester entstand im 19. Jahrhundert sowohl in katholischen als auch in evangelischen Ordensgemeinschaften und färbte noch bis weit ins 20. Jahrhundert auf den Diskurs- und Handlungsraum von katholischen Schwestern und evangelischen Diakonissen ab. Doch welches Frauenbild repräsentiert die Diakonisse im 21. Jahrhundert und wo sind sie heute noch anzutreffen?

Das Dasein in einer Diakonissen- oder Schwesterngemeinschaft war und ist ein alternativer Lebensweg – genuin weiblich besetzt –, wobei der ihm zugrunde liegende Lebensentwurf in seiner Form aufgrund der fehlenden Eintritte von jungen Schwestern bald verschwinden

¹ Anm.: Unter Berufung versteht man die innere Notwendigkeit, die jemand spürt und sie zum Handeln zwingt. Dabei ist im spirituell-religiösen Sinn oftmals von einem bestimmten Auftrag Gottes an einen einzelnen Menschen oder an eine Gemeinschaft die Rede.

² Vgl. Schlatter Dora, Barmherzige Kirche. Geschichte der Diakonissenhäuser in der Schweiz, Bern 1944; vgl. Wolff Hedwig, Frauendienst in der Kraft Gottes. Geschichte der weiblichen Diakonie, Basel 1951; vgl. Heim Urs F. A., Leben für Andere. Die Krankenpflege der Diakonissen und Ordensschwestern in der Schweiz, Basel 1988. Vgl. Kreutzer Susanne, Arbeits- und Lebensalltag evangelischer Krankenpflege. Organisation, soziale Praxis und biographische Erfahrungen, 1945-1980, Osnabrück 2014, 24; vgl. Gause Ute, Kirchengeschichte und Genderforschung, Tübingen 2006; vgl. Streeck Nina, Der gute und der strenge Geist der Krankensäle. In: NZZ am Sonntag (12. April 2020), 35.

dürfte. Infolge der Entstehung und Entwicklung der schweizerischen Diakonissenhäuser, welche sich grösstenteils am Kaiserswerther Mutterhaus orientierten, war das Leben der hier vorzufindenden Gemeinschaften geprägt von einem christlich idealisierten, sich im 19. Jahrhundert etablierten protestantischen Weiblichkeitsbild. Die Mutter- und Diakonissenhäuser und mit ihnen die darin lebenden Diakonissen bieten spannende alternative Einblicke in die konfessionelle Sozialgeschichte der deutschsprachigen Schweiz. Zugleich stellt jede Gemeinschaft ein Mehrgenerationenhaus von Schwestern unterschiedlicher Prägungen und Motivationen dar.

Die Begrifflichkeiten und die Bedeutung von „Diakonisse“ und „Schwester“ sowie von „Sozialfürsorge“ und „Dienst“ haben sich gewandelt. Mitunter die zunehmenden Säkularisierungstendenzen und der Kurswechsel mit den dazugehörigen Massnahmen hin zu einer staatlich organisierten Gesundheitspolitik in den letzten 170 Jahren lässt sich anhand der Interviews, der Lebensverläufe und der Betätigungsfelder der in dieser Arbeit untersuchten Diakonissen und Schwestern historisch sichtbar machen. Die Oral-History-Interviews bieten Einblicke in die verschiedenen Lebenswelten von Diakonissen der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, in dessen Verlauf es durch die neuen Rechte für die Frauen unter anderem zu einer weiblichen Professionalisierung von karitativen und sozialen Berufsfeldern gekommen ist.

Die Gründung der Diakonissenhäuser³ war eine Antwort auf die „soziale Frage“⁴ des 19. Jahrhunderts. Die Not in den unteren sozialen Schichten, insbesondere in den wachsenden Arbeitervierteln, war gross. Die Menschen verfügten über tiefe Löhne, wenig Wohnraum und schlechte Hygiene. Die Institution der Diakonissenmutterhäuser war aber auch eine Antwort auf die damalige „Frauenfrage“: „Diakonisse zu werden“, bot Frauen im 19. Jahrhundert eine der wenigen gesellschaftlich akzeptierten Möglichkeiten, als ledige Frau ausserhalb des Hauses und der Herkunftsfamilie berufstätig zu werden. Gleichzeitig versprach es jungen Frauen aus der Mittel- und Unterschicht einen gesellschaftlichen Aufstieg, welcher soziale Sicherheit und eine sinnvolle Tätigkeit bot. Durch ihren Dienst

³ Anm.: Das Diakonissenhaus wird in der vorliegenden Arbeit als Synonym für Mutterhaus verwendet und dient einerseits als Strukturbegriff einer kirchlichen Organisation und andererseits ist es das Zentrum und der Ursprungsort einer Gemeinschaft und wird dabei sinnbildlich als die Mutter der anderen Häuser definiert. Die drei grösseren und ältesten Deutschschweizer Diakonissenmutterhäuser (Bern, Riehen und Zollikerberg) orientierten sich stark am Modell des Kaiserswerther Mutterhauses. Mit der Mutterhauspolitik sind somit die Rahmenbedingungen und die Ordnungen im Alltag einer Gemeinschaft gemeint.

⁴ Anm. Der Begriff der „sozialen Frage“ wurde ab den 1840er Jahren von einem Teil der bürgerlichen Öffentlichkeit thematisiert. Im Zentrum stand die Not der rasch wachsenden Schicht der Arbeiter. Diese lebten unter menschenunwürdigen wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen am Rande des Existenzminimums. Die Bedingungen am Arbeitsplatz gefährdeten ihre Gesundheit und ihre Familienverhältnisse. Die Arbeiterschaft war zudem politisch diskriminiert und konnte sich politisch kaum einbringen. Sie besass keinen Schutz bei Risiken wie Krankheit, Unfall, Tod oder Arbeitslosigkeit. Die Sozialversicherungen etablierten sich in der Schweiz nur zögerlich nach dem Zweiten Weltkrieg und boten so eine Antwort auf die „soziale Frage“. (Degen Bernhard, Soziale Frage, in: HLS online (Stand: 20.09.18) <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16092.php>.)

konnten die ledigen Frauen als Schwestern und Diakonissen zudem das Problem der sozialen Not mildern. Die Diakonissen und die katholischen Ordensschwestern nahmen sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der sozialen Not der Gesellschaft an und versuchten durch ihren „Liebesdienst“ an den Nächsten für „Gottes Lohn“ die sozialen Probleme zu mindern.⁵

Ebendiese sozialen Probleme des 19. Jahrhunderts blieben teilweise bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts und damit bis in die Zeit der unmittelbaren Nachkriegsjahre erhalten. Doch veränderten sich die Bedürfnisse der Gesellschaft und mit ihnen ihre Begrifflichkeiten. Auf jene Bedürfnisse versuchten die Mutterhäuser zu reagieren, so dass sie ihr Angebot an Dienstleistungen aufgrund der Nachfrage seitens der Gesellschaft adaptierten. Nebenbei entstand eine Vielzahl an neuen, vor allem staatlichen Institutionen, Sozialversicherung sowie dazugehörigen politischen Diskursen zum Thema des Sozialen. Diese Begriffe entwickelten sich im Zusammenhang mit dem Aufkommen von neuen sozialen Strukturen und Betätigungsfeldern für Frauen wie beispielsweise der Sozialarbeit, der Gründung verschiedener sozialer Schulen für Frauen nach dem Ersten Weltkrieg und der Einführung verschiedener Sozialversicherungen innerhalb des erstarkenden Sozialstaats ab der Mitte des 20. Jahrhunderts.⁶

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts stellte für die Frauen in westlichen Ländern gesellschaftlich, kulturell und politisch eine Zeit des Umbruchs dar. Dabei erhielten Frauen einen immer grösser werdenden Handlungsspielraum, wobei gleichzeitig die Rolle von Religion und Staat neu definiert wurde. Der Staat übernahm in der Nachkriegszeit bei abnehmenden Schwesternzahlen zunehmend Aufgabenfelder, welche zuvor meist von Aussenstationen der Mutterhäuser mit ihren Diakonissen übernommen worden waren. Insbesondere Arbeitsfelder der Care-Arbeit⁷ blieben lange Zeit prägend für die Betätigungsfelder von Diakonissen.

⁵ Vgl. als Übersicht Wendt Wolf Rainer, Geschichte der sozialen Arbeit. Bd. 1: Die Gesellschaft vor der sozialen Frage. 5. Aufl. Stuttgart 2008, hier 467–518.

⁶ Anm. Im schweizerischen Sprachgebrauch steht der Sozialstaat als Synonym für den Wohlfahrtsstaat. Die vorliegende Arbeit wählte den Begriff des Sozialstaates. In der folgenden Untersuchung wird der Sozialstaat als Prozess wahrgenommen. Ähnlich wie die Verhältnisse, in die er interveniert, sind ebenfalls die Gestalt und der Gehalt des Sozialstaates permanent in Veränderung. (Vgl. Zacher H.F.; der Sozialstaat als Prozess, in: Abhandlung zum Sozialrecht, V. Maydell B. Baron und Eichenhofer E.(Hg.), Heidelberg 1993, 73–93, hier 74.)

⁷ Anm. Unter Care-Arbeit versteht man unbezahlte und bezahlte Betreuungs-, Pflege- und Hausarbeit für Kinder und Pflegebedürftige. Diese Arbeit wird seit je geleistet, auffällig ist jedoch, dass die Frauen seit Beginn in ihrer Ausübung in der Mehrheit stehen. Dabei erfährt Care-Arbeit praktisch keine gesellschaftliche Anerkennung. Aktuelle Tendenzen zeigen, dass durch die erhöhte weibliche Erwerbstätigenquote weniger Zeit bleibt für unbezahlte Arbeit zu Hause und somit Care-Arbeit vermehrt auf private oder teilweise auch öffentliche Pflege- und Betreuungseinrichtungen und auf Institutionen (Spitäler, Heime, Kitas) übertragen wird. Zudem leistet auch die erhöhte Lebenserwartung ihren Beitrag zum zunehmenden Bedarf an ausserfamiliärer Betreuung und Pflege. (Vgl. Frauenkommission VPOD/2015-2017 in: Care-Arbeit: Mehr Wertschätzung und Anerkennung von Pflege- und Betreuungsarbeit. Grundlagenpapier des VPOD. Online: https://vpod.ch/downloads/infoblaetter-bildung_frauen/care-arbeit-grundlagen.pdf (Stand: 22.05.2020))

Im 21. Jahrhundert veränderten sich zudem die institutionellen Rahmenbedingungen für Frauen in der evangelischen Kirche. Im Jahr 2020 fand für die Frauen der evangelisch-reformierten Landeskirche eine historische Wahl statt. Erstmals in der Schweiz steht eine Frau an der Spitze einer nationalen Religionsgemeinschaft. Am 2. November 2020 wurde Corona-bedingt via E-Voting vom Parlament der Evangelischen Kirchen Schweiz (EKS) über die Nachfolge von Gottfried Locher abgestimmt. Die 54-jährige Rita Famos und die 61-jährige Isabelle Graesslé standen zur Wahl: eine Deutschschweizerin gegen eine Welsche, eine Zwinglianerin gegen eine Calvinistin, eine Seelsorgeleiterin gegen eine Gemeindepfarrerin. Rund 185 Jahre nach der Gründung des ersten Diakonissenhauses in Kaiserswerth unter der Leitung eines männlichen Vorstehers zeigt diese Entwicklung auch die institutionellen Veränderungen für Frauen innerhalb der evangelischen Kirche der letzten rund 200 Jahre auf. Famos, die gewählte Nachfolgerin von Locher und somit erste Präsidentin der Reformierten, ergänzte hierzu im Interview:

„Uns Reformierten wirft man vor, profillos zu sein, dabei sind wir als vielstimmige Kirche auf die Postmoderne vorbereitet und nicht gefährdet, an unseren Positionen zu zerbrechen.“⁸

Sie ist zudem mit Blick auf die katholische Kirche der Meinung, dass eine Frau an der Spitze der evangelischen Kirche auch den Katholikinnen Mut machen werde.⁹

Die vorliegende Arbeit ist zudem Teil einer SNF-Studie mit dem Titel „Lebensgeschichten von Schwestern und Ordensfrauen im 20. Jahrhundert in der Deutschschweiz“. Die 69 narrativen Interviews¹⁰ mit den Schwestern aus unterschiedlichen Schwesterngemeinschaften entstanden im genannten Projekt unter der Leitung von Prof. Dr. Markus Ries. Parallel dazu ist ein zweites Teilprojekt zur Lebenswelt der katholischen Ordensschwestern¹¹ unter der Leitung von Dr. Esther Vorburger-Bosshart angelegt. Ferner bietet die Untersuchung die Möglichkeit, die Erinnerungen von mehreren Schwesternkohorten für kommende Generationen zu sichern und zugänglich zu machen. Es ist anzunehmen, dass erzählte Lebensgeschichten religiöser Schwestern für die Schweiz in rund dreissig Jahren nicht mehr zugänglich sein werden. Einige interviewte Schwestern sind bereits verstorben. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es die religiösen, kulturellen und

⁸ Famos Rita, in: Vgl. Meier Michael, Wer wird die erste Chefin einer Landeskirche? In: Tages-Anzeiger (Montag, 2. November 2020), 4.

⁹ Vgl. Meier Michael, Wer wird die erste Chefin einer Landeskirche? In: Tages-Anzeiger (Montag, 2. November 2020), 4.

¹⁰ Anm.: In den Archiven der Mutterhäuser sind die 69 narrativen Interviews in transkribierter Form abgelegt. In der vorliegenden Arbeit sind diese eingearbeitet mit Angaben zur Interviewnummer und Zeilenzahl.

¹¹ Anm.: Die Konstruktion eines Schwesternideals in der reformierten Kirche läuft zeitlich nur leicht verschoben mit der Entstehung von katholischen Kongregationen ab. Siehe hierzu parallele Forschungsarbeiten von Esther Vorburger-Bosshart. Vgl. Vorburger-Bosshart Esther, Lebensgeschichten von religiösen Frauen im 20. Jahrhundert. Eine Analyse identitätsgeschichtlicher Themen, Zürich 2020.

gesellschaftlichen Gründe des Übergangs der konfessionellen Sozialfürsorge hin zu einer staatlich organisierten Gesundheitspolitik fassbar zu machen. Die Begriffe Religion, Kultur, Profession und Gesellschaft werden dabei nicht normativ festgelegt oder wertend eingeordnet. Vielmehr geht es darum, die genannten Themenfelder als ineinander verschränkte, zusammenhängende und nicht exakt voneinander abtrennbare Dimensionen menschlichen Lebens zu begreifen. Diese Begriffe eröffnen indes Perspektiven, um geschichtliche Lebenswelten von Diakonissen unter einem wissenschaftlich analytischen Zugriff zu erfassen.¹²

Fragestellung

Die vorliegende Arbeit untersucht die sich wandelnde Lebens- und Berufswelt von Diakonissen mit ihren darin enthaltenen Lebensverläufen und ihrem Berufsethos in der Zeit des Übergangs von einer evangelischen Sozialfürsorge hin zu einem mehrheitlich staatlich organisierten Gesundheitssystem von 1945 bis 1990.

Die schweizerische, weibliche konfessionelle Professionalisierung der Krankenfürsorge ist ein noch kaum untersuchtes Forschungsfeld der Geschichtswissenschaften. Die vorliegende Arbeit nimmt sich mit ihrer Forschungsfrage eines der zahlreichen in diesem Forschungsdesiderat genannten Themenfelder an.

Das Interesse der vorliegenden, auf sozial- und kulturhistorischen Forschungsansätzen aufbauenden Arbeit liegt darin, den Übergang von konfessionell geprägten Fürsorgesystemen zum sozialstaatlich geförderten Gesundheitswesen zu untersuchen. Der ausgewählte Schwerpunkt liegt dabei auf den evangelischen Diakonissenhäuser und Schwesterngemeinschaften der deutschsprachigen Schweiz. Bis anhin fehlte der geschichtswissenschaftlichen Forschung vor allem die Perspektive der weiblichen religiösen Gemeinschaften als Akteure in diesem Prozess.

Im Zentrum der Analyse stehen somit akteursspezifisch allen voran die Deutschschweizer Diakonissen und Schwestern, aber auch die Kantone, das Schweizerische Rote Kreuz und weitere nationale Organisationen, welche direkt oder indirekt für die Umsetzung sozialstaatlicher Strukturen im Gesundheitswesen verantwortlich waren. Die Untersuchung beschränkt sich auf die Diakonissenmutterhäuser und die Schwesterngemeinschaften in Bern, Zollikerberg, Riehen, Oberägeri, Basel, Uznach und Zürich.

Dabei treten in dieser Arbeit drei wesentliche Schwerpunkte beziehungsweise Kernfragen zutage, die der eingehenden Analyse bedürfen:

¹² Vgl. Kuhn Thomas, Schneider Bernhard, Vorwort zur Reihe Religion – Kultur – Gesellschaft. Studien zur Kultur- und Sozialgeschichte des Christentums in Neuzeit und Moderne, in: Maurer Michaela, Schneider Bernhard (Hg.). Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit“?, Berlin 2013, 9–10.

Zunächst steht erstens der Wandel des protestantischen Frauenbildes im 20. Jahrhundert zur Debatte. Diese Forschungsfragen beziehen sich allesamt auf unterschiedliche Diskurse zum Thema Diakonisse, welche sich mit Kohorten, Lebensverläufen, Prägungen, Motivationen, Schwesternbildern sowie Kollektivität und Individualität von Schwestern im 20. Jahrhundert auseinandersetzen.

Zudem interessiert sich diese Arbeit einerseits für die Veränderungen des idealisierten christlichen Frauenbilds der Diakonisse aus dem 19. Jahrhundert. Andererseits stellt sich die Frage, wie die Diakonissen (selbst) die (weitgehende) Professionalisierung von sozial-karitativen Berufen wahrnahmen. Gerade in der Krankenpflege galten sie lange Zeit als Vorreiterinnen und hatten das Monopol für die Ausbildung von weiblichem Pflegepersonal inne. Waren die religiösen Gemeinschaften, welche in der Erziehung und der Pflege tätig waren, mitverantwortlich für die Entwicklung der heute noch mehrheitlich weiblich konnotierten Berufsfelder der Care-Arbeit? Hängt es damit zusammen, dass viele Schwestern bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts teilweise nur für Gottes Lohn arbeiteten und sich mit einem „Sackgeld“ zufrieden gaben?

Der zweite Forschungsschwerpunkt nimmt eine ähnliche Richtung auf, verlässt aber den Diskursraum und fragt konkret nach den vom veränderten Berufsethos ausgelösten Wandel der Ausbildungs- und Arbeitsfelder des Handlungsraumes der Diakonissen.

Wie veränderten sich ihr Berufsethos und ihre Betätigungsfelder – konkret im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – über mehrere Schwesternkohorten hinweg?

Welche Strategien wurden angewandt, um existenzielle Krisen aufgrund der später immer öfters ausbleibenden Jungschwestern zu überwinden, welche die Schliessung vieler Aussenstationen im Pflegebereich nach sich zogen? War die Erschliessung von neuen Arbeitsfeldern eine Strategie, um mit derlei Krisen umzugehen? Und welche Rolle spielte dabei die Religion?

Diese Arbeit interessiert sie sich für die Veränderungen an der Schnittstelle von Diakonissenhäusern und ihre Pflegedienstleistungen, weiblicher Professionalisierung von Care-Arbeit und der schrittweisen Übernahme des erstarkenden Sozialstaates in der Ausbildung und der Organisation der Krankenpflege. Dabei sollen sowohl Transformationen des Diskurses, des Berufsverständnisses, des Berufsethos als auch die dazugehörige Verschiebung im Handlungsraum von Diakonissen historisch fassbar gemacht werden. Diese Wandlung und Transformation wird anhand mündlicher und schriftlicher Quellen untersucht.

Die vorliegende Dissertation untersucht den Zeitraum von 1945 bis 1990. Der zeitlich beschränkte Rahmen ergab sich einerseits aufgrund der Interviews und der darin erzählten Zeiträume der Lebensverläufe verschiedener Schwesternkohorten. Andererseits stellt diese

zeitliche Eingrenzung eine historisch überblickbare Einheit von 45 Jahren dar, dies mitunter in Anbetracht der institutionellen Rahmenbedingungen, welche in verschiedenen Archiven und in Form schriftlicher Dokumente erfasst werden konnte. Der Fokus liegt überdies, wie auch die Erläuterungen zur Quellenlage aufzeigen werden, nicht auf den kommunalen und kantonalen Einheiten, sondern auf dem eidgenössischen – genauer: deutschsprachigen – Raum. So lassen sich aus den Dokumenten des Schweizerischen Roten Kreuzes und der eidgenössischen Sanitätsdirektorenkonferenz zwar anfänglich kantonale Bestimmungen herauslesen, allerdings wandelt sich dies allmählich zugunsten einer gesamteidgenössischen Regelung. Auch aufseiten der Organisation und der Strukturen der Mutterhäuser ist durch die Kaiserswerther Generalkonferenz ein gar europäisches und teilweise transnationales Gremium für die Schwesternordnungen und Rahmenordnungen verantwortlich oder zumindest wegweisend. Auch diese Ordnungen und Strukturen lassen sich im Verlauf des untersuchten Zeitraumes gut historisch nachverfolgen und in die Analyse involvieren.

Schliesslich war es für die Forschungsfrage zentral, vonseiten der Diakonissenmutterhäuser und Schwesterngemeinschaften Stimmen von unterschiedlichen Schwesternkohorten anzuhören und Einblicke in ihr Leben, ihre unterschiedlichen Ausbildungswege und ihre Tätigkeitsbereiche zu erhalten. Diese subjektiven Schilderungen über die Veränderungen in den Diakonissenhäusern wurden mit gesammelten Archivdokumenten der Mutterhäuser verglichen, um die Innenperspektiven der interviewten Subjekte mit dem schriftlichen Quellenmaterial abzugleichen. Dadurch war es möglich, die Prozesshaftigkeit der Veränderungen innerhalb der weiblichen Mutterhausdiakonie¹³ und ihrer Ausbildungs- und Arbeitsfelder nachzuzeichnen.

Forschungsstand

Die vorliegende Dissertation verfolgt unterschiedliche Fragestellungen, weshalb ebenfalls die zugehörigen Forschungsansätze und das Forschungsinteresse genauer zu beschreiben sind. Für die Einengung des Forschungsmaterials wurde eine Trilogie aus Forschungsansätzen gewählt.

Zum ersten zog die Arbeit unbedingt die wissenschaftliche Beschäftigung aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechtergeschichte nach sich, zum zweiten beschäftigt sie sich mit der Arbeitsgeschichte und der Entstehung von Berufsfeldern – im Besonderen mit

¹³ Anm.: Der Begriff der Diakonie, wie er heutzutage verwendet wird, stammt aus dem 19. Jahrhundert. Er wird gleichgesetzt mit der diakonischen Arbeit, die von den Kirchen und den christlichen Organisationen in der Welt getan wird. Diakonische Arbeit im biblischen Sinne ist eine Tätigkeit der aus der Gottes- bzw. Christusliebe hervorgehenden Nächstenliebe. (Vgl. Stuber Christine, Diakonissenverständnis im Wandel der Zeit, in: Doris Kellerhals/u. a. (Hg.), Zeichen der Hoffnung. Schwesterngemeinschaft unterwegs, Basel 2002, 195.)

dem Schwerpunkt der weiblichen Krankenpflege und Care-Arbeit. Im dritten Ansatz wird neben den Akteurinnen und ihrem beruflichen Betätigungsfeld mit der Institutionsgeschichte auch ein Schwerpunkt auf den Übergang der konfessionellen Krankenfürsorge hin zur sozialstaatlichen Gesundheitsversorgung gelegt.

Nachfolgend werden die verschiedenen Ansätze allgemein vorgestellt, um dann in einem zweiten Schritt detailliert auf ihren aktuellen Forschungsstand einzugehen.

1 - Frauen- und Geschlechtergeschichte

Wegleitend für diese Arbeit ist einerseits das Verhältnis von Weiblichkeit, Beruf und Religion im 19. Jahrhundert andererseits analysiert die Untersuchung die Entwicklung von weiblich besetzter Krankenpflege sowie Care-Arbeit im 20. Jahrhundert. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt dabei auf dem Zeitraum von 1945 bis 1990. Diese Zeitspanne entspricht ebenfalls, wie bereits erwähnt, der erlebten Lebensgeschichte der interviewten Schwestern.

Das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer Frauengeschichte¹⁴ entwickelte sich vornehmlich in den USA und in Westeuropa im Gefolge der zweiten Frauenbewegung in den 1960er Jahren.¹⁵ In Deutschland führte die Frauenbewegung der Nachkriegszeit nicht nur zur Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlichen Missständen, sondern beschäftigte sich auch mit überkommenen Geschichtsbildern.¹⁶

Ab den 1970er Jahren hielt ein neuer Ansatz Einzug in die historische Forschung des Geschlechts. Neu unterschied man zwischen dem biologischen („sex“) und dem soziokulturellen („gender“) Geschlecht. Unter dieser Prämisse konnte sich die Frauen- und Geschlechtergeschichte ganz unabhängig von der Diskussion über die menschliche Natur auf die soziokulturell konstruierten Eigenschaften der Geschlechter fokussieren und deren

¹⁴ Céline Angehrn berichtet in ihrem Artikel „Nicht erledigt. Die Herausforderungen der Frauengeschichte und der Geschlechtergeschichte und die Geschichte des Feminismus“ über die reizvolle thematische Unbegrenztheit der Geschichte und wie sie es trotzdem geschafft hat, innerhalb der Fülle von Möglichkeiten ein konkretes Projekt umzusetzen. Wie das vorliegende Projekt siedelt sie ihre Dissertation über die „Arbeit am Beruf. Feminismus und Berufsberatung im 20. Jahrhundert“ zwischen Frauen- und Arbeitsgeschichte an. Vgl. Angehrn Céline, Nicht erledigt. Die Herausforderungen der Frauengeschichte und der Geschlechtergeschichte und die Geschichte des Feminismus. In: L'Homme, Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft. Jahrgang 28, 1, 2017, 115–122, hier 115.) und vgl. Angehrn Céline, Arbeit am Beruf. Feminismus und Berufsberatung im 20. Jahrhundert. Basel 2019.

¹⁵ Vgl. Allen Ann Taylor. The March through the Institutions. Women's Studies in the United States and West and East Germany, 1980–1995. Signs: Journal of Women in Culture and Society, 22 (1) 1996, 152–180, hier 153. Und Bauer Ingrid, Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte. Geschlechtersensible Geschichtswissenschaften. In: Bauer Ingrid und Neissl Julia (Hg.) Gender Studies. Denkachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung Innsbruck 2002, 35–52, hier 43.

¹⁶ Vgl. Hauch Gabrielle, „Wir, die viele Geschichten haben ...“ Zur Genese der historischen Frauenforschung im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontext. In: Gehmacher Johanna und Mesner Maria (Hg.), Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven Querschnitte, Bd. 14, Innsbruck 2003, 21–35. Und vgl. Dehnavi Morvarid. Frauenbewegungen in Deutschland (2016). In: Gender Glossar/Gender Glossary unter: <http://gender-glossar.de> (Stand: 17. Oktober 2019)

historische und sozioökonomische Entstehung und deren politische Ökonomie in die Forschungsarbeit einfließen lassen.¹⁷

Das heutige Spannungsverhältnis der Frauen- und Geschlechtergeschichte besteht darin, sich einerseits der Bemühungen anzunehmen, Frauen als homogene Gruppe zu untersuchen, um dadurch einer breiten feministischen Bewegung als Argumentationsgrundlage zu dienen. Andererseits besteht der Anspruch, weder zeitliche oder räumliche Kontexte noch andere sich nicht selten auch überlappende Kategorien sozialer Differenz wie z.B. Klasse, Rasse oder auch Religion auszublenden.¹⁸ Gary Wilder plädiert dafür, Frauen- und Geschlechtergeschichte nicht auf ihre Begrifflichkeit zu reduzieren, sondern sie als Weise und Weg zu sehen, Fragen zu stellen und neue Perspektiven einzunehmen.¹⁹ Der Begriff „Frauengeschichte“ suggeriert – das beschreibt auch Céline Angehrn – dass es eine Geschichte für die Frauen gebe, oder anders gesagt, dass sich Geschichte in Segmente aufteilen lasse. Dahingegen stellt dieser historische Zugang vielmehr ein Werkzeug dar, womit sich Fragen zur Gegenstandsentwicklung und zum Machen von Geschichte überhaupt stellen lassen.²⁰ Gerade im Kontext der Diakonissenforschung wird dabei der neue Forschungsansatz von Karen Nolte und Susanne Kreutzer verfolgt. Sie plädieren dafür Diakonissen nicht automatisch als rückständig wahrzunehmen. Dies obwohl das Diakonissenbild im 19. Jahrhundert begründet wurde und ihnen gewisse Merkmale aus dieser Zeit nach wie vor anhaften.

Zwar sehen auch Nolte und Kreutzer strukturell bedingte Einschränkungen im Mutterhaus, da sich die Schwestern dazu entschieden haben in einem Kollektiv mit festen Regeln zu leben. Doch war es für die Diakonissen gleichermassen möglich in ihren Arbeitsfeldern ein sehr individuelles Leben zu führen, das ebenfalls mit Freiheiten in ihrer Berufs- und Lebensausübung verbunden sein konnte. Ihr Ansatz verfolgt somit auch die Individualität im Kollektiv einer Schwesterngemeinschaft.²¹

¹⁷ Vgl. Oakley Ann, *Sex, Gender and Society (towards a NEW Society)*. London: Maurice Temple Smith Ltd. 1972. und Rubin Gayle, *Der Frauentausch: Zur „politischen Ökonomie“ von Geschlecht*. In: Dietze Gabriele und Hark Sabine (Hg.), *Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie*, Königstein 2006, 69-122. und Greimer Alexander, *Sex-Gender Differenz*, 2013.

In: *Gender Glossar/Gender Glossary* unter: <http://gender-glossar.de> (Stand: 17. Oktober 2019) und Butler Judith, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechtes*, Frankfurt am Main 1997.

¹⁸ Vgl. Riley Denise, „Does Sex Have a History?“ in: Joan Wallach Scott (Hg.) *Feminism and History (Oxford readings in feminism)* Oxford 2006, 1–13. Und Scott Johan Wallach, *Introduction*. In: Scott Wallach Joan (Hg.) *Feminism and history (Oxford readings in feminism)* Oxford 1996, 1–13. und Mommertz Monika und Opitz-Belakhal Claudia (Hg.), *Das Geschlecht des Glaubens. Religiöse Kulturen Europas zwischen Mittelalter und Moderne*. Frankfurt am Main 2008. Und vgl. Berger Christian, *Hahnenkampf Paul. Frauen- und Geschlechtergeschichte*. In: *Gender Glossar/gender Glossars* unter: <http://gender-glossar.de> (Stand: 17. Oktober 2019).

¹⁹ Vgl. Wilder Gary, *From Optic to Topic. The Foreclosure Effect of Historiographic Turns*, in: *American Historical Review*, 117, 3, 2012, 723–745.

²⁰ Vgl. Angehrn Céline, *Nicht erledigt*, 121.

²¹ Vgl. Kreutzer Susanne, *Arbeits- und Lebensalltag evangelischer Krankenpflege. Organisation, soziale Praxis und biographische Erfahrungen, 1945–1980*, Osnabrück 2014; Nolte Karen/Kreutzer Susanne,

2 - Arbeits- und Professionsgeschichte

Die Professionsforschung befasst sich mit der Herausbildung von wissenschaftlichen Berufen. In der vorliegenden Untersuchung geht es um die weibliche Professionalisierung, bedingt durch den Schwerpunkt im Quellenmaterial indes vor allem um die weibliche Professionalisierung der Krankenpflege und der Care-Arbeit. Unter Professionalisierung wird der Prozess verstanden, während dessen sich ein aufkommender Beruf zur Profession²² wandelt und sich dabei zunehmend in einem Tätigkeitsfeld behauptet, dieses sogar autonom kontrolliert und sich gegen andere konkurrierende Berufsgruppen durchsetzt.²³

In der historischen Professionsforschung wurde mehrfach auf die Problematik hingewiesen, dass es besser wäre, mit soziologischen Professionsmodellen zu arbeiten, um gesellschaftliche als auch historische Sachverhalte angemessen beschreiben zu können. Die Professionsforschung untersucht aber nicht nur einen linearen Prozess. Ausgehend von der

Seelsorgerin im Kleinen – Krankenseelsorge durch Diakonissen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Zeitschrift für medizinische Ethik 56/2010, 45–56; Nolte Karen, „Eine heilige Schar einheimischer Missionarinnen“ – Diakonissen in der Gemeindepflege im 19. Jahrhundert, in: Thierkötter Andrea/Recken Heinrich/Schoska Manuela u. a. (Hg.) Alltag in der Pflege. Wie mach(t)en sich Pflegenden bemerkbar?, Frankfurt a. M. 2009, 139–160.; Kreutzer Susanne, Alltag und Organisation evangelischer Krankenpflege. Care in historischer Perspektive, 1950–1980, in: Brandenburg Hermann/Kohlen Helen (Hg.), Gerechtigkeit und Solidarität im Gesundheitswesen, Stuttgart 2011; Kreutzer Susanne, Nursing Body an Soul in the Parish. Lutheran Deaconess Motherhouses in Germany and the United States, in: Nursing History Review, Jg. 18(2010), 134–150; Kreutzer Susanne, Freude und Last zugleich. Zur Arbeits- und Lebenswelt evangelischer Gemeindegewestern in Westdeutschland, in: Hähner-Rombach Sylvelyn (Hg.), Alltag in der Krankenpflege. Geschichte und Gegenwart/Everyday Nursing Life. Past and Present, Stuttgart 2009, 81–99; Kreutzer Susanne, Gemeindepflege in Westdeutschland. Alltag und soziale Praxis am Beispiel des Diakonissenmutterhauses der Henriettenstiftung, in: Thierkötter Andrea/Recken Heinrich/Schoska Manuela u. a. (Hg.), Alltag in der Pflege. Wie machten sich Pflegenden bemerkbar? Beiträge des 8. Internationalen Kongresses zur Geschichte der Pflege, Frankfurt a. M. 2009, 161–176; Kreutzer Susanne, Vom Liebesdienst zum modernen Frauenberuf. Reform der Krankenpflege nach 1945, Frankfurt a. M. 2005 und weitere: Friedrich Norbert, Überforderte Engel? Diakonissen als Gemeindegewestern im 19. und 20. Jahrhundert, in: Braunschweig Sabine (Hg.), Pflege – Räume, Macht und Alltag. Beiträge zur Geschichte der Pflege, Zürich 2006, 85–94; Malchau Dietz Susanne, Angels in nursing. Images of nursing sisters in a Lutheran context in the nineteenth and twentieth centuries. Nursing Inquiry 2007, 14 (4), 289–298; Malchau Dietz Susanne, Nursing and history. Proceedings. First Danish History of Nursing Conference, Aarhus, 2009; Malchau Dietz Susanne, Women Religious and Nursing in the Renaissance. The Daughters of Charity and the Professionalization of Nursing, 2011; Elstadt Ingunn. District nursing between the local and the international. Northern Norway 1890–1940, in: Andersen Astri/Groenlie Tore/Ryymen Teemu (Hg.) Science, Culture and Politics. European perspectives on Medicine, Sickness and Health. Conference proceedings, Bergen 2006, 173–186; Zerull Lisa. Nursing out of the parish. A history of the Baltimore Lutheran Deaconesses 1893–1911, Umi 2011; Mangion Carmen, Women, Religion and Medical Care in Victorian Britain, Manchester 2008.

²²Anm.: Das Wort Profession stammt aus dem Lateinischen „Professio“ und bedeutet öffentliches Bekenntnis. Das Bekenntnis, einem Gewerbe nachzugehen. In der katholischen Kirche spricht man darum beim definitiven Eintritt in eine Ordensgemeinschaft von „Profess“. Die Diakonissen und Schwesterngemeinschaften benutzen den Begriff der „Einsegnung“.

²³ Vgl. dazu unter anderem Siegrist Hannes, Bürgerliche Berufe. Die Professionen und das Bürgertum, in: Siegrist Hannes (Hg.), Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich, Göttingen 1988, 11–48, hier 14; Rüschmeyer Dietrich, Professionalisierung. Theoretische Probleme für die vergleichende Geschichtswissenschaft, in: Geschichte und Gesellschaft, 6. Jg., 1980, 311–325; Honegger Claudia, Liebig Brigitte, Wecker Regina (Hg.), Wissen Gender, Professionalisierung. Historische-soziologische Studien, Zürich 2003.

Kritik, dass ihr konflikt- und machttheoretische Ansätze fehlen, ergänzt Angelika Wetterer²⁴ in ihren Untersuchungen die Komponenten Geschlecht und Macht. Dieser Ansatz wird in der vorliegenden Arbeit berücksichtigt.

In frauengeschichtlichen Arbeiten findet sich Wetters Professionsansatz sehr oft: Indem historische Prozesse unter der Fragestellung von Strategien und Machtpolitik analysiert werden, können etwa Hinweise auf Ausschlussmechanismen von Frauen auf diverse Berufsgruppen aufgezeigt oder die verspätete Zulassung von Frauen zu den verschiedensten Studiengängen erläutert werden.²⁵ Gerade im Bereich der Krankenpflege, welche lange Zeit die Hauptaufgabe der Schwestern und der Diakonissen repräsentierte, stellte sich die Frage nach ihrem Berufsverständnis und ihrem Berufsethos.

Allem voran stellte sich auch eine finanzielle Frage: Welcher Konkurrenzdruck trat durch die säkulare Wertorientierung von freien Krankenschwestern in der Nachkriegszeit an die Diakonissen heran? Verschärfte dieser gewinnorientierte Ansatz die finanzielle Tragbarkeit bei den evangelischen und katholischen Schwestern? Gerade auch weil diese teilweise religiösen Berufungen²⁶ für ihren Berufsethos verantwortlich machten?

Postkolonialer Forschungsansatz

Als relativ neue Herangehensweise eröffnet der postkoloniale Forschungsansatz der Missionsgeschichte Einblicke in die Verflechtungen – „entanglements“ – der Mission. So möchten beispielsweise Linda Ratschiller und Karolin Wetjen ihrer Forschung den unterschiedlichen Akteuren, Räumen und Netzwerken der Mission Rechnung tragen und sie ebenfalls produktiv in die Analyse ihrer Forschungsprojekte miteinbeziehen, welche – beeinflusst von postkolonialen Theoriedebatten – die Dichotomie von Kolonie und Metropole auflöst.²⁷ Neue Forschungsprojekte plädieren dafür, Missionsgeschichte nicht mehr primär nur als Projekt einzelner europäischer Missionsgesellschaften zu begreifen,

²⁴ Vgl. Braunschweig Sabine, Zwischen Aufsicht und Betreuung. Berufsbildung und Arbeitsalltag der Psychiatriepflege am Beispiel der Baseler Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt, 1886–1960, Zürich 2013, 21. und vgl. Ritter Hans Jakob, Psychiatrie und Eugenik. Zur Ausprägung eugenischer Denk- und Handlungsmuster in der schweizerischen Psychiatrie, 1850-1950, Zürich 2009, 348.

²⁵ Vgl. dazu unter anderem Huerkamp, Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900–1945 (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte, Bd. 10, Hg. von Mager Wolfgang et al.) Göttingen 1996.

²⁶ Anm.: Unter Berufung wird ein bestimmter Auftrag oder eine Einladung Gottes an einen einzelnen Menschen oder an eine Gemeinschaft verstanden. In der vorliegenden Arbeit gilt die persönliche Gottesbeziehung der Schwestern nicht als Forschungsschwerpunkt. Die einzelnen Berufungen der Schwestern sind sehr individuell, bestehen aus unterschiedlichen Beweggründen und sind darum historisch schwierig fassbar. Viel wichtiger sind die Glaubenselemente im Zusammenhang von Dienst und Zusammenleben der Schwestern.

²⁷ Vgl. Stoler Ann Laura/Cooper Frederick. Between Metropole and Colony: Rethinking Research Agenda, in: dies. (Hg.), Tensions of Empire, Berkley 2001, 1-56. Im Sinne der Mission: Marten Michael, Re-Imaging „Metropole“ and „Periphery“ in Mission History, in: Nielssen Hilde/Okkenhaug Inger Marie/ Hestad Skeie Karina (Hg.), Protestant Missions and Local Encounters in the Nineteenth and Twentieth Centuries. Unto the Ends of the World Lieden/Boston 2011, 293-315.

sondern gesamthistorisch als Verflechtungsgeschichte wahrzunehmen. Diese zeichnet sich gerade durch ihren Methodenpluralismus aus. Anstatt dabei Missionsgeschichte von innen heraus zu erklären, ziehen sie Denkanstösse aus den Kultur-, Sozial- und Geisteswissenschaften für die Untersuchung des Phänomens Mission hinzu.²⁸

Eine Geschichte der Verflechtungen beinhalte, so Randeria und Cooper in ihrem zum Klassiker avancierten Band, einerseits Gemeinsamkeiten und Austauschbeziehungen, mit welchen es möglich sei, den Tunnelblick zu überwinden. Diese Verflechtungen lösen auch die Geschichte einer Nation oder – im Falle der Mission – einer Gesellschaft ab, welche versuchte, sich aus sich selbst heraus zu erklären. Andererseits wird durch diese Perspektive auch ersichtlich, dass Interaktionen und Verflechtungen nicht nur zu Gemeinsamkeiten führten, sondern gleichzeitig auch Konflikte und Brüche produzierten.²⁹ Die „neue“ Missionsgeschichte im postkolonialen Sinne bildet somit Anreiz und Herausforderung zugleich und beinhaltet vielfältige Perspektiven.³⁰

In der vorliegenden Untersuchung zur Mission werden diese neuen Forschungsansätze der postkolonialen Missionsgeschichtsforschung berücksichtigt um die Oral-History-Interviews mit Missionarinnen und die Berichte, welche in den mutterhauseigenen Zeitschriften publiziert wurden, zu untersuchen. Die Missionsgeschichte bildet in der vorliegenden Arbeit mit dem gewählten Forschungszeitraum und der sinkenden Schwesternzahlen ebenfalls ein schrittweise erodierendes Betätigungsfeld der Deutschschweizer Diakonissenhäuser. Genau dieser Umstand dürfte konfliktreich sein und in zahlreichen schriftlichen Korrespondenzen mit den unterschiedlichen Mutterhäusern zu finden sein. Hierbei handelt es sich um ein noch unerforschtes Forschungsfeld innerhalb der weiblichen Schweizer Missionsgeschichte, für welches sich die vorliegende Untersuchung erhofft, neue Anstösse zu geben. Insbesondere auf eine kürzlich erschienene Dissertation zur weiblichen evangelischen Mission soll hier nur kurz verwiesen werden. Julia Hauser hat in ihrer Monographie „German Religious Women in Late Ottoman Beirut“³¹ ihr Dissertation zu deutschen Kaiserswerther Schwestern und ihrer Schule in Beirut ihre Dissertation verfasst. Hauser analysiert dabei das Waisen- und Mädcheninternat, welches von deutschen, protestantischen Kaiserswerther Diakonissen im späotosmanischen Beirut geleitet wurde. Es handelte sich dabei um eine der grösseren Bildungsinstitutionen der Stadt. In der Studie geht es unter anderem darum, dass sie die meist ungedruckten und

²⁸ Ratschiller Linda/Wetjen Karolin (Hg.), *Verflochtene Mission*, Köln Weimar 2018, 15.

²⁹ Vgl. Conrad Sebastian/Randeria Shalini, Einleitung: Geteilte Geschichte – Europa in einer postkolonialen Welt, in: dies. /Römhild Regina (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M./New York 2013, 32-70., hier 40-41. Und Ratschiller Linda/Wetjen Karolin (Hg.), *Verflochtene Mission*, Köln Weimar 2018, 11-12.

³⁰ Ratschiller Linda/Wetjen Karolin (Hg.), *Verflochtene Mission*, Köln Weimar 2018, 15.

³¹ Hauser Julia, *German Religious Women in Late Ottoman Beirut. Competing Missions*. In: Murre-van den Berg Heleen L.. (Ed.) *Studies in Christian Mission*, Volume 45, Leiden, Boston 2015.

unbeachteten Korrespondenzen der Schwestern mit der Heimat analysierte. Diese Analyse zeigt auf, dass Missionare sowie Diakonissen nur dann „missionarisch“ erfolgreich sein konnten, wenn sie in Verhandlungen mit ihrem lokalen Umfeld traten und auch die Bedürfnisse und Ansichten der dortigen Menschen berücksichtigten. Die Mission wurde also nicht von der Heimat aus organisiert, sondern eher von den konfliktreichen Verhandlungsprozessen vor Ort geformt. Damit handelt es sich um eine ziemlich neue Perspektive auf die Missionsarbeit, die sich von der isolierten „von oben nach unten“ (top down)-Perspektive der früheren Missionsforschung unterscheidet.³² Der Missionsgeschichte von Deutschschweizer Diakonissen wird in der vorliegenden Arbeit jedoch nur ein Einblick gewährt. Sie stellt nach wie vor ein Forschungsdesiderat dar.

3 - Institutionsgeschichte

Der dritte Ansatz ist in der Institutionsgeschichte zu verorten, welcher sich mit dem Wandel der Strukturen und Organisationen im Diakonissenmutterhaus befasst. Unter Anwendung der institutionshistorischen Perspektive soll aufgezeigt werden, wo sich das Mutterhaus und seine Aussenstationen als konfessionelle Krankenfürsorge den neuen sozialstaatlich organisierten Institutionen anpassten und teilweise auch weichen mussten.

Zu der fusionierten arbeits- und geschlechtergeschichtlichen Forschungsanlage stellt sich zudem ein institutionsgeschichtlicher Forschungsansatz hinzu, welcher den Übergang der Krankenpflege zwischen der Institution der Diakonissenhäuser und der Institutionen des Sozialstaates ins Visier nimmt. Während die Diakonissenhäuser ihre eigenen Aussenstationen und Spitäler schliessen mussten, übernahmen zunehmend kantonale und nationale Krankenpflegeinstitutionen Aufgaben in der Pflege und der Betreuung. Diverse Forschungsprojekte von Bernhard Schneider zur konfessionellen Armenfürsorge in Deutschland haben die These bestätigt, dass konfessionelle Gesundheitsversorgung eine wichtige Grundlage für die spätere Entstehung des Sozialstaates darstellte.

Diese Annahme kann auch für die konfessionelle Armenfürsorge und ihre späteren sozialstaatlichen Entwicklungen in der Schweiz übernommen werden.³³ Ebenfalls darf dabei die ausserordentliche Bedeutung, welche diese neuen konfessionellen Organisationen

³² Anm.: Im Sinne dieses breiten und multiperspektivischen Ansatzes forschen auch Linda Ratschiller und Karolin Wetjen, welche im 2018 einen neuen Sammelband „Verflochtene Mission“ herausgegeben haben. Vgl. Ratschiller Linda/Wetjen Karolin (Hg.), *Verflochtene Mission*, Köln Weimar 2018.

³³ Vgl. als knappen Überblick der Gesamtentwicklung: Schneider Bernhard, *Armut und Armenfürsorge in der Geschichte des Christentums*. In: *Armut. Perspektiven in Kunst und Gesellschaft*, Uerlings Herbert (Hg.) (u. a.). *Ausst.-Kat. Stadtmuseum Simeonstift Trier und Rheinisches Landesmuseum Trier*. Darmstadt 2011, S. 92–101. Als Überblick zur Gesamtentwicklung im katholischen Bereich im deutschsprachigen Raum seit dem späten 18. Jahrhundert vgl. Gatz Erwin (Hg.), *Caritas und soziale Dienste*. Freiburg 1996.

im ausgehenden 19. Jahrhundert auf den sich allmählich ausbildenden deutschen sowie auch den schweizerischen Sozialstaat einnahmen, nicht unterschätzt werden.³⁴

Die Dissertation berührt somit durch ihre Trilogie an Forschungsansätzen drei grosse inhaltliche Themenfelder: das Diakonissenwesen (A), die Professionalisierung und die Restrukturierung des Berufsverständnisses und des Berufsethos der Krankenpflege und der Care-Arbeit (B) und den Übergang von einem konfessionell geprägten Krankenwesen hin zur Entstehung einer sozialstaatlich geregelten Gesundheitsversorgung (C).

Der historische Kontext der vorliegenden Arbeit muss somit im Spannungsfeld von drei verschiedenen inhaltlichen Themenbereichen verortet werden. Es gilt in diesen Bereichen einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu gewinnen.

Erstens umfasst der Forschungsstand die Institutionsgeschichte des Diakonissenwesens des 19. und des 20. Jahrhunderts mit einer historischen Spurensuche der weiblichen evangelischen Sozialfürsorge und ihrem Weiblichkeitsbild mit ihrem Ursprung in Deutschland. In diesem kulturellen und gesellschaftlichen Rahmen kann zudem das Deutschschweizer Diakonissenbild verortet werden.

Zweitens wird versucht, die Lebenswelt der Schwestern mit dem Aufkommen der Professionalisierung sogenannter typischer Frauenberufe und der Entstehung von neuen, sozialen Berufen der Care-Arbeit im pflegerischen und pädagogischen Bereich zu verflechten. Darin gilt es unter anderem auch den dialektischen und wechselwirkenden Prozess und die Wirkung von neuen Frauenbildern und weiblichen Identitäten auf den Lebensentwurf von Diakonissen zu beschreiben und ihre Folgen auf ihre Handlungsfelder anzugeben.

Im dritten Themenfeld und Forschungsansatz geht es darum, die Prozesse und den Übergang der konfessionellen Kranken- und Sozialfürsorge hin zur Entstehung des erstarkenden Sozialstaates und seiner gesundheitspolitischen Institutionen aus der Perspektive der Diakonissen zu beschreiben.

(A) Die Diakonissen und vor allem die Diakonissenmutterhäuser sind schon früh ins Blickfeld der Forschung geraten. Allerdings fällt auf, dass die Werke oftmals institutionengeschichtliche und kirchengeschichtliche Forschungsziele verfolgten. Auch in der Schweiz legten die Autoren und Autorinnen mit ihren Beiträgen die Schwerpunkte auf Ereignis-, Kollektiv- und Institutionsgeschichte.³⁵ Dora Schlatter und Hedwig Wolff erstellten ereignisgeschichtliche Darstellungen zur Institutionsgeschichte diverser

³⁴ Als Überblick zu dieser Entwicklung vgl. Metz Karl H.; Die Geschichte der sozialen Sicherheit. Stuttgart 2008.

³⁵ Vgl. Schlatter Dora, Barmherzige Kirche. Geschichte der Diakonissenhäuser in der Schweiz, Bern 1944; Wolff Hedwig, Frauendienst in der Kraft Gottes. Geschichte der weiblichen Diakonie, Basel 1951; Heim Urs F. A., Leben für Andere. Die Krankenpflege der Diakonissen und Ordensschwestern in der Schweiz, Basel 1988.

Diakonissenhäuser. Sie waren selbst Diakonissen und haben in ihren Monografien theologische Begründungen zur weiblichen Diakonie thematisiert. Urs F. A. Heim beschäftigte sich in seinem konfessionsübergreifenden Beitrag vor allem mit der Arbeit der Krankenpflege der Diakonissen und Ordensschwwestern. Auch haben die grösseren Deutschschweizer Diakonissenmutterhäuser seit 2002 verschiedene, selbst in Auftrag gegebene Jubiläumsschriften veröffentlicht: aus Riehen „Zeichen der Hoffnun“³⁶, „Lebenshäuser. Vom Krankenasyll zum Sozialunternehmen – 150 Jahre Diakoniewerk Neumünster“³⁷ oder aus dem Berner Diakonissenhaus die Sammlung von lebensgeschichtlichen Erzählungen von Berner Diakonissen „Ich würde schon gehen. Berner Diakonissen erzählen.“³⁸ In der Schweiz gibt es ausser dem kleinen Überblickswerk der evangelischen Gemeinschaften³⁹ und der Monographie „Diakonissen in der Ostschweiz“⁴⁰ von Regula Schär keine Literatur zu den weiblichen, evangelischen Diakonissenhäusern in der Schweiz.

Im Zusammenhang mit Diakonissenforschung lohnt es sich, auch über die Landesgrenzen hinaus nach Forschungsarbeiten Ausschau zu halten. In Deutschland erforschen Susanne Kreutzer und Karen Nolte seit Mitte der 2000er Jahren den Arbeits- und Lebensalltag in der evangelischen Krankenpflege. Dabei interessiert Kreutzer insbesondere eine Schwesterngemeinschaft in Hannover. Sie erarbeitete unter anderem mit der Oral-History-Methode die Lebensgeschichten von Diakonissen im Kontext ihrer Arbeit und ihres Alltags. Einen Schwerpunkt in ihrer Forschung bilden die Transformationsprozesse des Pflegeberufs der Diakonisse hin zu dem anerkannten Frauenberuf der diplomierten Pflegefachperson. Damit einhergehend untersucht sie auch die Konsequenzen, welche diese Entwicklungen auf die Arbeitsfelder von Diakonissen mit sich brachten.⁴¹

³⁶ Vgl. Doris Kellerhals/u. a. (Hg.), Zeichen der Hoffnung. Schwesterngemeinschaft unterwegs, Basel 2002

³⁷ Vgl. Knellwolf Ulrich, Lebenshäuser. Vom Krankenasyll zum Sozialunternehmen – 150 Jahre Diakoniewerk Neumünster, Zürich 2007.

³⁸ Vgl. Stiftung Diaconis Bern, Ich würde schon gehen. Berner Diakonissen erzählen, Bern 2011. Eine Auswahl: Dürig Hans, 125 Jahre Dienst am Kranken. 50 Jahre Spital Neumünster in Zollikerberg/ Diakoniewerk Neumünster, Zollikerberg 1983; Naef Christof / Schranz Lydia (Hgs.), 150 Jahre Diakonissenhaus Bern 1844-1994, Bern 1994; Diakonissenhaus Bern (Hg.), Ich würde schon gehen. Berner Diakonissen erzählen, Bern 2011; Diakonissenhaus Siloah (Hg.), 75 Jahre – Eine Festschrift, Gümligen 1993; Diakonieverband Ländli (Hg.), mit Gott unterwegs. 75 Jahre Diakonieverband Ländli, Oberägeri 1998; Walter Eglin, 100 Jahre Schwesternheim Wilchingen, Schaffhausen 2004; Diakoniewerk Bethanien (Hg.), 100 Jahre – aktueller den je, Zürich 2011; Diakonissenhaus Riehen (Hg.), Neues „Eben Ezer“. Das Diakonissenhaus Riehen 1852-1927, Riehen 1927.

³⁹ Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften in der Schweiz, Zürich 2003.

⁴⁰ Vgl. Schär Regula, Diakonissen in der Ostschweiz, Zürich 2018.

⁴¹ Vgl. Kreutzer Susanne, Arbeits- und Lebensalltag evangelischer Krankenpflege. Organisation, soziale Praxis und biographische Erfahrungen, 1945-1980, Osnabrück 2014; Nolte Karen/Kreutzer Susanne, Seelsorgerin im Kleinen – Krankenseelsorge durch Diakonissen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Zeitschrift für medizinische Ethik 56/2010, 45-56; Nolte Karen, „Eine heilige Schar einheimischer Missionarinnen“ – Diakonissen in der Gemeindepflege im 19. Jahrhundert, in: Thierkötter Andrea/Recken Heinrich/Schoska Manuela u. a. (Hg.), Alltag in der Pflege. Wie mach(t)en sich Pflegenden bemerkbar?, Frankfurt a. M. 2009, 139-160.; Kreutzer Susanne, Alltag und Organisation evangelischer Krankenpflege. Care in historischer Perspektive, 1950-1980, in: Brandenburg Hermann/Kohlen Helen (Hg.), Gerechtigkeit und Solidarität im

Gleichzeitig müssen aber auch Quervergleiche mit der Entstehung der weiblichen Verberuflichung aus der bürgerlichen Gesellschaft hinzugezogen werden. Insgesamt fällt auf, dass ein Grossteil der Studien zur Geschichte der Pflege und der Schwesterngemeinschaften im Kontext einer Richtung von Frauenforschung entstand, die sich an den zeitgenössischen Werten von Emanzipation und Selbstbestimmung orientierte, und dass an diesen Massstäben gemessene patriarchale Mutterhaussystem als Institution immer als defizitär charakterisiert wurde.⁴² Auch wenn die Strukturen des Mutterhauses eigentlich keine emanzipatorische und selbstbestimmte Lebensweise der Schwestern vorsah, bedeutete dies nicht, dass die Schwestern nicht doch so lebten oder sich gewisse Freiheiten herausnahmen. Diese früheren Forschungen sollen mit den narrativen Oral-History-Quellen der Diakonissen in der vorliegenden Untersuchung um eine neue Perspektive ergänzt werden.

Ein weiteres Oral-History-Projekt wurde von Ute Gause und Cordula Lissner in einer Herausgeberschaft realisiert. Auch hier steht die Krankenpflege als Kernbereich der Kaiserswerther Mutterhäuser im Vordergrund.⁴³ Ute Gause hat sich in diversen Monographien, Sammelbänden und Aufsätzen ebenfalls mit Fragen zu Gender und Protestantismus beschäftigt.⁴⁴ Gause verfolgte ausgehend von den Kaiserswerther

Gesundheitswesen, Stuttgart 2011; Kreutzer Susanne, Nursing Body an Soul in the Parish. Lutheran Deaconess Motherhouses in Germany and the United States, in: Nursing History Review, Jg. 18(2010), 134-150; Kreutzer Susanne, Freude und Last zugleich. Zur Arbeits- und Lebenswelt evangelischer Gemeindeschwestern in Westdeutschland, in: Hähner-Rombach Sylvelyn (Hg.), Alltag in der Krankenpflege. Geschichte und Gegenwart/Everyday Nursing Life. Past and Present, Stuttgart 2009, 81-99; Kreutzer Susanne, Gemeindepflege in Westdeutschland. Alltag und soziale Praxis am Beispiel des Diakonissenmutterhauses der Henriettenstiftung, in: Thiekötter Andrea/Recken Heinrich/Schoska Manuela u.a. (Hgs.), Alltag in der Pflege. Wie machten sich Pflegenden bemerkbar? Beiträge des 8. Internationalen Kongresses zur Geschichte der Pflege, Frankfurt a. M. 2009, 161-176; Kreutzer Susanne, Vom Liebesdienst zum modernen Frauenberuf. Reform der Krankenpflege nach 1945, Frankfurt a. M. 2005 und weitere: Friedrich Norbert, Überforderte Engel? Diakonissen als Gemeindeschwestern im 19. Und 20. Jahrhundert, in: Braunschweig Sabine (Hg.), Pflege – Räume, Macht und Alltag. Beiträge zur Geschichte der Pflege, Zürich 2006, 85-94; Malchau Dietz Susanne, Angels in nursing. Images of nursing sisters in a Lutheran context in the nineteenth and twentieth centuries. Nursing Inquiry 2007, 14 (4), 289-298; Malchau Dietz Susanne. Nursing and history. Proceedings. First Danish History of Nursing Conference, Aarhus, 2009; Malchau Dietz Susanne, Women Religious and Nursing in the Renaissance. The Daughters of Charity and the Professionalization of Nursing, 2011; Elstadt Ingunn, District nursing between the local and the international. Northern Norway 1890-1940, in: Andersen Astri/ Groenlie Tore/ Ryymin Teemu (Hg.) Science, Culture and Politics. European perspectives on Medicine, Sickness and Health. Conference proceedings, Bergen 2006, 173-186; Zerull Lisa, Nursing out of the parish. A history of the Baltimore Lutheran Deaconesses 1893-1911, Umi 2011; Mangion Carmen, Women, Religion and Medical Care in Victorian Britain, Manchester 2008.

⁴² Vgl. Kreutzer Susanne. Arbeits- und Lebensalltag evangelischer Krankenpflege. Organisation, soziale Praxis und biographische Erfahrungen, 1945-1980, Osnabrück 2014, 24.

⁴³ Vgl. Gause Ute / Lissner Cordula (Hgs.), Einleitung: Auf der Suche nach dem Alltagsgedächtnis Kosmos Diakonissenmutterhaus. Geschichte und Gedächtnis einer protestantischen Frauengemeinschaft, Leipzig 2005.

⁴⁴ Vgl. Gause Ute, Kirchengeschichte und Genderforschung, Tübingen 2006; Gause Ute, Geschlecht als Kategorie. Was leistet eine feministische Perspektive für die Kirchengeschichte? Ein Diskussionsbeitrag, in: Doering-Manteuffel Anselm / Nowak Kurt (Hg.), Kirchliche Zeitgeschichte. Urteilsbildung und Methoden, Stuttgart 1996, 164-179; Gause Ute, Frauen und Frömmigkeit im 19. Jahrhundert: Der Aufbruch in die Öffentlichkeit, in: Ehmer Hermann/Sträder Udo (Hg.), Beiträge zur Geschichte des württembergischen Pietismus, Göttingen 1998, 309-327; Gause Ute/Paulus Julia, Evangelische und katholische Gender-

Diakonissen in einer ähnliche Untersuchung und Fragestellung die Genderfrage in der Armenfürsorge in Deutschland.⁴⁵ Sie stellt fest, dass man noch bis in die 1960er Jahre davon ausging, mit dem Beruf Diakonisse ein protestantisches, christliches Weiblichkeitsideal geschaffen zu haben. Dieses Ideal wurde Mitte des 19. Jahrhunderts erstmals von Theodor Fliedner im Ruhrgebiet mit der Eröffnung der Kaiserswerthers Diakonissenanstalt begründet. Ute Gause erforschte dabei im deutschen Kontext die folgenden beiden Forschungsfragen, welche in der Schweizer Diakonissenforschung nach wie vor ein Forschungsdesiderat darstellen und somit auch für die vorliegende Arbeit eine essenzielle Rolle spielen:

- (1) die Frage, wie der Dienst an den Nächsten – die Fürsorge – mit der Weiblichkeit und der christlichen Religion verknüpft und begründet wurde und
- (2) ob und wie diese konfessionellen Vorstellungen die Entstehung der Schweizer Sozialsysteme begünstigt oder gar beeinflusst haben.⁴⁶

Ein ebenfalls deutsches Forschungsprojekt zu den Veränderungen der evangelischen Sozialfürsorge ist die Habilitationsschrift von Rajah Scheepers.⁴⁷ Sie befasst sich darin im Allgemeinen mit den Transformationen des sozialen Protestantismus und im Speziellen mit den Umbrüchen in den Diakonissenmutterhäusern Kaiserswerther Prägung in Deutschland. Gerade für die Kaiserswerther Grundordnungen und Rahmenordnung sowie der Kaiserswerther Generalkonferenz⁴⁸ bietet ihre Arbeit einen soliden Überblick. In der Schweiz gibt es ausser den selbst in Auftrag gegebenen Jubiläumsschriften⁴⁹ der grösseren

Forschung im Überblick, in: Gause Ute/Heller Barbara/ Kaiser Jochen Christoph (Hg.), *Starke fromme Frauen? Eine Zwischenbilanz konfessioneller Frauenforschung heute*, Hofgeismar 2000, 5-23; Gause Ute, *Frauen entdecken ihren Auftrag! Neue Erträge diakonischer Frauenforschung*, in: Coenen-Marx Cornelia (Hg.), *Ökonomie der Hoffnung. Impulse zum 200. Geburtstag von Theodor und Friederike Fliedner*, Düsseldorf 2001, 75-92; Gause Ute, *Bürgerliches Frauenideal und christliche Frauenemanzipation*, in: Wilmes Hermann (Hg.), *Materialien Handbuch Geschichte, Bd. 4: Staat und Nation im 19. Jahrhundert*, Köln 2001, 123-128; Gause Ute, *Friederike Fliedner und die „Feminisierung des Religiösen“ im 19. Jahrhundert*, in: Friedrich Martin/Friedrich Norbert, (Hg.), *Sozialer Protestantismus im Vormärz*, Münster 2001, 123-128. Gause Ute, *Protestantismus und Frauenfrage*, in: Wilmes Hermann (Hg.), *Materialien Handbuch Geschichte, Bd. 4: Staat und Nation im 19. Jahrhundert*, Köln 2001., 79-86; Gause Ute, *Dienst und Demut. Diakonieggeschichte als Geschichte christlicher Frauenbilder*, in: Fuhrmann Siri/Pahl Irmgard/Geldbach Erich (Hg.), *Soziale Rollen von Frauen in Religionsgemeinschaften*, Münster 2003, 65-83.

⁴⁵ Gause Ute, *Armenfürsorge und Genderfrage im Protestantismus des deutschsprachigen Raums am Beispiel Kaiserswerths und seiner Diakonissen*, in: Maurer Michaela und Schneider Bernhard (Hg.), *Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit“?* Berlin 2013, 351-361.

⁴⁶ Gause Ute, *Armenfürsorge und Genderfrage im Protestantismus des deutschsprachigen Raums am Beispiel Kaiserswerths und seiner Diakonissen*, in: Maurer Michaela und Schneider Bernhard (Hg.), *Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit“?* Berlin 2013, 351-361, hier 351-352.

⁴⁷ Vgl. Scheepers Rajah, *Transformationen des Sozialen Protestantismus. Umbrüche in den Diakonissenmutterhäuser des Kaiserswerther Verbandes nach 1945*, Stuttgart 2016.

⁴⁸ Der Kaiserswerther Generalkonferenz gehörten seit 1861 auch die untersuchten Deutschschweizer Diakonissenhäuser Riehen, Zollikerberg und Bern an.

⁴⁹ Vgl. Kellerhals et al. (Hg.), *Zeichen der Hoffnung und Knellwolf, Lebenshäuser*.

Diakonissenhäuser und dem kleinen Überblickswerk der evangelischen Gemeinschaften⁵⁰ nur spärliche Überblicksliteratur zu den weiblichen Akteurinnen in der evangelischen Sozialfürsorge der Deutschschweiz.

(B) Das zweite Forschungsgebiet, welches für den Forschungsstand erschlossen wird, ist die Frauen- und Professionsgeschichte im Zusammenhang mit karitativen Institutionen.

In der Schweiz wurde in einer ersten Phase in den 1980er Jahren die Schweizerische Frauengeschichte aufgearbeitet. Darin werden weibliche Identitäten, Frauenarbeit, bürgerliche Gesellschaftsordnungen, soziale Not und Religion thematisiert.⁵¹ Joris und Witzig versuchen mit ihren Arbeiten aufzuzeigen, wie die historischen Prozesse hinter diesen Schlagworten zu verorten sind. Zudem beschreiben sie die Entstehung von religiösen und bürgerlichen Begrifflichkeiten im Zusammenhang mit der weiblichen Professionalisierung.

Alfred Fritschi hat sich mit der Sozialgeschichte der weiblichen Berufskrankenpflege in der Schweiz von 1850 bis 1930 beschäftigt.⁵² Für den Zeitraum 1886 bis 1960 hat sich Sabine Braunschweig mit diversen Publikationen für die Entwicklung der Krankenpflegeberufe und der Psychiatriepflege interessiert. Auch sie beschäftigt sich in einem Exkurs mit der Rolle der Diakonissen in der Psychiatriepflege.⁵³ Der Forschungsstand zur Frauengeschichte ist aber mit den schweizerischen Beiträgen nicht abgesteckt.

In Deutschland haben Frank-Michael Kuhlemann und Hans-Walter Schmuhl einen Band zu „Konfession und Gesellschaft“ herausgegeben. Sie befassen sich mit der Entwicklung von Beruf und Religion im 19. und 20. Jahrhundert. Dabei bietet gerade der Beitrag von Kerstin Winkler „Konkurrenz oder Hilfe? Zur Rolle der Freien“⁵⁴ Hilfsschwesternschaften

⁵⁰ Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften.

⁵¹ Vgl. Joris Elisabeth und Witzig Heidi, Die Ewigen Töchter oder die verpasste Revolution: Überlegungen zur Entwicklung der „Töchterberufe“, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte (Band 34) Heft 3, Frauen: Zur Geschichte weiblichen Arbeits- und Lebensbedingungen in der Schweiz, 1984, 357-362; Vgl. Fetz Anita. Ein Schritt in die Öffentlichkeit. Sozialarbeit der bürgerlichen Frauenbewegung der deutschsprachigen Schweiz um die Jahrhundertwende, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte (Band 34) Heft 3, Frauen: Zur Geschichte weiblichen Arbeits- und Lebensbedingungen in der Schweiz, 1984, 398-409.

⁵² Vgl. Fritschi Alfred, Die Schwesternschaft. Zur Sozialgeschichte der weiblichen Berufskrankenpflege in der Schweiz 1850-1930, Zürich 1990.

⁵³ Vgl. Braunschweig Sabine, Zwischen Aufsicht und Betreuung. Berufsbildung und Arbeitsalltag der Psychiatriepflege am Beispiel der Baseler Heil- und Pflgeanstalt Friedmatt, 1886-1960, Zürich 2013. und vgl. Braunschweig Sabine. Die Entwicklung der Krankenpflege und der Psychiatriepflege in der Schweiz. in: Ilsemarie Walter, Elisabeth Seidl, Vlastimil Kozon (Hg.): Wider die Geschichtslosigkeit der Pflege, Wien 2014, 113-122; Vgl. Habermas Rebekka, Weibliche Religiosität – oder: Von der Fragilität bürgerlicher Identitäten in: Tenfelde Klaus/Wehler Hans-Ulrich (Hg.), Wege zur Geschichte des Bürgertums. Vierzehn Beiträge, Göttingen 1994, 125-148; Angehrn Céline, Arbeit am Beruf. Feminismus und Berufsberatung im 20. Jahrhundert. Basel 2019.

⁵⁴ Anm.: Freie Hilfsschwester oder freie Schwestern werden in der Arbeit als gleichbedeutend verwendet. In der Schweiz sprechen die Diakonissen von den freien Schwestern, also denjenigen Krankenschwestern, welche mit ihnen im Spital arbeiteten ohne mit ihnen in der Gemeinschaft zu leben. In Deutschland war der Begriff freie Hilfsschwester oder freie Verbandsschwester verbreitet.

in der Mutterhausdiakonie“⁵⁵ einen Einblick in das Spannungsfeld der weiblichen Sozialfürsorge und der Entstehung des Berufes der freien Krankenschwester.

Im selben Themenfeld an der Schnittstelle von konfessioneller Fürsorge und Professionalisierung von Pflege untersuchte die deutsche Historikerin Christel Kumbruck in ihrem Buch „Diakonische Pflege im Wandel. Nächstenliebe unter Zeitdruck“⁵⁶ vor allem den Aspekt der Veränderung der Ausbildung in der Krankenpflege in Deutschland.⁵⁷ Dabei konstatiert sie eine weitreichende Ambivalenz, welche die diakonische und die heutige professionelle Pflege vor eine grosse Herausforderung stellt: Die Qualität der Pflege wird zwar grossgeschrieben, doch soll sie gleichzeitig auch immer weniger kosten.⁵⁸

(C) Das dritte Thema, welche im Forschungsstand durchleuchtet werden soll, sind der schweizerische Sozialstaat und seine aufkommenden Institutionen im Gesundheitsbereich. Die heutige Sozialstaatsforschung hat sich im Allgemeinen von einer staats- und versicherungszentrierten Sicht verabschiedet. Auch die Fürsorge sowie das Schul- und Gesundheitswesen werden als Teil des Sozialstaates verstanden.⁵⁹ Verschiedene Forschungsprojekte haben gezeigt, dass private Wohltätigkeit bei der Ausprägung und der Entstehung des Sozialstaates eine zentrale Rolle spielte.⁶⁰ Dabei wird auf die Pionierrolle

⁵⁵Vgl. Winkler Kerstin, Konkurrenz oder Hilfe? Zur Rolle der Freien Hilfsschwesternschaften in der Mutterhausdiakonie, in: Kuhlemann Frank-Michael, Schmuhl Hans-Walter (Hg.), Beruf und Religion im 19. Und 20. Jahrhundert. Band 26. Stuttgart 2003, 210-226.

⁵⁶ Vgl. Kumbruck Christel, Diakonische Pflege im Wandel. Nächstenliebe unter Zeitdruck, Berlin 2009.

⁵⁷ Durch die Nähe der Deutschschweizer Mutterhäuser gibt es durchaus Parallelen in den Entwicklungen, da beispielsweise die Veränderung der Kaiserswerther Rahmenordnung auch die Schweizer Diakonissenhäuser betraf.

⁵⁸ Vgl. Kumbruck Christel, Diakonische Pflege im Wandel. Nächstenliebe unter Zeitdruck, Berlin 2009. 1.

⁵⁹ Vgl. Jenzer Sabine, Die „Dirne“, der Bürger und der Staat. Private Erziehungsheime für junge Frauen und die Anfänge des Sozialstaates in der Deutschschweiz, 1870er bis 1930er Jahre, Köln, Weimar, Wien 2014. 23. und Ritter Gerhard A. Der Sozialstaat. Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich. Dritte, erweiterte Auflage. München 2010. 16. und 98.: Ritter ergänzt Folgendes zum Sozialstaat: Schutz der sozialen Sicherheit des Einzelnen aufgrund von Massnahmen der Einkommenssicherung bei Alter, Invalidität, Krankheit, Unfall und Arbeitslosigkeit, Hilfe für grosse Familien, Gesundheitsfürsorge und sozialen Wohnungsbau, ebenso die Versuche zum Ausgleich unterschiedlicher Startchancen des Einzelnen durch ein staatliches Erziehungs- und Bildungswesen und die partielle Umverteilung von Einkommen durch das Steuersystem, Regulierung des Arbeitsmarktes und der Arbeitsbedingungen durch Massnahmen des Schutzes für den Arbeitnehmer. (Ebd. 16.)

Vgl. zudem auch Schumacher Beatrice, Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800, Zürich 2010, vgl. Gilomen Hansjörg, Guex Sébastien, Studer Brigitte (Hg.), Von der Barmherzigkeit zur Sozialversicherung, Zürich 2002; Moser Julia, Der schweizerische Wohlfahrtsstaat, Frankfurt am Main 2008.

⁶⁰ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 23. und vgl. Baldwin Peter, The Politics of Social Solidarity. Class Bases of European Welfare State 1875-1975. Cambridge u. a. 1990. Und vgl. Bauer Axel. Fürsorgepolitik als Interessenvermittlung. Administrative Gestaltung sozialpolitischer Netzwerke, Hamburg 1998.⁶¹ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 23-24. Und vgl. Schumacher Beatrice, Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800, Zürich 2010; Leimgruber Matthieu, Solidarity without de State? Business and the Shaping of the Swiss Welfare State, 1890-2000, New York 2008; David Thomas, Schaufelbühl Janick Marina, The Influence of Protestantism on Swiss Concepts of Philanthropy and Welfare (1850-1914). Paper presented at the Sixth European Social Science History Conference, 22.-25. March 2006, Amsterdam. Unveröffentlichter Vortrag. David Thomas, Schaufelbühl Janick Marina, Protestantische Wohltätigkeit und der Wohlfahrtsstaat in der Schweiz, 1850-1914. In: Lietzke Rainer, Weber Klaus (Hg.), Philanthropie und Religion in den europäischen Zivilgesellschaften: Entwicklungen im 19. Und 20. Jahrhundert, Paderborn 2009, 28-54.

der privaten Wohltätigkeit verwiesen, auf ihr breites Netzwerk, ihre Verflechtung mit der staatlichen Fürsorge, ihren Einfluss auf die staatliche Sozialpolitik sowie ihr Einbringen von Ideen, Prinzipien und Arbeitsmethoden, die ursprünglich von philanthropischen Gesellschaften in die staatliche Fürsorge und Gesetzgebung eingeführt wurden.⁶¹ Was dabei genau privat und was staatlich war, sei aufgrund der starken Interdependenzen zudem nur sehr schwierig aufzuteilen und zu definieren.⁶²

Im schweizerischen Sozialstaatsystem spielten zudem Non-Profit-Organisationen eine wichtige Rolle. Der genaue „welfare mix“ ist nicht nur länder-, sondern auch regions- und zeitspezifisch verschieden. Die Bemühung, die ländertypisch unterschiedlichen Ausprägungen der Wohlfahrtssysteme zu erklären, hat zu einer Reihe von neuen Studien geführt.⁶³ Die Theorie von Gøsta Esping-Andersen unterscheidet drei Typen des Wohlfahrtsstaates: das sozialdemokratische Modell, das konservativ-christdemokratische und das liberale Modell. Esping-Andersens Dreiteilung hat dabei zahlreiche Kritik ausgelöst, wobei einige dieser kritischen Stimmen auch für die vorliegende Arbeit interessant sind.⁶⁴

Vom Zusammenhang von Konfession und dem Aufkommen von west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im 19. Jahrhundert handelt der Band von Michaela Maurer und Bernhard Schneider, welche diesen im Jahr 2013 in der Reihe Religion – Kultur – Gesellschaft in den Studien zur Kultur- und Sozialgeschichte des Christentums in Neuzeit und Moderne herausgegeben haben. Die Verflechtung von Staat und Konfession im Übergang von der Sozialfürsorge zum Sozialstaat wird an verschiedenen Beispielen in Deutschland, Frankreich und Grossbritannien aufgezeigt.⁶⁵

⁶¹ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 23-24. Und vgl. Schumacher Beatrice, Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800, Zürich 2010; Leimgruber Matthieu, Solidarity without de State? Business and the Shaping of the Swiss Welfare State, 1890-2000, New York 2008; David Thomas, Schaufelbühl Janick Marina, The Influence of Protestantism on Swiss Concepts of Philanthropy and Welfare (1850-1914). Paper presented at the Sixth European Sociological Science History Conference, 22.-25. March 2006, Amsterdam. Unveröffentlichter Vortrag. David Thomas, Schaufelbühl Janick Marina, Protestantische Wohltätigkeit und der Wohlfahrtsstaat in der Schweiz, 1850-1914. In: Liedtke Rainer, Weber Klaus (Hg.), Philanthropie und Religion in den europäischen Zivilgesellschaften: Entwicklungen im 19. Und 20. Jahrhundert, Paderborn 2009, 28-54.

⁶² Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 24; Berner Frank, Der hybride Sozialstaat. Die Neuordnung von öffentlich und privat in der sozialen Sicherung. Frankfurt am Main 2009; Esping-Anderson Gøsta, The Three Worlds of Welfare Capitalism. Cambridge 1990.

⁶³ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 25. Eine Übersicht der verschiedenen Interpretationen liefern etwa Cousins Mel, European Welfare State. Comparative Perspectives. London 2005 und Manow Philip, Plurale Wohlfahrtswelten. Auf der Suche nach dem europäischen Sozialmodell und seinen religiösen Wurzeln. In: Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften, 46 (2005), 207-233.

⁶⁴ Vgl. Esping-Anderson Gøsta, The Three Worlds of Welfare Capitalism. Cambridge 1990.

⁶⁵ Vgl. Schneider Bernhard, Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystem im langen 19. Jahrhundert. Ein edler Wettkampf der Barmherzigkeit? Einleitung und Zwischenbilanz. In: Maurer Michaela und Schneider Bernhard (Hg.), Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit“? Berlin 2013.

Mattieu Leimgruber und Martin Lengwiler⁶⁶ beschäftigten sich mit den Transformationen des Sozialstaates Schweiz und seiner Sozialpolitik in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Sie halten fest, dass in der Schweiz ein gedrosseltes Tempo des Sozialstaatsausbaus auszumachen sei, indem ebenfalls nur beschränkt und wohldosiert Sicherungssysteme eingeführt worden und nur wenige sozialstaatliche Initiativen erfolgreich gewesen seien. Konkret lassen sich drei Eigenheiten der Schweizer Sozialstaatsentwicklung im Zweiten Weltkrieg eruieren:⁶⁷ Erstens stammte die Dynamik des Ausbaus des Sozialsystems der Schweiz vermehrt von unten, konkret von föderalen Akteuren, wie den kantonalen und kommunalen Behörden oder auch von dezentralen, halbstaatlichen und privaten Einrichtungen. Zweitens war die Entwicklung der Sozialversicherungen oftmals durch eine Delegation des Bundesstaates an meist private Akteure gekennzeichnet. Drittens sei der Sozialstaat Schweiz in weiten Teilen von „hybriden institutionellen Konstellationen“ geprägt gewesen „in denen die öffentlichen Sozialstaatssysteme entscheidend von privaten Akteuren vorstrukturiert wurden.“⁶⁸

Brigitte Studer verfasst mit ihrem Artikel „Ökonomie der sozialen Sicherheit“⁶⁹ einen ausführlichen Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert. Auch die Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft⁷⁰ ermöglichen spannende Einblicke, welche unter anderem auch die Übergänge der Krankenpflege von privaten Organisationen zu staatlichen Institutionen aufzeigen. Auch Christine Luchsinger und Julia Moser behandelten in ihren Beiträgen den schweizerischen Wohlfahrtsstaat.⁷¹ Alle genannten Forschenden der Schweizerischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte positionieren sich kritisch zur These, dass der Sozialstaat Schweiz nach dem Zweiten

⁶⁶ Vgl. Leimgruber Matthieu/Lengwiler Martin (Hg.), *Umbruch an der inneren Front. Krieg und Sozialpolitik in der Schweiz, 1938-1948*, Zürich 2009. und Leimgruber Matthieu/Lengwiler Martin, *Transformation des Sozialstaats im Zweiten Weltkrieg. Die Schweiz im internationalen Vergleich*, in: Dieselben (Hg.), *Umbruch an der inneren Front. Krieg und Sozialpolitik in der Schweiz, 1938-1948*, Zürich 2009, 9-45. Und Vgl. Lengwiler Martin, *Fürsorge, Selbsthilfe oder Sozialversicherungen? Die Entwicklung des Sozialstaats aus der Sicht der organisierten Gemeinnützigkeit, 1800-1950*, in: Beatrice Schumacher et al., *Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800*, Zürich 2010, 255-276.

⁶⁷ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 27-28. und Leimgruber Matthieu, Lengwiler Martin, *Transformationen des Sozialstaats im Zweiten Weltkrieg. Die Schweiz im internationalen Vergleich*. In: Leimgruber Matthieu, Lengwiler Martin (Hg.) *Umbruch an der „inneren Front“. Krieg und Sozialpolitik in der Schweiz, 1938-1948*. Zürich 2009, 9-43.

⁶⁸ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 27-28. und Leimgruber Matthieu, Lengwiler Martin, *Transformationen des Sozialstaats im Zweiten Weltkrieg. Die Schweiz im internationalen Vergleich*. In: Leimgruber Matthieu, Lengwiler Martin (Hg.), *Umbruch an der „inneren Front“. Krieg und Sozialpolitik in der Schweiz, 1938-1948*. Zürich 2009, 9-43, 42.

⁶⁹ Vgl. Studer Brigitte, *Ökonomie der sozialen Sicherheit*, in: Patrick Halbeisen/Martin Müller/Béatrice Veyrassat (Hg.), *Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*, Basel 2012, 923-974.

⁷⁰ Vgl. Schumacher Beatrice et al., *Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800*, Zürich 2010.

⁷¹ Vgl. Schumacher Beatrice et al., *Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800*, Zürich 2010. und Luchsinger Christine, *Sozialstaat auf wackeligen Beinen. Das Jahrzehnt der AHV*, in: Blanc Jean Daniel/Luchsinger Christine (Hg.), *Achtung die 50er Jahre. Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit*, Zürich 1994, 51-70.

Weltkrieg eine erfolgreiche Entstehungsgeschichte aufzuweisen habe. Vor allem die AHV, welche von den Stimmbürgern 1947 angenommen wurde, gilt als das Steckpferd der sozialstaatlichen Geschichte der Schweiz. Doch kann danach keineswegs von einem linearen weiteren Fortgang der sozialstaatlichen Institutionen gesprochen werden. Gerade auch im Public-Health-Bereich zeigten sich erst ab den späten 1970er Jahren Veränderungen. Die obligatorische Krankenkasse wurde so erst 1985 in der Schweiz eingeführt. Abschliessend ist festzuhalten, dass der bisherige Forschungsstand aufzeigt, dass Fragestellungen zur Rolle von konfessionellen Institutionen bei der Entstehung von sozialstaatlichen Strukturen nur am Rande erwähnt und untersucht wurden. Vorliegende Arbeit schliesst an ein noch offenes Forschungsdesiderat an und möchte hierzu neue Erkenntnisse zum Übergang der evangelischen Sozialfürsorge zum sozialstaatlichen Gesundheitsbereich im Zeitraum von 1945 bis 1990 gewinnen.

Datenbasis und Datenlage

Bundesarchiv und Archive der Mutterhäuser und Schwesterngemeinschaften

Das Bundesarchiv und auch Gemeinde- und kirchliche Archive besitzen zwar Unterlagen zu den Schwestern in Kantonsspitalern oder zu Gemeindeschwestern⁷², allerdings finden sich insgesamt nur wenige oder unzureichende Informationen, welche Aufschluss über die Arbeit und die Professionalisierung der Diakonissen in der Deutschschweiz geben können. Dieser Befund bestätigt, dass für die Untersuchung der Arbeit der Diakonissen und deren Einfluss auf die Professionalisierung von Care-Arbeit das Hinzuziehen der Oral-History-Methode unabdingbar ist. Mit den Unterlagen des Schweizerischen Roten Kreuzes, welche im Bundesarchiv in Bern archiviert sind, konnten schriftliche Dokumente zu Entstehung, Anerkennung, Regeln und Normierung von Pflegeberufen gesichtet werden. Dabei handelt es sich um Dokumente seitens der Kantone, des Schweizerischen Roten Kreuzes und bundesweiter Organisationen, welche in den Archiven der Diakonissenhäuser nicht zu finden waren. Jedes untersuchte Mutterhaus und auch die kleineren interviewten Schwesterngemeinschaften besitzen ein eigenes Archiv. Diese unterscheiden sich jedoch stark in ihrem Umfang, ihrer Vollständigkeit, ihrer Qualität der überlieferten Quellen sowie ihrem Erschliessungsgrad. Doch besitzen alle Gemeinschaften Jahresberichte und haben zumindest einige Fotos und Berichte archiviert. Die grösseren Mutterhäuser wie das Diakonissenhaus in Bern, das Neumünster im Zollikerberg und die Kommunität Riehen verfügen zudem über eine Vielzahl an internen und externen Rundschreiben,

⁷² Anm.: Eine Gemeindeschwester ist eine Krankenschwester, welche in ländlichen und ruralen Gebieten oftmals mit dem Fahrrad, später auch mit dem Auto, Patienten zu Hause besucht und pflegt. Das Modell ist mit der heutigen Spitex in der Schweiz zu vergleichen. Bis in die 1990er Jahre haben viele Mutterhäuser Diakonissen in Gemeinden als „mobile“ Krankenschwestern unter Vertrag gestellt.

Korrespondenzen mit anderen Mutterhäusern und Aussenstationen, Schwesternakten, Schwesternratsprotokollen und ihre selbst herausgegebenen Informationsblätter der Mutterhäuser und Gemeinschaften. Sie sind somit sehr detailliert erschlossen. Die anderen Archive der Gemeinschaften waren gerade im Aufbau, wie dies in den Gemeinschaften der Steppenblüte in Basel oder des Saronsbunds in Uznach der Fall war. In anderen Diakonissenhäusern, wie dem Ländli, dem Bethesda und dem Bethanien, haben die zuständigen Diakonissen und Mitarbeitenden die vorhandenen Unterlagen in Kleinstarbeit zusammengetragen oder die Quellen ohne besondere wegweisende Hilfsmittel zugänglich gemacht. Für die Recherche der mittlerweile aufgehobenen Gemeinschaft der Braunwald-Schwestern, welche heute bei den Neumünster-Schwestern auf dem Zollikerberg leben, hat die letzte Oberschwester ihre private Sammlung zur Verfügung gestellt. Diese private Sammlung ist heute Teil des Archivs der Neumünster-Schwestern auf dem Zollikerberg.

Allgemein fällt in den bestehenden Archivunterlagen der Mutterhäuser auf, dass nur wenige Unterlagen zu Dienstanweisungen und Ausbildungsrichtlinien vorhanden sind. Mit der Hilfe von Protokollen, Jahresberichten, Schwesternratsunterlagen und anderen schriftlichen Dokumenten konnten hierzu jedoch Informationen gefunden werden. Gerade auch darin erwiesen sich die zahlreichen narrativen Interviews mit den Schwestern als informativ und aussagekräftig, um anhand der genannten Jahreszahlen in den zugänglichen Archiven gezielt nach schriftlichen Dokumenten zu suchen.

Insgesamt wurde somit eine sehr heterogene Archivlage vorgefunden. Bezüglich der Schwesternordnungen und Statuten konnten einzig Parallelen in den Deutschschweizer Mutterhäusern Riehen, Bern und Zollikerberg beobachtet werden. Alle drei gehören der Kaiserswerther Generalkonferenz und der schweizerischen evangelisch-reformierten Landeskirche an und haben sich an der jeweils geltenden Grund- und Rahmenordnung orientiert.

Kontaktaufnahme und Interviews

Insgesamt wurden im Zeitraum von September 2015 bis Juli 2016 69 Interviews mit Diakonissen aus unterschiedlichen Institutionen der Deutschschweiz realisiert.⁷³ Die Untersuchung zielt auf die Altersgruppe von Schwestern mit den Jahrgängen 1920 bis 1950 ab. Diese Zielsetzung wurde mit Ausnahme einer Schwester, welche mit Jahrgang 1917

⁷³ Die vorliegende Arbeit beinhaltet eine Auswahl an Interviews, welche im Rahmen des SNF-Forschungsprojektes mit dem Titel „Lebensgeschichten von Diakonissen und Ordensfrauen in religiösen Gemeinschaften der Deutschschweiz im 20. Jahrhundert“ entstanden sind. Das Forschungsprojekt wurde am Lehrstuhl für Kirchengeschichte der Theologischen Fakultät der Universität Luzern unter der Leitung von Prof. Dr. Markus Ries und in Zusammenarbeit mit der Forschungsmitarbeiterin Dr. Esther Vorburger-Bossart durchgeführt.

über dem eigentlichen Untersuchungsalter liegt, und zwei Schwestern mit Jahrgang 1952 und 1965, welche unter dem Durchschnittsalter lagen, eingehalten.

In einem ersten Schritt wurde die Leitung der Mutterhäuser kontaktiert. Mit einem vorgegebenen Informationsblatt mit den Leitfragen der Untersuchung und der Einverständniserklärung für die Schwestern wurde das Projekt präsentiert. In fast allen Fällen wurde die Projektanfrage von der Leitung der Gemeinschaft an die Schwestern eigenständig weitergeleitet und im Schwesternrat oder einer anderen informativen Veranstaltung im Mutterhaus präsentiert. Aus Sicht der Forschenden ist so nicht ersichtlich, ob die Leitung gewissen Schwestern zur Teilnahme abriet oder andere dazu bewegten. Mit Ausnahme von vier ausländischen Schwestern, welche die Schriftsprache bevorzugten (drei Deutsche und eine Schwedin), wurden alle Interviews auf Schweizerdeutsch geführt. Die Transkription stellt somit immer eine Reduktion dar, auch weil die paralinguistischen Elemente wie Lautstärke, Pause und Gestik bei der Auswertung grösstenteils ausgeblendet werden. Dieser Ablauf wurde so in den Schwesterngemeinschaften Neumünster auf dem Zollikerberg, den Diakonissengemeinschaften in Bern, Riehen, Bethanien in Zürich und dem Bethesda in Basel durchgeführt. Wie mitgeteilt wurde, haben sich nach diesem Schritt die interessierten Schwestern bei der Leitung oder der verantwortlichen Person gemeldet. Eine Ausnahme bildet auch die Kommunität Steppenblüte aus Basel, welche sich als kleine Gemeinschaft dazu entschloss, dass alle Schwestern an der lebensgeschichtlichen Studie teilnehmen, ohne dass sie das Projekt vorgängig vorgestellt bekommen haben. Die Interviews fanden in den meisten Fällen in der gewohnten Umgebung der Schwestern statt. Sei dies in ihren Zimmern, Studios oder im gemeinsamen Wohnzimmer der Gemeinschaft. Einzig bei zwei Schwestern wurden die Interviews an der Universität Luzern durchgeführt. Das Personalblatt erfragte Angaben zum soziodemografischen Hintergrund und zu wichtigen biografischen Stationen und Arbeitseinsätzen der Schwester. Dann wurde das Aufnahmegerät gestartet. Der deutsche Soziologe Fritz Schütze empfiehlt den Oral-History-Forschenden, dass das narrative Interview mit einer Erzählaufforderung beginnt. Diese ist so angelegt, dass sie zu einer chronologischen Erzählweise auffordert und dem Erzählenden anschliessend viel Raum lässt, mit eigenen Worten und eigener Gewichtung zu erzählen.⁷⁴

Das leitfadengestützte, narrative Interview verfolgt das Ziel, die Zeitzeugin die zurückliegende Handlungs- und Erlebnissituation nochmals durchleben zu lassen, um danach ihre individuellen Prozesse und Deutungsmuster erforschen zu können. Erinnerung formt sich im Gespräch und es hat sich bewährt, die Befragten im ersten Teil

⁷⁴ Vgl. Schütze Fritz, Biographieforschung und narratives Interview. Neue Praxis 13 (1983) 283-293, hier 285.

frei über ihr Leben erzählen zu lassen.⁷⁵ Dabei durchlaufen sowohl die Interviewerin als auch die Interviewte ein gedankliches Probehandeln.⁷⁶ Heiko Haumann beschreibt hierzu:

„Gewiss können wir uns in andere Menschen nicht vollständig hineinversetzen. Aber indem wir ihren ‚Sinn‘ kritisch-deutend nachzuvollziehen, zu verstehen suchen, wiederholen wir deren Erinnerungen in uns, denken an Hintergründe und Ursachen, an Handlungsvarianten und mögliche Alternativen, fragen nach uns selbst, nach unseren Einstellungen, Gefühlen und Verhaltensweisen.“⁷⁷

In den meisten Fällen äusserten die Schwestern vor dem Beginn des Interviews Skepsis gegenüber der eigenen Erzählfähigkeit, vor allem glaubten sie, nichts Aussagekräftiges erzählen zu können. Das Informationsblatt enthielt zu diesem Zweck einige Leitfragen⁷⁸. Mit diesen konnten sich die Schwestern auf das Interview vorbereiten und nur 4 der 69 interviewten Schwestern behielten das Blatt mit den Leitfragen während des Interviews im Blickfeld. Die ZuhörerIn hielt sich während des Gesprächs so gut als möglich zurück und notierte sich allfällige Unklarheiten und Fragen auf einem Notizblock, um die Schwester nicht in ihrem Erzählfluss zu stören. Erst als der erste Erzählfluss versiegte, kam es zu einer ersten Fragerunde, welche sich meist auf Unklarheiten der vorherigen Erzählinhalte bezog. Meist entstand daraus erneut eine längere Erzählphase, in der unklare Zusammenhänge erläutert und zeitliche Lücken geschlossen wurden. In der dritten und letzten Phase formulierte die Interviewerin jene zusätzlichen Fragen, die die Forschungsfragen betreffen und in der bisherigen Erzählung noch nicht erwähnt wurden. Die Dauer der Interviews war sehr unterschiedlich. Die Länge der Interviews variierte zwischen 25 Minuten und knapp 2 Stunden. Bevor die Fallauswahl erläutert wird, werden vorgängig einige Gesamtschauen auf die 69 Interviews ermöglicht. Es lassen sich bereits anhand der soziodemographischen Daten, der geographischen Verteilung und der religiösen Zugehörigkeit einige zusammenfassende Tendenzen erkennen. Von den 69 interviewten Schwestern sind 49 auf dem Land und 20 in einem städtischen Umfeld aufgewachsen. Mit 45 Schwestern stammt ein Grossteil der Interviewten von sozial weniger gut situierten, kinderreichen Familien ab. Einen Gegenpol dazu bildet eine Gruppe von fünf Schwestern, welche aus kinderarmen, besser situierten städtischen Familien stammen. Die religiöse Zugehörigkeit der Schwestern lässt sich auf zwei Hauptströmungen

⁷⁵ Vgl. Haumann Heiko, Mäder Ueli. Erinnern und erzählen. Historisch-sozialwissenschaftliche Zugänge zu lebensgeschichtlichen Interviews. In: Lebenswelten und Geschichte zur Theorie und Praxis der Forschung, Wien, Köln, Weimar 2012, 96-105, hier 97.

⁷⁶ Vgl. Seglias Loretta, Leuenberger Marco, Geprägt fürs Leben. Lebenswelten fremdplatzierter Kinder in der Schweiz im 20. Jahrhundert, Zürich 2015, hier 39.

⁷⁷ Haumann Heiko, Geschichte, Lebenswelt, Sinn. Über die Interpretation von Selbstzeugnissen, in: Anfang und Grenzen des Sinns. Hilmer Brigitte, Lohmann Georg, Wesche Tilo (Hg.), Weilerswist 2006, 42-54, hier 52.

⁷⁸ Anm.: Siehe Anhang „Leitfragen“

reduzieren, welche aber wiederum über Unterteilungen verfügen. Zu den landeskirchlich-reformierten Institutionen werden die Mutterhäuser und Schwesterngemeinschaften in Bern (8)⁷⁹, das Neumünster (12) auf dem Zollikerberg, die in den Zollikerberg zurückgezogene Schwesterngemeinschaft, welche davor in Braunwald (5) lebte, Riehen (11), der Saronsbund (2) in Uznach und die Steppenblüte (4) aus Basel gezählt. Zu den methodistisch, freikirchlichen und oder evangelischen Schwesterngemeinschaften werden das Ländli (17) in Oberägeri (inklusive Ländliheim in Basel), das Bethanien (1) in Zürich und das Bethesda (9) in Basel gezählt. Insgesamt hat sich dadurch eine etwas ungleiche Verteilung von 27 evangelisch-methodistischen und 42 landeskirchlich-reformierten Schwesterninterviews ergeben.



Abb 1. Standorte der untersuchten Deutschschweizer Mutterhäuser und Schwesterngemeinschaften

Das SNF-Projekt ist darauf ausgerichtet, möglichst viele Lebensgeschichten zu erfassen und zu berücksichtigen. Dadurch ist das Analyseverfahren aus pragmatischeren Schritten zusammengesetzt, allerdings bleibt der exemplarische Wert der Interviews nach wie vor erhalten. Das Forschungsziel der Studie ist es einerseits, inhaltlich die Motivation und die Betätigungsfelder der Diakonissen im 20. Jahrhundert zu ergründen. Andererseits sollen die zeitliche und dialogische Komponente erfasst werden, wobei neue Erkenntnisse über den Wandel der weiblichen beruflichen Professionalisierung und der Säkularisierung in der Gesellschaft der Nachkriegszeit im Wechsel der Kohorten erfasst werden.

⁷⁹ Anm.: In Klammern werden die Anzahl der geführten Interviews mit den Schwestern der jeweiligen Gemeinschaft angegeben.

Theoretische und methodische Einbettung

In diesem Kapitel werden die theoretischen und methodischen Rahmenbedingungen offengelegt und geklärt. Erstens werden die theoretischen Forschungsansätze der „Lebenswelt“ und der „Lebensverlaufsanalyse“ vorgestellt, welche in dieser Arbeit verknüpft Anwendung finden, und zweitens wird die methodische Arbeitsweise mit Oral-History-Dokumenten aufgezeigt. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, die Perspektive der Diakonissen im Prozess der schrittweisen Auflösung des Diakonissenwesens und ihres ursprünglichen Arbeitsfeldes in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Zusammenhang mit dem erstarkenden Sozialstaat und der weiblichen Professionalisierung zu erarbeiten. Die mündlichen und schriftlichen Quellen zur Untersuchung der Lebenswelt stammen alle aus den acht untersuchten Schwesterngemeinschaften der Deutschschweiz. Die schriftlichen Quellen sind jene, welche mir in den Mutterhausarchiven zugänglich gemacht wurden. Sie stellen eine Auswahl dar und dienen durch ihre Reichweite inner- und ausserhalb der Mutterhäuser ebenfalls zur Konstruktion und Verbreitung des christlichen Weiblichkeitsideals der Diakonisse. Vielmehr stellen diese Schwesternordnungen und Schwesternbriefe eine konstruierte Norm dar, welche die äusseren Setzungen und Rahmenbedingungen für die Entstehung und die weiteren Entwicklungen des Diakonissenwesens im 20. Jahrhundert bildete. Theodor Fliedner versuchte zumindest die semantische Leerstelle „Diakonisse“⁸⁰ mit spezifischen Vorstellungen zu füllen.⁸¹

Köser zeigte überdies in ihrer Arbeit zu den Kaiserswerther Diakonissen, dass es sich beim Mutterhaus um eine „gendered organization“ handle, die ein für das 19. Jahrhundert gängiges Geschlechterverhältnis spiegelte.⁸²

Vielmehr interessiert sich die vorliegende Arbeit für die Umsetzung von Vorgaben und Regelungen innerhalb der Diakonissenanstalten und ihre Auswirkungen auf die individuelle Schwester. Welche konkreten und fassbaren Tätigkeiten und Handlungen die Diakonissen im Lauf ihres Lebens vollbracht haben, lässt sich anhand der Archive gut rekonstruieren. Davon ausgehend ist die Frage unumgänglich, was diese Tätigkeiten über die Veränderungen in den Diakonissenhäusern, die weibliche Professionalisierung und den erstarkenden Sozialstaat aussagen und wie dies rückblickend geschildert wird. In Anlehnung an neuere kulturgeschichtliche Ansätze wird davon ausgegangen, dass die Genderkonstruktion in den Mutterhäusern in Verbindung mit der weiblichen

⁸⁰ Anm. Wie dies auch Silke Köser in ihrer Forschung zeigte vgl. Köser Silke. „Denn eine Diakonisse darf kein Alltagsmensch sein“ – kollektive Identitäten Kaiserswerther Diakonissen 1836-1914. Leipzig 2006, 75-108.

⁸¹ Vgl. Köser, Alltagsmensch, 75-108.

⁸² Vgl. Köser, Alltagsmensch, 315, 479.

Professionalisierung bestimmte Pflege- und Erziehungsberufe hervorbrachte. Diese werden nur verständlich, wenn sie in ihrer Ganzheitlichkeit in die Wahrnehmungsweisen, Praktiken und Handlungen historischer Akteure und Akteurinnen und in der Verortung sozialer Bezüge und gesellschaftlicher Institutionen untersucht werden.⁸³

Mit Blick auf die katholische Kirchengeschichtsschreibung verweist die schweizerische Zeithistorikerin Franziska Metzger auf die Problematik des selbstreflexiven Diskurses:

„Der Metadiskurs der katholischen Geschichtsschreibung wurde durch jenen der Kirchengeschichtsschreibung bestimmt.“⁸⁴

Das bedeutet, dass die Religion – im Sinne der kultur- und frauengeschichtlichen Fragestellung – einen starken identitätsstiftenden und selbsterklärenden Einfluss auf die religiöse Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert hatte. Ähnlich ist das Verhältnis in der evangelischen Geschichtsschreibung. Daher ist es wichtig, die vielfältige evangelische kirchengeschichtliche Sekundärliteratur zur weiblichen Diakonie aus dem 19. und 20. Jahrhundert mit der nötigen Sorgfalt zu konsultieren und im Kontext des erstarkenden Sozialstaates und der Veränderung der Rolle der Frauen in der Gesellschaft von 1945 bis 1990 um die Perspektive der Diakonissen zu ergänzen und in diesem gesamten Kontext zu deuten. Im Zentrum dieser Arbeit stehen erzählte und gesammelte Erinnerungen von Zeitzeuginnen. Dabei stellen die Interviews nicht nur eine Ergänzung zu den vorhandenen schriftlichen Quellen dar, sie erlauben es auch, vernachlässigte, übergangene oder verborgene Dimensionen des Pflege- und Arbeitsalltags der Diakonissen zu erschliessen und zu rekonstruieren.⁸⁵ Der Mangel an schriftlichen Quellen zur Lebenswelt der Schwestern ist als Grund dafür anzuführen, warum die Methode Oral History einen möglichen Zugang zur Beantwortung der genannten Fragestellungen ermöglicht. Die Interviews ergänzen die klassische Geschichtsschreibung zur Sozialgeschichte und zur religiösen Frauengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts ohne ihre Fakten zu verwischen. Die Autorin hat sich bei der Auswertung der Interviews nicht allein von biographischen, sondern mitunter von sozialgeschichtlichen, institutionshistorischen, professionsgeschichtlichen, geschlechtergeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Fragestellungen leiten lassen. Im Forschungszeitraum 1945 bis 1990 veränderte sich für die untersuchten evangelischen Mutterhäuser und Schwesterngemeinschaften die Bedeutung der aus dem 19. Jahrhundert stammenden Kaiserswerther Mutterhausordnung frappant.

⁸³ Vgl. Ute Daniel, Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, 3., verb. Aufl., Frankfurt am Main, 2002, 372. Und vgl. Hagner Michael, Ansichten der Wissenschaftsgeschichte, in: Hagner Michael (Hg.), Ansichten der Wissenschaftsgeschichte, Frankfurt am Main 2001, 7-39, hier 30.

⁸⁴ Metzger Franziska, Religion und Geschichte: Transformationen einer Verhältnisgeschichte, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 59 (2009), 39.

⁸⁵ Braunschweig Sabine. Zwischen Aufsicht und Betreuung. Berufsbildung und Arbeitsalltag der Psychiatriepflege am Beispiel der Baseler Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt, 1886-1960 Zürich 2013, 28.

Glaube, Dienst und Lebensgemeinschaft werden in der vorliegenden Arbeit als religiöse, kulturelle Konstrukte, welche dem historischen Wandel unterliegen, verstanden. Analog dazu unterliegt die gesamte Lebenswelt der Schwestern prozesshaften Kategorien, wie dem Dienst (Arbeit) sowie den Vorstellungen und Umsetzungen der weiblichen Arbeit und Lebensgemeinschaft. Diese sozialen Situationen werden fortwährend (re-)produziert und verändert. Dabei werden die Schwestern nicht als ohnmächtige Gefangene von Strukturen gedacht, sondern als Objekte und Subjekte zugleich. Sie befinden sich in einem Geflecht von sozialen Normen, in dem sie sich bewegen und verständigen sowie Normen von Arbeit und Gemeinschaft ebenso reproduzieren, in Frage stellen und verändern.⁸⁶

Den theoretischen Rahmen der Dissertation bildet die Lebenswelt nach dem Konzept des deutschen Historikers Heiko Haumann. Sein Ansatz des Lebensweltbegriffs lehnt sich an denjenigen von Rudolf Vierhaus an, welcher darunter „die – mehr oder weniger deutlich – wahrgenommene Wirklichkeit [...], in der soziale Gruppen und Individuen sich verhalten und durch ihr Denken und Handeln wiederum Wirklichkeit produzieren“⁸⁷, versteht.

Vierhaus entlehnte den Begriff „Lebenswelt“ vom Philosophen Edmund Husserl und auch die Soziologen Alfred Schütze und Thomas Luckmann sind der Meinung, dass die wissenschaftliche Deutung menschlichen Handelns und Denkens mit der: „Beschreibung der Grundstrukturen der [...] für den Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit“⁸⁸ beginnen müsse. Diese Wirklichkeit ist nach Luckmann und Schütze die sogenannte alltägliche Lebenswelt. Anders als etwa beim Milieubegriff, welcher sich auf das natürliche und soziale Umfeld eines Menschen oder einer Gruppe bezieht, steht der Mensch beim Lebensweltbegriff im Zentrum der Betrachtung. Der Blick fällt immer von der Person auf die sie umgebenden symbolischen Ordnungen, Ideologien, Normen, Werte und Deutungsmuster, die das Denken und Handeln sowie Praxis und Kultur derselben Person bestimmen.⁸⁹

Haumann beschreibt, dass ein Mensch in unterschiedlichen Lebenswelten gleichzeitig oder zeitlich versetzt leben kann.⁹⁰ Im Fall der interviewten Schwestern trat oftmals das Phänomen der zeitlich versetzten Lebenswelten zutage. Die neuen Handlungsmöglichkeiten für Frauen trafen im Mutterhaus zeitlich verspätet ein. So lockerte sich beispielsweise im Vergleich zu den allgemein-gesellschaftlichen Gleichstellungstendenzen der Frau die väterliche und mütterliche Organisationsstruktur des patriarchalen Vorstehers und der Generaloberin in den Mutterhäusern nur verzögert.

⁸⁶ Vgl. Opitz-Belakhal Claudia, *Geschlechtergeschichte*, Frankfurt/New York 2010, 28.

⁸⁷ Vierhaus Rudolph, *Rekonstruktion historischer Lebenswelten: Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung*, Göttingen 1995, 13f.

⁸⁸ Vierhaus, *Rekonstruktion*, 9.

⁸⁹ Vgl. Haumann, *Geschichte, Lebenswelt, Sinn*, 48.

⁹⁰ Vgl. Vierhaus, *Rekonstruktion*, 13 f.

Schwwestern lebten aber auch in unterschiedlichen Lebenswelten gleichzeitig: Sie pflegten Kontakte zu ihrer leiblichen Familie, ihrer sozialen und regionalen Herkunft und einstigen Lebenswelt, engagierten sich auch unabhängig von ihrem Mutterhaus in der Gemeinde, wo sie arbeiteten und wohnten. Ohne Haube konnten sie ebenfalls Teil der Gesellschaft ausserhalb des Mutterhauses sein. Dabei handelt es sich um eine nicht immer einfache inner- und ausserweltliche Gratwanderung für die Schwestern. Denn wie Haumann aufzeigt, zeichnet sich die Lebenswelt zudem dadurch aus, dass es sich um keine geschlossene Einheit, „sondern um etwas Offenes, das gekennzeichnet ist durch ein Wechselverhältnis von Strukturen und kultureller Praxis des Akteurs, durch Interaktion und Kommunikation“⁹¹ handelt.

Die Lebenswelten von Schwestern sind nicht isoliert von der Gesellschaft, vielmehr stehen ihre Lebenswelten in regem Austausch mit ihr. Mit dem Konzept der Lebenswelt lassen sich also strukturanalytische Methoden der Sozialwissenschaften mit der phänomenologischen Methode der Kulturwissenschaften verbinden und objektive Strukturen der sozialen Wirklichkeit und subjektive Vorstellungen von dieser Wirklichkeit darstellen. Der lebensweltliche Zugang erübrigt nicht nur die Unterscheidung zwischen Mikro- und Makro-Geschichte, er thematisiert das Besondere gleichermassen wie das Allgemeine und ermöglicht dadurch die Geschichte nicht nur unter getrennten Aspekten (Politik, Wirtschaft, Soziales, Kultur und Alltag) zu untersuchen. Der einzelne Mensch und die gesamte Gesellschaft werden dabei als historische Einheit betrachtet.⁹² Der Ansatz der „Lebenswelt“ ist somit ein Zugang, der eine breite Herangehensweise an die Lebensweise der Schwestern ermöglicht. Damit sich der Ansatz der Lebenswelt nicht in einer Vielzahl von Aspekten verliert, hat die Autorin einen spezifischen Lebensweltbereich ausgewählt, der für die Beantwortung der Forschungsfragen zentral ist: Es handelt sich bei diesem Teilbereich um das Thema „Arbeit“. Dieser Teilbereich der Lebenswelt von Schwestern ist angelehnt an ihr Selbstverständnis. Sie sehen sich selbst als Teil einer Glaubens-, Dienst- und Lebensgemeinschaft, worin die Arbeit einen sehr alltagsbestimmenden und rhythmisierenden Lebensbereich der Schwestern darstellt.

Lebenswelt und Lebensverlaufsanalysen – life trajectories

Ein weiteres Merkmal der Lebenswelt ist, dass sie nicht statisch ist, „sondern dem Wandel durch äussere Einwirkungen und innere Entwicklungen unterworfen“⁹³ ist.

⁹¹ Haumann, Geschichte, Lebenswelt, Sinn, 49.

⁹² Es geht dabei nicht um Totalität und Vollständigkeit, sondern um Vielschichtigkeit und Mehrdimensionalität. Vgl. Schöttler Peter, „Histoire totale“ in: Stefan Jordan (Hg.) Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe, Stuttgart 2002, 142-144. in: Haumann, 2006, 49-50.

⁹³ Vierhaus, Rekonstruktion, 14.

Spannend ist dabei gerade der Umstand, dass verschiedene Kohorten von Schwestern ihre Lebensverläufe – als „life trajectories“ – erzählen und darin auch Erkenntnisse über den Wandel der Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen und Schwestern im 20. Jahrhundert enthalten sind. Mit der Verknüpfung von Lebenswelt und Lebensweg soll dem Vorwurf entgegengewirkt werden, dass das Konzept der Lebenswelt den Prozesscharakter der Geschichte ausser Acht lässt.⁹⁴

Gerade religiösen Gemeinschaften blieb im Verlauf des 20. Jahrhunderts nur die Möglichkeit, sich entweder nach aussen abzuschotten oder sich allmählich anzupassen und dabei vieles zu verlieren, was sie als wesentliche Elemente ihrer Identität betrachteten. Ein Dilemma, mit welchem jede untersuchte evangelische Schwesterngemeinschaft unterschiedlichen Umgang pflegte.⁹⁵

Oral History

In ihren Anfängen in den 1970er Jahren stand die Oral History in enger Verbindung mit dem Engagement für eine „demokratische Gegenerzählung von unten“.⁹⁶

Neuere Forschung zur Oral History haben gezeigt, dass es drei Eigenheiten gibt, mit welchen Forschende von Zeitzeuginnen-Berichten besonders vorsichtig umgehen müssen.

Erstens handelt es sich bei Zeitzeuginnen-Interviews nicht um eine Bezeugung⁹⁷ eines historischen Ereignisses oder Prozesses, wie es Andrea Althaus beschreibt. Vielmehr sei es, wie dies auch Linde Apel in ihrer Forschung erfahren hat: „der subjektive Versuch, im Rückblick Ereignisse zu ordnen, zu deuten und ihnen einen Sinn zu geben“.⁹⁸

Knud Andresen erlebte ähnliche Phänomene bei seiner Forschung zum Niedergang und Innovation von gewerkschaftlichen Repräsentantinnen in der industriellen Arbeitswelt.

Ebenfalls stellt Andresen fest:

„Die Lebensgeschichte wird nicht als gescheitert erzählt, sondern noch in der Schilderung vom Niedergang werden gemeinsame positive Erfahrungen, innovative Ideen und vor allem Handlungsfähigkeit betont.“⁹⁹

Ein zweites Merkmal der Oral History ist, dass Erinnerung von gesellschaftlichen Diskursen geprägt ist, die eine Referenzfolie für die Interviewpartner darstellen und

⁹⁴ Vgl. Vierhaus, *Rekonstruktion*, 17.

⁹⁵ Vierhaus, *Rekonstruktion*, 19.

⁹⁶ Vgl. Bockschatz Henke, *Oral History im Geschichtsunterricht*, Schwalbach 2014, 17.

⁹⁷ Vgl. Althaus Andrea, *Vom Glück in der Schweiz. Erfolgs- und Aufstiegserzählungen in Migrationsbiographien*. In: Andresen Knud, Apel Linde und Heinsohn Kirsten (Hg.) *Es gilt das gesprochene Wort*, Göttingen 2015, 24 und 41.

⁹⁸ Apel Linde, *Gefühle in Bewegung. Autobiografisches Sprechen über die Jugend*. In: Andresen Knud, Apel Linde und Heinsohn Kirsten (Hg.) *Es gilt das gesprochene Wort*, Göttingen 2015, 59.

⁹⁹ Andresen Knud, *Erzählungen von Niedergang und Innovation. Gewerkschaftliche Repräsentanten über Krisen in der industriellen Arbeitswelt*. In: Andresen Knud, Apel Linde und Heinsohn Kirsten (Hg.) *Es gilt das gesprochene Wort*, Göttingen 2015, 95.

heutzutage massenmedial vermittelt werden. Lu Seegers hat in ihrer Forschung zu Fernsehbildern und inneren Bildern erfahren, dass massenmediale Angebote „für biografische Sinnstiftungen und Bebilderung ihrer Familiengeschichte“¹⁰⁰ genützt werden. Zudem hat Julia Obertreis in ihrem Forschungsprojekt festgestellt, dass die in ihrer Studie Interviewten die Bestrebung hatten, „ihrer Lebensgeschichte im Interview Kontinuität zu verleihen und sich selbst als aktiv und selbstbestimmt sowie mit einer positiven Lebensleistung zu präsentieren.“¹⁰¹

Als drittes Merkmal gilt es unbedingt die Rolle des Forschers oder der Forscherin zu bedenken. Sie ist sowohl bei der Entstehung als auch bei der Deutung der Oral-History-Dokumente von zentraler Bedeutung, da die Forschenden in eigenen Konzepten, Begriffen und Interaktionsprozessen agieren. Zu diesem Schluss ist auch Janine Schemmer im Zuge ihrer Studie zu den Hamburger Hafenarbeitern gekommen. Sie hat realisiert, dass ihre Forschungsarbeit von ihren eigenen Vorannahmen geprägt wurde.¹⁰² Annette Leo geht sogar noch einen Schritt weiter und stellt zudem fest, sogenannte Oral Historians seien „immer selbst an der Produktion der Quellen beteiligt, das subjektive Moment ist dabei so offensichtlich, dass es nur schwerlich geleugnet werden kann, es muss in die Analyse einbezogen werden.“¹⁰³

Sie ist in ergänzender Weise ein Gewinn für die Geschichtsschreibung. Denn neben dem, was die Zeitzeugen erlebten, und dem, was sie taten, interessiert sich die Oral History ebenso dafür, was die Zeitzeugen sich wünschten und was sie eigentlich tun wollten, was sie damals zu tun glaubten und wie sie in der Gegenwart darüber denken. Die Oral History sieht in den Erinnerungen, nach denen sie fragt, nicht nur Schilderungen, die wegen ihrer allfällig unzuverlässigen Wiedergabe vergangenen Geschehens zu problematisieren sind. Es sind auch Schilderungen, die darauf hinweisen können, wie Erinnerung individuell und kollektiv geformt wird.¹⁰⁴

Auch betont die führende Oral-History-Forscherin Lynn Abrams, dass es sich bei der aufgenommenen Lebensgeschichte um ein kollaboratives Produkt des Erzählers und des Zuhörers handelt.¹⁰⁵

¹⁰⁰ Seegers Lu, Fernsehbilder und innere Bilder. Überlegungen zum Zusammenhang von Geschichtsfernsehen und biografischer Sinnstiftung. In: Andresen Knud, Apel Linde und Heinsohn Kirsten (Hg.) Es gilt das gesprochene Wort, Göttingen 2015, 179.

¹⁰¹ Obertreis Julia, Sprechen über das Leben im Sozialismus. Vom Recht auf Glück und Scham. In: Andresen Knud, Apel Linde und Heinsohn Kirsten (Hg.) Es gilt das gesprochene Wort, Göttingen 2015, 112.

¹⁰² Vgl. Schemmer Janine, Keine Arbeiter zweiter Klasse mehr. Erzählungen ehemaliger Hamburger Hafenarbeiter. In: Andresen Knud, Apel Linde und Heinsohn Kirsten (Hg.) Es gilt das gesprochene Wort, Göttingen 2015, 45-50.

¹⁰³ Leo Annette, Oral History in der DDR. Eine sehr persönliche Rückschau. In: Andresen Knud, Apel Linde und Heinsohn Kirsten (Hg.) Es gilt das gesprochene Wort, Göttingen 2015, 142.

¹⁰⁴ Vgl. Bockschatz, Oral History, 22.

¹⁰⁵ Vgl. Bockschatz, Oral History, 22.

Die Lebensgeschichten von Diakonissen werden über die Oral History qualitativ erschlossen.¹⁰⁶

Das gewählte, offene Forschungsmuster lehnt sich an die 1967 entworfene „Grounded Theory“ an. Sie stammt aus der amerikanischen Forschung und beruht auf der Idee der qualitativen Sozialforschung, welche sich durch die Verschränkung von Theorie und Empirie weiter entwickelt.¹⁰⁷ Diese Theorie beruht auf einem zyklischen Prozess, wobei die Fallauswahl sowie die Erhebungs- und Auswertungsmethoden immer wieder neu strukturiert und dem aktuellen Stand der Untersuchung angepasst werden. Die grundsätzliche Offenheit bei der Wahl der Methode während des Forschungsprozesses entspricht der Charakteristik qualitativer Sozialforschung. Hier wird die prozesshafte methodische Herangehensweise vorgesehen, die sich immer wieder an der Fragestellung orientiert und gegebenenfalls auch neue Formulierungen zulässt.¹⁰⁸ Ebenso wie die „Grounded-Theory-Methode“ entstand die Oral History in den USA, wo sie bereits in den 1960er Jahren einen Boom erlebte. Lutz Niethammer unterstreicht als zentrale Charaktereigenschaft der Oral History, „[...] dass die Interviewten durch die soziokulturelle Begegnung und den assoziativen Charakter des Erinnerungsinterviews das Erkenntnisinteresse der Historiker – und zwar mehr und unausweichlicher als andere ‚Quellen‘ beeinflussen, indem sie seine ursprüngliche Zielrichtung entgrenzen und sich mitbestimmender Kraft in ihre Perspektive schieben. Die Antworten stellen Fragen.“¹⁰⁹

Er ergänzt zudem zur Sättigung: „Durch den Vergleich mehrerer, auf ihre Widerspruchsfreiheit, Plausibilität und ihren Motivations- und Äusserungszusammenhang geprüfter Erinnerungsaussagen kann jedoch die Rekonstruktion eines Sachverhalts gesättigt werden.“¹¹⁰

Durch die Etablierung des methodischen Zugriffs über die Oral History fand diese in vielen Bereichen der historischen Forschung Anwendung, in denen die schriftlichen

¹⁰⁶ Siehe dazu eine Auswahl aus der allgemeinen Grundlageliteratur zur qualitativen Methode: Niethammer Lutz (Hg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History*, Frankfurt a. Main 1985; Jüttemann Gerd / Thomae Hans (Hg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*, Weinheim/Basel 1999; Heinze Thomas, *Qualitative Sozialforschung. Einführung, Methodologie und Forschungspraxis*, München/Wien 2001; Bohnsack Ralf et al. (Hg.), *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*, Opladen 2003; Ralf Bohnsack, *Rekonstruktive Sozialforschung*, Opladen (5. Auflage) 2003; Lamnek Siegfried, *Qualitative Sozialforschung*, Weinheim 4/2005; Flick Uwe et al. (Hg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung*, Weinheim 3/2012. Siehe zuletzt die Zusammenstellung von in der Forschung in den letzten drei Jahrzehnten seit Lutz Niethammer etablierter Texte: Obertreis Julia (Hg.), *Oral History. Basistexte Geschichte*, Stuttgart 2012.

¹⁰⁷ Glaser Barney / Strauss Anselm, *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for qualitative research*, Chicago 1967/Dies., *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*, Bern 1998; Strauss Anselm / Corbin Juliet, *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*, Weinheim 1996.

¹⁰⁸ Vgl. diesen Ansatz angewendet in der Dissertation von: Gugglberger Martina, „Ich wollte immer nach Afrika“. Lebensgeschichten deutschsprachiger Missionsschwestern nach 1945, phil. Dissertation, Universität Salzburg 2009.

¹⁰⁹ Niethammer, *Lebenserfahrungen*, 396.

¹¹⁰ Niethammer, *Lebenserfahrungen*. Nach Niethammer ist die Sättigung zu einem Themengebiet ca. nach 15 Interviews erreicht.

Quellen keinen oder nur partiellen Zugang gewährten.¹¹¹ Wie auch Alexander von Plato festhält, ist Oral History mehr als eine bloße Technik der Zeitzeuginnen-Befragung. Sie ermöglicht darüber hinaus einen Perspektivenwechsel, der eine andere Sichtweise auf eine bestimmte Thematik aufzeigt. Damit wurde Subjektivität einerseits und die Erfahrung von Subjekten andererseits überhaupt zum Gegenstand der nachkriegsdeutschen Historiographie.¹¹² Die Subjektivität soll hier als positiver Inhalt der mündlichen Quellen und als Stimulans für die religiöse Frauengeschichte begriffen werden.¹¹³

Die Subjektgeschichte bietet durch erzählte Geschichte einen Zugang, der für die Erforschung der weiblichen Geschichte bedeutsam ist, fehlt es doch hier oftmals an schriftlichen Quellen.¹¹⁴ Damit wird die Integration der religiösen Frauengeschichte in die allgemeine Sozialgeschichtsschreibung gefördert. Die mündlich erschlossene und gesicherte Datenbasis bedeutet innerhalb der religiösen Frauengeschichte eine Ergänzung eines bestehenden Quellenbestandes sowie auch die Konstruktion einer eigenen Quellenkategorie. In der befragten Geschichte ist insbesondere die Verknüpfung der Kategorien „Biographie“ und „Identität“ von Bedeutung. Im mündlichen und autobiographischen Erzählen wird die eigene Lebensgeschichte als historisches Faktum präsentiert und konstruiert und es wird Identität repräsentiert.¹¹⁵ In diesem Sinn werden Interviews als Rekonstruktion eines nachträglich hergestellten Sinnzusammenhangs vergangener Ereignisse und Erfahrungen begriffen.¹¹⁶ Oral History interpretiert also Konstruktion und Transformation von Erinnerung als Teil der historischen Wirklichkeit.¹¹⁷

¹¹¹ Vgl. von Plato Alexander, Erfahrungsgeschichte – von der Etablierung der Oral History, in: Jüttemann Gerd / Thomae Hans (Hg.), Biographische Methoden in den Humanwissenschaften, Weinheim/Basel 1999, 60-74. – Siehe zur internationalen Oral-History-Forschung etwa: Abrams Lynn, Oral history theory, New York 2010. – Vgl. zur früheren Kritik an Oral History: U. a.: Alexander von Plato, Oral History als Erfahrungswissenschaft. Zum Stand der mündlichen Geschichte in Deutschland, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1991, Heft 1, 97ff.

¹¹² Alexander von Plato, Erfahrungsgeschichte – von der Etablierung der Oral History, in: Jüttemann Gerd / Thomae Hans (Hg.), Biographische Methoden in den Humanwissenschaften, Weinheim/Basel 1999, 61.

¹¹³ Perks Robert / Thomson Alistair (Hg.), The Oral History Reader, London/New York 2000, 3.

¹¹⁴ Siehe u. a.: Armitage Susan H./Hart Patricia et al (Hg.), Women's Oral History. The Frontier's Reader, London 2002; Karen Hagemann, „Ich glaub nicht, dass ich Wichtiges zu erzählen hab...“. Oral History und historische Frauenforschung, in: Vorländer Herwart (Hg.), Oral History. Mündlich erfragte Geschichte, Göttingen 1990, 29-48; Diezinger Angelika (Hg.), Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung (Forum Frauenforschung), Bd. 8, Freiburg i.Br. 1994; Franke Edith / Matthiale Gisela u. a. (Hg.), Frauen Leben Religion. Ein Handbuch empirischer Forschungsmethoden, Stuttgart 2002. – Zur Oral History in der Diakonieforschung siehe besonders: Lissner Cordula, „Alles konnten wir Ihnen natürlich nicht erzählen“ – Oral History als Forschungsmethode in der Diakonieggeschichte, in: Jochen-Christoph Kaiser/Rajah Scheepers (Hg.), „Dienerinnen des Herrn“. Beiträge zur Weiblichen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert, Leipzig 2010, 83-101.

¹¹⁵ von Engelhardt Michael, Biographie und Identität. Die Rekonstruktion und Präsentation von Identität im mündlichen und autobiographischen Erzählen, in: Walter Sparr (Hg.), Wer schreibt meine Lebensgeschichte. Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge, Gütersloh 1990, 197-247.

¹¹⁶ Reiter Margrit, Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis, Innsbruck/Wien/Bozen 2006, 39.

¹¹⁷ Siehe zur Bedeutung von Erinnerung u. a.: Hartewig Karin, „Wer sich in Gefahr begibt, kommt [nicht] darin um“ – sondern macht eine Erfahrung!“, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster 1994, 110-124;

Gleichzeitig ist auch das Vergessen und Verdrängen als eigener Prozess und Inhalt der lebensgeschichtlichen Konstruktion der Lebensgeschichte in Betracht zu ziehen.¹¹⁸ Somit sind auch Leerstellen und Lücken interpretierbar und können zentrale Bestandteile der erzählten Geschichte werden. Im Zusammenhang mit Oral History und Lebenswelt bemerken Alfred Schütz und Thomas Luckmann, dass sich das lebensweltliche Denken und der Akt des Darübersprechens ganz auf die Zukunft ausrichten: Was schon eingetreten ist, kann nur noch erneut interpretiert werden, es lässt sich jedoch nicht mehr ändern. Das bedeutet für die interviewten Schwestern, dass sie die eigene Lebensgeschichte oftmals so erzählen, dass sie aus der heutigen Sicht akzeptiert wird.¹¹⁹ Die Erzählungen wirken deshalb heute oftmals – trotz ihrer fragmentarischen Struktur – entsprechend bereinigt, positiv und in ihrer Gesamtheit stimmig. Die Beschreibung der Lebenswelt der Schwestern geschieht nur über die Sprache, anders kann sie die Forschende nicht erfahren. Hierzu gibt Vierhaus folgende Empfehlung ab: „Rekonstruktion historischer Lebenswelten bedeutet: vergangene soziale Wirklichkeit und ihre symbolische Deutung durch die Menschen, die ihr angehörten, mit den Begriffen und in der Sprache der Gegenwart zu interpretieren und darzustellen, ohne sie festen Erklärungsmustern und Bewertungshierarchien der Gegenwart zu unterwerfen.“¹²⁰

Interviewauswahl

Aus den insgesamt 69 Interviews war eine engere Auswahl zu treffen, die analytisch untersucht wurden. Es wurden sechs exemplarische Interviews gewählt, welche drei Kriterien erfüllten. Das erste Kriterium zielt auf den Umstand ab, dass ein möglichst breites Spektrum an Schwestern mit unterschiedlichen Jahrgängen abgebildet werden sollte, um den institutions- und kohortenspezifischen Fragestellungen nachzugehen. Die Fallbeispiele präsentieren somit eine Vielzahl an Schwestern der jeweiligen Schwesternkohorte und orientieren sich an der Prozesshaftigkeit der institutionellen Veränderungen. Damit einher gehen zweitens das Ziel und die Tatsache, dass sowohl die typischen als auch die untypischen Betätigungsfelder der Schwestern enthalten sind.

Thiessen Malte, Gedächtnisgeschichte. Neue Forschungen zur Entstehung und Tradierung von Erinnerungen, in: Archiv für Sozialgeschichte, 48 (2008), 607-634; Portelli Alessandro, What makes Oral History different, in: Robert Perks/Alistair Thomson (Hg.), The Oral History Reader. Second Edition, London/New York 2006, 32-42; Welzer Harald, Die Medialität des menschlichen Gedächtnisses, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 1/2008, 15-27; vgl. Welzer Harald, Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München (3. Auflage) 2011. – Siehe weiter die Ergebnisse aus der neurowissenschaftlichen Forschung, z.B.: Markowitsch Hans J. / Welzer Harald, Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung, Stuttgart 2005.

¹¹⁸ Vgl. dazu etwa: von Plato Alexander, „Janus als Zeuge“? Zeitzeugen-Erinnerung und das Problem der „Verdrängung“, in: Horch und Guck (2006), Nr. 2, 1-5.

¹¹⁹ Vgl. Schütz Alfred, Luckmann Thomas. Strukturen der Lebenswelt Band 1, Frankfurt am Main 2017, 48.

¹²⁰ Vierhaus, Rekonstruktion, 15f.

Drittens spielt auch die Erwähnung in Akten der Mutterhäuser oder weiteren Archiven eine zentrale Rolle, so dass durch eine möglichst grosse Vielfalt an Quellen die Lebenswelt der ausgewählten Diakonissen rekonstruiert werden kann. Die sechs näher untersuchten Interviews stammen von Befragten, die sowohl die verschiedenen Kohortenzugehörigkeiten als auch die unterschiedlichen sozialen Herkunftsmilieus der Schwestern und Diakonissen widerspiegeln konnten.

Transkription

Die Gespräche wurden in schweizerdeutschem Dialekt geführt und anschliessend von einer studentischen Mitarbeiterin in Schriftsprache transkribiert. Bei den entstandenen Transkriptionen handelt es sich bereits um eine erste Interpretation. Dies ergibt sich ungeachtet der Tatsache, dass bei der Übersetzung die möglichst grosse Nähe zum Gesprochenen im Vordergrund stand. Ein Problem stellen zudem die Zeitformen dar. Bedingt durch die Lesbarkeit wurden diese an einigen Stellen angepasst.

Auswertungsmethode

Die lebensgeschichtlichen Erzählungen der Schwestern eignen sich gut, um sich durch die analytische Untersuchung ihrer Lebenswege an ihre subjektiven Lebenswelten anzunähern. Dabei entschied die Autorin sich für die Anwendung des Instruments der sogenannten Sequenzanalyse. Das bedeutet in der klassischen hermeneutischen Vorgehensweise, dass die kleinsten Texteinheiten Wort für Wort analysiert werden. Diese Analyseform ist mit einem enormen zeitlichen Aufwand verbunden und hätte für die vorliegende Studie den Einbezug von weiteren Quellen und Akten verunmöglicht und letztlich auch die Zahl der zu analysierenden Interviews eingeschränkt. Darum musste eine realistische Kalibrierung von Forschungsfrage, Datenmaterial, Zeitressourcen und Methode gewählt werden. Darum werden einerseits die Daten im Verlauf ihrer Entstehung untersucht und andererseits Tiefe sowie Kalibrierung der Analyse der Forschungsfrage und dem Datenmaterial angepasst.¹²¹ Der dritte Punkt konnte leider nur für einzelne Sequenzen eingehalten werden, da die zeitlichen und finanziellen Mittel keine Gruppeninterpretation ermöglichten. Die Interviews wurden vor der pragmatischen Sequenzanalyse bereits einem ersten Auswertungsschritt unterzogen. Sie wurden durch die Transkription ein erstes Mal verändert, weshalb von der Audiodatei hin zur Niederschrift Sinngebungen und Nuancen verloren gegangen sein könnten. Da aber keine Wort-für-Wort-Analyse durchgeführt wurde, konnte auf eine Behebung dieses Verlusts verzichtet werden.¹²²

¹²¹ Vgl. Reichertz, Sequenzanalyse (online), 1-4.

¹²² Vgl. Seglias/Leuenberger, Geprägt, 42.

Konkretes Vorgehen

In einem ersten Schritt wurde mittels Personalblatt und Transkription der grobe Verlauf der Biographie aufgezeichnet. Die pragmatische Sequenzanalyse der 69 Schwestern-Interviews beinhaltete eine klare Kategorienvorgabe, um möglichst gezielt und zeitsparend die aussagekräftigen Abschnitte in den Interviews zu finden und zu bearbeiten. Als chronologische sowie inhaltliche Grobkalibrierung dienen die soziale und die regionale Herkunft, die Motivation zum Eintritt, die Erzählungen zu ihrer Ausbildung und den späteren Dienstbereichen sowie deren Veränderungen im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Danach wurden beim Durchgang des Textes die Themen im Text markiert und die einzelnen Sequenzen chronologisch im Gesprächsverlauf analysiert.

In einem zweiten Schritt wurden die subjektiven Lebenswelten der sechs ausgewählten Diakonissen in die kollektiven Beobachtungen eingebettet und qualitativ-interpretierend ausgelegt. Wichtig war es, gerade auch in der ersten Forschungsphase eine abduktive Haltung einzunehmen.¹²³ Das bedeutet konkret, für eine Sequenz möglichst viele Lesarten zu schaffen und ausgehend von dieser Sequenz möglichst viele Handlungsbegründungen und mögliche Auslegungen zusammenzutragen.¹²⁴ Die thematisch spannenden Interviewsequenzen werden mittels qualitativer Inhaltsanalysen nach Reichertz systematisch und regelgeleitet untersucht. Dieses Konzept verfolgt das Ziel einer objektiv nachvollziehbaren Vorgehensweise und erlaubt die Explikation ihrer Lesart.¹²⁵

Durch die Kombination von mündlichen und schriftlichen Quellen wurde eine Rekonstruktion der vergangenen Lebenswelt der Schwestern durch eine Vielfalt von Quellen angestrebt. Im Zusammenhang mit der Veränderbarkeit von Erinnerung plädierte der deutsche Sozialpsychologe Harald Welzer dafür, dass sich individuelle Gedächtnisvorgänge zwar in einem Individuum vollziehen, diese jedoch in einem kommunikativen und interaktiven Prozess in sozialer Interaktion passieren.¹²⁶ Auf diese Weise geben Erinnerungen häufig weniger Aufschluss über die vergangene Wirklichkeit als vielmehr über die gegenwärtige Interviewsituation.¹²⁷

¹²³ Anm.: Abduktion: In einem ersten Schritt werden neue Hypothesen formuliert. In einem zweiten werden anhand der ersten Hypothese Folgehypothesen abgeleitet (Deduktion) um sie dann in einem dritten Schritt durch die Suche nach Fakten, welche die Vorannahmen verifizieren, zu überprüfen (Induktion). Stellt sich die Überprüfung der Hypothese als falsch heraus, wird von neuem begonnen.

¹²⁴ Vgl. Reichertz, Sequenzanalyse (online), 21-23.

¹²⁵ Vgl. Reichertz Jo, Die Abkution in der qualitativen Sozialforschung. Opladen 2005. Und vgl. Kuckartz Udo. Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim 2012. Und vgl. Schreier Margrit. Qualitative content analysis in practice. London 2012.

¹²⁶ Vgl. Welzer Harald, Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München 2002.

¹²⁷ Vgl. von Plato Alexander, Zeitzeugen und historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung Oral History Jg. 13 (2000), 5-29.

Abschliessend ist festzuhalten, dass der oder die Forschende, der sich unter Anwendung der Methode der Oral History bedient, mit der Fehlbarkeit und der Manipulation von Erinnerung umgehen können muss.¹²⁸ Zudem ergeben sich bei der Analyse von Oral History verschiedene Deutungskonflikte, wie die vorgestellten Zeitzeugenforschenden zeigen. Der Historiker Hans Günter Hockerts verdeutlichte für die Oral History, inwiefern der Erlebnishorizont des Zeitzeugen vom Erklärungshorizont des Zeithistorikers abhängt und ebenfalls abweicht.¹²⁹ Nach Hockerts besteht der Unterschied im wissenschaftlichen Zugang zur Zeitgeschichte konkret in den folgenden Punkten: „Eingangsschwellen, Quellenkritik, Standpunktreflexion und Forschung als Prozess.“¹³⁰

Um Welzers Kritik an der Veränderbarkeit von Erinnerungen nachzugehen, ist es seiner Meinung nach sehr wichtig, die Zeitzeugengespräche als adressatenbezogene Konstruktionen, in denen biographische Erfahrungen neu gedacht und präsentiert werden, zu verstehen. Das bedeutet konkret, dass bei jedem Interview kritisch mit dem eigenen Standpunkt umgegangen und zudem sowohl der ganze Prozess der Analyse sowie der gesamten Forschung quellenkritisch durchleuchtet werden.¹³¹

Zeitlicher Rahmen und Gliederung der Arbeit

Die vorliegende Arbeit untersucht den Übergang der konfessionellen weiblichen Sozialfürsorge hin zu sozialstaatlichen Institutionen in der Deutschschweiz aus der Perspektive der Deutschschweizer Diakonissen. Zur zeitlichen Eingrenzung der Arbeit dient dabei die Phase der unmittelbaren Nachkriegszeit von 1945 bis 1990. Die zeitliche Eingrenzung lässt sich dadurch erklären, dass es ab 1945 sozialpolitisch in der Schweiz und in den umliegenden westeuropäischen Ländern zu grundsätzlichen Erneuerungen kam.¹³² Gleichzeitig rückte die bis dahin stark vertretene konfessionelle Sozialfürsorge kontinuierlich in den Hintergrund. Ab der Mitte der 1950er Jahre traten immer weniger Schwestern in die Diakonissenhäuser ein. Somit war es für die Mutterhäuser schwierig, ihre bis anhin konfessionelle Sozialfürsorge auf den unzähligen Aussenstationen zu bewerkstelligen. Es begann eine Zeit des Umbruchs in der Mutterhausdiakonie und diese Prozesse endeten rückblickend in einer ersten Phase um circa 1990. Zudem lassen sich die erhobenen lebensgeschichtlichen Interviews der Schwestern im Zeitraum 1945 bis 1990 zeitgleich zu den relevanten Forschungsfragen verorten, da viele der Interviewten bis 1990

¹²⁸ Vgl. Söhner Felicitas, Methodische Problemfelder und ethische Implikationen der zeitzeugenbasierten Historiographie. Ein Erfahrungsbericht. In: BIOS, Jg. 30 (2017), Heft 1/2, 273-289, 277.

¹²⁹ Vgl. Hockerts Hans Günther, Zugänge zur Zeitgeschichte. Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft, in: aus Politik und Zeitgeschichte Jg. 28 (2001), 15-31, hier 20.

¹³⁰ Vgl. Hockerts, Zugänge, 15-31, hier 26.

¹³¹ Vgl. Welzer Harald. Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 2000, Heft 1, 51-63, hier 60.

¹³² Anm.: Wenn auch in der Schweiz im Vergleich zum westeuropäischen Ausland zeitlich etwas verzögert.

noch voll berufstätig waren. Erst nach 1990 begab sich ein Grossteil der interviewten Schwestern als Feierabendwestern¹³³ in den tätigen Ruhestand oder in die Pension.

Im nachfolgenden Kapitel (II. Forschungskontext) wird der historische Forschungskontext umrissen. Im ersten Unterkapitel werden das Diakonissenwesen und seine institutionellen Rahmenbedingungen genauer vorgestellt, das zweite Unterkapitel widmet sich der Verflechtung und dem Prozesscharakter der konfessionellen und weiblichen Berufsgeschichte der sozialen Arbeit, der Krankenpflege und der Care-Arbeit. Im Unterkapitel 2.3 werden die institutionellen Rahmenbedingungen der konfessionellen Pflege innerhalb des erstarkenden Sozialstaats im Gesundheitsbereich herausgearbeitet.

Danach folgt die das dritte Kapitel mit der Analyse (III. Analyse). Das erste von drei Analysekapiteln dient dazu, die gesammelten schriftlichen und mündlichen Schwesterndaten quantitativ in Form von Gruppierung und Querschnitten zu bündeln. Dabei bietet es sich insbesondere an, auf die sogenannten „Life trajectories“ – Lebensverläufe – einzugehen und sie mit den Vorstellungen und Handlungsräumen von Diakonissen zu verflechten. Das gesamte Kapitel nimmt sich der Diskurse über Kohorten, Motivationen und Schwesternbilder sowie der Individualität und Kollektivität von evangelischen Schwesterngemeinschaften an. Zudem werden sechs spezifische Schwesternfälle über die ausgewählten qualitativen Methoden vertieft dargestellt. Das darauffolgende Kapitel Transformation (IV. Transformation) geht den Veränderungen von Berufsethos und Care-Arbeit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach. Dabei werden sowohl das konfessionelle als auch das professionelle Berufsethos der Krankenpflege untersucht. Im Zentrum steht die Perspektive der Diakonissen auf diese Zeit des Wandels und Übergangs. Das erste Unterkapitel des Transformationskapitels setzt den Schwerpunkt auf einen kurzen Überblick über die Spital- und Krankenpflegegeschichte der Schweiz und die Regelung und Kontrolle der zeitgenössischen Krankenpflegeausbildung. Dabei wird ersichtlich, dass der erstarkende Sozialstaat auch im Gesundheitsbereich an Wichtigkeit gewann. Hierzu werden vor allem Archivdokumente aus dem Bundesarchiv und des Schweizerischen Roten Kreuzes verwendet. Danach folgt ein historischer Rückblick auf die konfessionelle Krankenpflege und ihrer evangelischen Professionsgeschichte. Dieser Rückblick beinhaltet zudem die Veränderung des Berufsverständnisses von Schwestern. Das dritte Unterkapitel befasst sich mit dem neuen professionellen Berufsethos in den Krankensälen, welcher nicht zuletzt zur Folge hatte, dass sich die konfessionell geprägte Krankenpflege der Diakonissen langsam aus dem aktiven Dienst in den Spitälern zurückzog. Gleichzeitig wird der Prozess der evangelischen

¹³³ Anm.: Feierabend ist gleichzusetzen mit Pension. Also bedeutet der tätige Feierabend, die Mitarbeit einer Schwester nach Möglichkeit und Freude im Mutterhaus nach ihrer Pensionierung.

Krankenpflegeausbildung hin zur Professionalisierung des Berufs der Krankenpflege beleuchtet. Säkularisierung und Professionalisierung der Care-Arbeit führten zu zwei unterschiedlichen Reaktionen. Einerseits führte es bei den Diakonissen zu einer schrittweisen Milieuauflösung der evangelischen Krankenpflege und andererseits zu Gründung neuer Gemeinschaften und der Erschliessung von neuen Arbeitsfeldern. Das fünfte Kapitel beinhaltet Schlussbetrachtungen und einen Ausblick.

II. Forschungskontext

Im Forschungskontext werden die drei Themengebiete Diakonissenwesen, weibliche Professionalisierung von Care-Arbeit sowie sozialstaatliche Entwicklungen im Gesundheitswesen vorgestellt und für die Beantwortung der Forschungsfragen miteinander verflochten. Dabei werden bisherige Forschungsergebnisse mit der Perspektive der Diakonisse erweitert.

1. Diakonissenwesen

Im diesem Kapitel werden die wichtigsten Umstände der Entstehung des Diakonissenwesens genauer umrissen. Neben der Frage, wie es Theodor Fliedner gelang, die Diakonisse durch die Konstruktion eines weiblichen Ideals in der Fürsorge zu verorten, wird auch der Übergang hin zu weiteren professionellen Tätigkeitsfeldern der Diakonissen untersucht und aufgezeigt. Die Anfänge zahlreicher Frauengemeinschaften fallen in Zeiten tiefer gesellschaftlicher Krisen, beispielsweise der sozialen Frage im 19. Jahrhundert.¹³⁴

Die Ursprünge der weiblichen Arbeit in der Krankenpflege gehen aber im konfessionellen Umfeld noch weiter zurück als nur bis ins 19. Jahrhundert. Das Anstalts- und Krankenpflegewesen lag bereits im Früh- und Hochmittelalter in den Händen der Klöster und Spitalorden, dieses zerfiel allerdings während der Reformation und der Aufklärung weitgehend. Im Spätmittelalter hatten die Bürgerschaft der europäischen Städte die Hospitäler unter ihrer Obhut. Damals entstand von Frankreich her auch eine Vorversion des „Mutterhaussystems“ in Anstalten, welche von Barmherzigen Schwestern¹³⁵ geführt wurden.¹³⁶

Anfang des 19. Jahrhunderts kannte man zwei Organisationstypen von Schwesterngemeinschaften. Die Funktion der Betreuung und Pflege übernahmen zum einen die Barmherzigen Schwestern und zum anderen sogenannte Lohnwärterinnen und Lohnwärter.¹³⁷

Das vorliegende Kapitel geht somit hauptsächlich der Frage nach, welchen Stellenwert die historisch im 19. Jahrhundert begründete Diakonisse im 20. Jahrhundert einnahm und wie sie sich den Bedürfnissen der jeweiligen Zeit angepasst hat.

¹³⁴ Vgl. Fritschi Alfred, Die Schwesternschaft. Zur Sozialgeschichte der weiblichen Berufskrankenpflege in der Schweiz 1850-1930, Zürich 1990, 53f.

¹³⁵ Anm.: Die Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern entstand mit der Errichtung des Spitals in der französischen Stadt Beaune 1452, indem einige Frauen die Krankenpflege übernahmen. Aus diesem Zusammenschluss entstand die Ordensregel, die Urregel von Beaune, die der Papst 1459 approbierte. Ab dem 18. Jahrhundert pflegten Barmherzige Schwestern auch in der Schweiz Kranke in: Urs F. A. Heim, Leben für andere. Die Krankenpflege der Diakonissen und Ordensschwestern in der Schweiz, Basel 1998, 27-29.

¹³⁶ Vgl. Fritschi, Schwesternschaft, 53.

¹³⁷ Vgl. ebd., 54.

1.1 Kaiserswerther Modell

Der Kaiserswerther Pfarrer Theodor Fliedner (1800–1864) rief die evangelische Mutterhausdiakonie nach dem Vorbild der katholischen Barmherzigen Schwestern und der Diakonissen der Alten Kirche ins Leben. Seine Diakonissenanstalt orientierte sich dabei an einem bürgerlich-patriarchalen Familienmodell, wobei er zusammen mit seiner Frau und den späteren Oberinnen die Leitung des Werkes übernahm. Die Fliedners bildeten symbolisch das erste Elternpaar, während die Diakonissen wie unmündige Töchter in dieser grossen Gemeinschaft unter der patriarchalen Leitung eines männlichen Hausgeistlichen lebten. Für die Entstehung des Kaiserswerther Mutterhauses führt Fliedner 1836 folgende Begründung an:

„Die armen Kranken lagen uns längst am Herzen. Wie oft hatte ich sie verlassen gesehen, leiblich schlecht versorgt, geistlich ganz vergessen, in ihren oft ungesunden Kammern, dahinwelkend, wie die Blätter des Herbstes! [...], aber die leibliche Pflege war schlecht. Die Ärzte klagten bitterlich über die Mietlinge bei Tag, die Mietlinge bei Nacht, über die Trunkenheit und andere Unsittlichkeiten bei dem männlichen und weiblichen Wartepersonal. Schrien solche Übelstände nicht zum Himmel?“¹³⁸

In diesem Bericht zeigt Fliedner die enge Verknüpfung von Not und Dienst des meist nur schlecht ausgebildeten weiblichen und männlichen Wartepersonals. Fliedner nennt zuerst die soziale Not der Zeit als Ausgangslage, welche einen dringenden Handlungsbedarf mit sich ziehe. Er präzisiert später im Zusammenhang mit der weiblichen Arbeitskraft:

„Und was soll ich von der geistlichen Pflege der Kranken sagen? [...] Und sollten unsere evangelischen Christinnen nicht zur christlichen Krankenpflege fähig und willig sein? [...] Hatte die apostolische Kirche diese Kräfte schon zur Pflege der leidenden Glieder der Gemeinden benutzt und amtlich bestellt in den Diakonissen, und hatte die alte christliche Kirche, ihr nachfolgend, viele Jahrhunderte diese Diakonissen als Dienerinnen der Kirche bestellt, sollten wir noch länger säumen in Wiederanwendung dieser weiblichen Kräfte, in Wiederbestellung dieser gesegneten Mägde des Herrn und seinem Dienst?“¹³⁹

Als Protestant konnte Fliedner schlecht an die Tradition der katholischen Barmherzigen Schwestern anknüpfen und diese zum Vorbild nehmen – dies, obwohl er sich bei der Erstellung der ersten Schwesternordnung von der Ordnung der Barmherzigen Schwestern aus Münster inspirieren liess. Weniger verdächtig war darum die Anknüpfung an die

¹³⁸ Fliedner Theodor 1836, zitiert in: Knellwolf, Lebenshäuser, 13.

¹³⁹ Fliedner Theodor, Kurze Geschichte der Entstehung der ersten evangelischen Liebesanstalten in Kaiserswerth. In: Krimm Herbert. Quellen zur Geschichte der Diakonie. Bd. 2: Reformation und Neuzeit. Stuttgart 1963, 211–217, hier 211f.

Tradition der alten Kirche.¹⁴⁰ So gelang es Fliedner, mit dem Bild der Diakonisse „widerstandlos“ an die alte Kirche und die dienende Tätigkeit von Frauen im pflegerischen und sozialen Bereich anzuknüpfen. Die Diakonissen verpflichteten sich daraufhin, als Dienerinnen „des Herrn Jesu, als Dienerinnen der Kranken, um Jesu willen, als Dienerinnen untereinander zu handeln und ‚nicht um irdischen Lohn oder irdischer Ehre‘ wegen, sondern um Jesu willen, ‚nach seinem Vorbilde und als barmherzige Samariterin in seinem Dienst‘¹⁴¹ zu sein. Dieses besondere Ideal betonte Fliedner schliesslich auch durch zahlreiche Lieder, in denen beispielsweise die Diakonisse als Taube Christi den Kranken Linderung bringen sollte.¹⁴²

Noch einen Schritt weiter ging der Nachfolger Fliedners, sein Schwiegersohn Julius Disselhoff (1827–1896). Er ging bei seiner Beschreibung des Weiblichkeitsideals des 19. Jahrhunderts davon aus, dass durch die weibliche Gabe den Frauen angeblich automatisch Macht und Einfluss gegeben sei. Julius Disselhoff unterstrich die weiblichen pflegerischen Eigenschaften der Diakonissen. Er versprach den Diakonissen durch ihre pflegerische Tätigkeit sogar, dass der Heilige Geist durch ihre pflegerische Tätigkeit die rechte und wahre Weiblichkeit in ihnen erwirken würde.¹⁴³

Theodor Fliedner und seine Frau Frederike waren nicht die Einzigen, die im Zusammenhang mit der sozialen Not und den zahlreichen jungen, ledigen Frauen Überlegungen zu einem alternativen weiblichen Lebensentwurf anstellten. Neben Theodor Fliedner galten auch Wilhelm Löhe und Johan Hinrich Wichern¹⁴⁴ als führende Köpfe der neuen Bewegung der weiblichen evangelischen Mutterhausdiakonie. Doch darf nicht vergessen werden, dass auch Frauen wie Amalie Sieveking¹⁴⁵ oder Elisabeth Fry¹⁴⁶ wichtige

¹⁴⁰ Vgl. Gause, Armenfürsorge, 354.

¹⁴¹ Aus der Hausordnung und Dienstanweisung für die Diakonissen der Diakonissenanstalt in Kaiserswerth (seit 1839 bei der Einsegnung der Diakonissen zur verpflichtenden Unterschrift vorgelegt) in: Krimm Herbert. Quellen zur Geschichte der Diakonie. Bd. 2: Reformation und Neuzeit, Stuttgart 1963, 221-224, hier 221f.

¹⁴² Vgl. Fliedner Theodor, Diakonissen-Liederbuch. Kaiserswerth 1857, 98f.

¹⁴³ Vgl. Disselhoff Julius, Aus den Pastoral-Briefen an meine lieben Diakonissen. Düsseldorf 1936, 91. Zitiert in: Gause Ute. Armenfürsorge und Genderfrage im Protestantismus des deutschsprachigen Raums am Beispiel Kaiserswerths und seiner Diakonissen, in: Maurer Michaela und Schneider Bernhard (Hg.) Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit“? Berlin 2013, 351-361, hier 354.

¹⁴⁴ Anm.: Johann Hinrich Wichern (1808–1881) war ein deutscher protestantischer Theologe, Sozialpädagoge, Gründer Inneren Mission der evangelischen Kirche und des Rauhen Hauses und Gefängnisreformer. (Vgl. Sander, Wichern, Johann Hinrich, in: Allgemeine Deutsche Biographie 42 (1897), S. 775-780. (Online-Version): <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11863223X.html#adbcontent> (Stand: 09.10.17))

¹⁴⁵ Anm.: Zu Beginn der Entstehung der Diakonissenhäuser war unklar, ob Theodor Fliedner sich als Begründer der Diakonissenmutterhäuser durchsetzen würde. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert entstand das Dienstideal der Diakonisse unter Einfluss mehrerer Wegbereiter und Wegbereiterinnen. Sieveking sah die pflegerische Betätigung der Frau aber gleichzeitig als Chance für die weibliche Emanzipation, sie bemerkte 1849: „Ich wünsche eine Emancipation unseres Geschlechts, aber nicht fürwahr in dem Sinne mancher neuerer, die alle göttliche und menschliche Ordnung umstossend, auch die vom Herrn selber bestimmte Unterordnung des schwächeren Geschlechts unter das stärkere aufheben möchten. Was ich für die Frau in Anspruch nehme, das ist [...] die Berechtigung zu einer geregelten, Geist und Herz

Impulse für die Ursprünge der Frauendiakonie setzten. Ihre Vorstellungen von Schwesterngemeinschaften basierten jedoch auf einem Zusammenleben der Schwestern, welches durch mehr demokratische Mitsprache und Selbstbestimmung gekennzeichnet war. Kritik an Fliedners Modell äusserte in den 1890er Jahre Elisabeth Malo in der damals populären liberal-theologischen protestantischen Zeitschrift „Christliche Welt“, welche von Martin Rade herausgegeben wurde. Sie stellte öffentlich die Frage, warum das Dienstideal der Diakonisse im Vergleich zu demjenigen des Diakons oder des Pfarrers ein höheres Mass an Aufopferung mit sich zog und warum diese dafür nicht einmal ein eigenes Einkommen erhalten würden, sondern nur ein kleines Taschengeld.¹⁴⁷ Infolgedessen erschienen diverse weitere Artikel, welche das Berufsbild der Diakonisse kritisch beleuchteten und die körperliche und psychisch harte Arbeit, die langen Arbeitszeiten, das Sendungsprinzip sowie die hierarchische Organisationsstruktur des Mutterhauses und die Bevormundung der Schwestern mit ihrer fehlenden individuellen Freiheit infrage stellten. Das zeigt, dass bereits Ende des 19. Jahrhunderts das Ideal der Diakonisse nicht mehr überzeugen konnte.¹⁴⁸

Fast zeitgleich mit der Eröffnung des Diakonissenmutterhauses in Kaiserswerth 1836 ereigneten sich in der katholischen Kirche diverse Neugründungen von Schwesterngemeinschaften. Theodosius Florentini¹⁴⁹ gilt als der Begründer der grössten

befriedigenden, ihre Zeit wirklich ausfüllenden Tätigkeit, die Berechtigung, wo das Haus ihnen keinen genügenden Spielraum darbietet für das Mass ihrer Kräfte, sich einen würdigen Lebensberuf zu suchen auch ausser Haus.“ (Sieveking 1849, zit. in: Schmidt 1998, 139) Amalie Sieveking und Theodor Fliedner waren somit am diakonischen Aufbruch ihres Jahrhunderts in einer ergänzenden Weise beteiligt. Während Fliedner als Gemeindepastor die Diakonissen als Objekte der Diakonie dachte, verstand Amalie Sieveking sich selbst und die Schwestern als Subjekte der Diakonie. Sie betrachtete dabei die protestantische Schwesternschaft als eine demokratisch geordnete Frauengenossenschaft, während Fliedner ein hierarchisches und an patriarchale Familienstrukturen orientiertes Mutterhausmodell vorsah. Er begründete seine Wahl damit, dass dies besser sei für die „besonders leicht verführbare und schutzbedürftige weibliche Eigenart [...]“ (Fliedner Theodor, zit. in: Kumbruck Christel, *Diakonische Pflege im Wandel. Nächstenliebe unter Zeitdruck*, Berlin 2009, 22-23.)

¹⁴⁶ Anm.: Die britische Gefängnisreformatrice Elisabeth Fry (1780–1845) war die Tochter des Quäkers und Gutsbesitzers. 1800 heiratete Elisabeth den englischen Quäker Joseph Fry mit dem sie elf Kinder hatte. Auf ihrem Familienlandsitz engagierte sie sich in der Armenpflege und gründete eine Mädchenschule. 1813 begann sie mit dem Aufbau der Gefängnisfürsorge für weibliche Gefangene in England, Schottland und Irland. Ab 1837 besuchte sie Gefängnisse auf dem europäischen Kontinent und warb für Gefängnisreformen und die Gefangenenfürsorge. Wilhelm Friedrich Bautz, Fry Elisabeth, in: Wilhelm Friedrich Bautz (Hg.), *Biografisch – bibliografisches Kirchenlexikon*, Bd. 2, Hamm 1990, S.148-149.

¹⁴⁷ Vgl. Baumann Ursula. *Protestantismus und Frauenemanzipation, 1850 bis 1920*. Frankfurt a. M. 1992, 68-79. Vgl. auch Martkert-Wizisla Chrisane, Elisabeth Malo, Pfaffenweiler 1997; Schmidt Jutta, Die „Diakonissenfrage“ im Deutschen Kaiserreich. In: Strohm Theodor/Thierfelder Jörg (Hg.); *Diakonie im Deutschen Kaiserreich (1871-1918). Neuere Beiträge zur diakoniegeschichtlichen Forschung*. Heidelberg 1995. 308-329, hier 316ff.

¹⁴⁸ Vgl. Gause Ute, *Armenfürsorge und Genderfrage im Protestantismus des deutschsprachigen Raums am Beispiel Kaiserswerths und seiner Diakonissen*, in: Maurer Michaela und Schneider Bernhard (Hg.) *Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit“?* Berlin 2013, 351-361, hier 355.

¹⁴⁹ Anm.: Theodosius Florentini (1808–1865) wurde schon in der Grundschule in Val Müstair von Kapuzinern ausgebildet. Später kam er zur Weiterbildung nach Bozen, Stans, Baden und Chur. In Sitten trat er 1825 als Kapuziner ins Noviziat ein und erhielt 1830 die Priesterweihe. Von bleibender Bedeutung für den schweizerischen Wirkungsraum und über seine Zeit hinaus sind seine Bemühungen, den Notstand der Bildung im Schulwesen aufzuheben, ledigen Frauen einen Zugang zu sozialkaritativen Tätigkeiten zu

weiblichen katholischen Kongregationen in Europa, namentlich der Menzinger und Ingenbohl-Schwestern (1844 respektive 1856). Diese beiden Mutterhäuser haben ihren Ursprung in der katholischen Zentralschweiz, in Menzingen und in Brunnen, und setzten sich in der Vergangenheit vor allem in Krankenhäusern und an Schulen für die Pflege und die Erziehung ihrer Mitmenschen ein. Diakonissen gibt es in der Schweiz seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Ehelosigkeit, die Bescheidenheit und der Gehorsam waren und sind auch für sie die drei Grundpfeiler der Lebens-, Dienst- und Glaubensgemeinschaft der Schweizer Diakonissenmutterhäuser, welche vom Modell der Kaiserswerther Diakonissen übernommen wurde. Ursprünglich waren die Diakonissen in der Früherziehung, in Heimen, in Spitälern mit angegliederten Berufsschulen für Krankenpflege, in Gefängnissen sowie kirchengemeindlich und missionarisch in Entwicklungsländern tätig. Die Gründung der Mutterhäuser fiel in eine Zeit, in welcher der Staat ökonomische und politische Aufgaben übernahm, die Lösung sozialer Probleme jedoch privaten und kirchlichen Organisationen überliess. So entstand 1842 in Echallens (VD) das erste Diakonissenhaus, 1844 folgten Bern und St. Loup (VD), Riehen (BS) anno 1852, das Neumünster auf dem Zollikerberg (ZH) im Jahr 1858, weiter das Bethanien in Zürich 1911, das Salem 1921 in Bern, Bethesda 1923 in Basel, das Ländli 1924 in Oberägeri, Chrischona 1935 in Bettingen, Braunwald (GL) 1941, der Saronsbund 1969 in Uznach (SG), die Steppenblüte Anfang der 1970er Jahre in Basel und das El-Roi anno 1988 ebenfalls in Basel.¹⁵⁰

1.1.1 Konsolidierung und Institutionalisierung 1861–1945

Kaiserswerther Grundordnung und Generalkonferenz

Die Grundordnung und somit auch die Organisation und Struktur der Mutterhäuser waren weder ein Konstrukt der kantonalen Kirchen noch der reformierten Landeskirche. Die Grundzüge der meisten grösseren Diakonissenhäuser der Deutschschweiz wurden stark durch den deutschen Erweckungspfarrer Theodor Fliedner aus Kaiserswerth beeinflusst. Seine Grundordnung beeinflusste nicht nur die Schweizer Mutterhäuser, sondern wirkte weltweit federführend in der Mutterhausdiakonie. Es handelte sich dabei um ein personenzentriertes Organisationsmodell mit einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung,

ermöglichen, um so gleichzeitig den sozialen Problemen des aufkommenden Industriezeitalters entgegenzuwirken. Florentini gründete darum 1844 die Kongregation der Lehrschwestern von Menzingen, welche sich besonders der Mädchen- und Töchternausbildung annahm. Die Vielfalt der sozialen Aufgaben (Krankenpflege, Waisenhäuser, Altersheim, Kinderheime) bewegten Florentini 1856 dazu, sich von Menzingen zu lösen und eine neue, selbstständige Kongregation der Ingenbohler Schwestern zu gründen. (Vgl. Conzemius Victor, *Theodosius Florentini*. in: HLS online: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D9021.php> (Stand: 09.10.17))

¹⁵⁰ Vgl. Schär Regula, *Diakonissen in der Ostschweiz im 20. Jahrhundert*, Zürich 2016.

wobei sich dieses gegen das demokratischere Mutterhausmodell des Strassburger Pfarrers Franz Heinrich Härter¹⁵¹ durchsetzte.¹⁵²

1861 initiierte Theodor Fliedner den ersten Zusammenschluss der bestehenden Mutterhäuser und vereinigte sie zur Kaiserswerther Generalkonferenz.¹⁵³ Der erste Tagesordnungspunkt behandelte das Verhältnis der Mutterhäuser zu Kirche und Staat. Dabei war die Stellung der Diakonissen in der Kirche nicht von Anfang an ausschliesslich positiv. Die Diakonissen waren in den reformierten Gegenden dieser Zeit noch unbekannt. Die protestantischen Menschen begegneten diesen äusserlich den katholischen Schwestern ähnlichen, frommen Frauen mit Misstrauen. So fürchtete sich beispielsweise die Bevölkerung der Stadt Bern vor dem Lebensstil der Diakonisse in ihrer Tracht und ihrem Leben in der Schwesterngemeinschaft in Ehelosigkeit, Bescheidenheit und Gehorsam. Man vermutete gar, dass die Diakonissen wie ein Trojanisches Pferd den Katholizismus zurückbringen würden.¹⁵⁴ Die Diakonissenhäuser pflegten engen Kontakt mit dem 1920 gegründeten Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK).¹⁵⁵ Auch zu den einzelnen ortsansässigen Kirchengemeinden an den Mutterhausstandorten in Zollikerberg, Neumünster und Riehen sowie an den Arbeitsorten der Aussenstationen der Diakonissen fand ein reger Austausch statt, ohne dass die Mutterhäuser als institutioneller Teil zur

¹⁵¹Anm.: In Strassburg eröffnete Pfarrer Franz Heinrich Härter 1842 ein Diakonissenhaus. Für die Organisation der Schwesternschaft übernahm er Elemente der Strassburger Vinzentinerinnen und der englischen Protestant Sister of Charity. Die Schwesternschaft erhielt in Strassburg im Gegensatz zu Kaiserswerth einen enormen Gestaltungs- und Führungsspielraum. Der männliche Vorsteher bekam nur eine beratende Funktion. Die Diakonissenhäuser Karlsruhe (1851), Riehen (1852), Stuttgart (1855), Augsburg (1855) und Speyer (1859) übernahmen Teile Härters Strassburger Diakonissenhausmodells. Obwohl Härter den süddeutschen und schweizerischen Raum beeinflusste, wurde sein Ansatz in der Diakonieforschung bisher kaum beachtet. Vgl. Schmidt Jutta, Beruf: Schwester. Mutterhausdiakonie im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. Main, 1998, S. 62-102; Götzmann Arnd, Die Strassburger Diakonissenanstalt – Ihre Beziehungen zu den Mutterhäusern in Kaiserswerth und Paris, in: Pietismus und Neuzeit, (23) 1997, 80-102.

¹⁵² Köser, Alltagsmensch, 186.

¹⁵³ Anm.: 1861 lud Fliedner 12 der insgesamt 26 vorhandenen Diakonissenmutterhäuser, darunter auch Vertreter der Schweizer Diakonissenhäuser, zu einer Konferenz nach Kaiserswerth ein. Fliedner wollte dadurch die Vorreiterrolle Kaiserswerths festigen und eine Vereinheitlichung der Diakonissenhäuser und des Diakonissenamtes fördern. Vgl. Silke, Alltagsmensch, 121-128; Felgentreff Ruth, Profil eines Verbandes. 75 Jahre Kaiserswerther Verband, Breklum 1991; Friedrich Norbert/ Wolff Martin (Hgs.): Diakonie in Gemeinschaft. Perspektiven gelingender Mutterhaus-Diakonie, Neukirchen-Vluyn 2011; Friedrich Norbert, „Nichts Neues“? Zum Verhältnis von Tradition und Fortschritt in der Kaiserswerther Generalkonferenz – dargestellt am Beispiel ihrer Veröffentlichungen, in: Friedrich Norbert/ Wolff Martin, (Hgs.), Diakonie in Gemeinschaft. Perspektiven gelingender Mutterhaus-Diakonie, Neukirchen-Vluyn 2011, 203-204.

¹⁵⁴ Vgl. Schranz Lydia. Oberin Sophie Wurstemberger, wer war sie? Vortrag im Jubiläumsjahr 2009, zum 200. Geburtstag unserer Gründerin, Stiftung Diakonissenhaus Bern, 2009; Christine Stuber, Sophie von Wurstemberger (1809-1878), in: Aderheid M. von Hauff (Hg.) Frauen gestalten Diakonie. Vom 18. Bis zum 20. Jahrhundert, Stuttgart 2006, 220-235.

¹⁵⁵ Anm.: Die reformierte Kirche der Schweiz setzt sich aus verschiedenen Kantonalkirchen, die ihre Zusammenarbeit mit dem 1920 gegründeten Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK) festigten. Innerhalb des SEK gehörten die Diakonissenhäuser dem Schweizerischen Verband für innere Mission und evangelische Liebestätigkeit an und erstatteten ihm Bericht. Vgl. Hoch Fritz, Das Verhältnis von Diakonie zu Kirche und Staat, Schweiz, in: Diakonia, Schriftenreihe der Internationalen Föderation Diakonia Nr. 1, Zürich 1952, 34.

Kirchengemeinde gezählt wurden.¹⁵⁶ Dementsprechend waren sie auch finanziell und organisatorisch unabhängig von den Kirchenbehörden. Dies gilt ebenfalls für die freikirchlichen, evangelisch-methodistischen und unabhängigen evangelischen Mutterhäuser, wie das dem Gemeinschaftsdiakonieverband angehörige Ländli in Oberägeri, die evangelisch-methodistischen Häuser Bethanien in Zürich und Bethesda in Basel. Auch diese freikirchlichen Institutionen waren mit der lokalen Kirchgemeinde vernetzt.¹⁵⁷

Die lose Zusammenarbeit des SEK und der Diakonissenhäuser kennzeichnet noch heute die Beziehung dieser beiden Institutionen untereinander. Kirchenrechtlich betrachtet bewegten sich dabei die Diakonissenmutterhäuser im rechtsfreien Raum. Rechte und Pflichten, so wie dies die katholische Kirche für ihre Orden und Kongregationen vorgibt, fehlen in der reformierten Kirche.

1.1.2 Organisationsstruktur und Akteure im Mutterhaus

Die Kaiserswerther Grundordnung legte den Grundstein für die Mutterhausstrukturen, welche auch für die meisten Deutschschweizer Diakonissenhäuser und Schwesterngemeinschaften galten. Im Folgenden werden die einzelnen Akteure und Akteursgruppen vorgestellt.

Vorsteherschaft

Der Begriff Vorsteher setzte sich erst im 20. Jahrhundert durch. Davor wurde der Pfarrer des Diakonissenhauses oftmals auch Hausgeistlicher oder Anstaltsgeistlicher genannt. Zusammen mit der Oberin oder der Oberschwester bilden sie die Vorsteherschaft der Diakonissenhäuser. In den Statuten des Diakoniewerks Neumünster von 1965 wird die Vorsteherschaft wie folgt beschrieben:

„§13 Die Vorsteherschaft besteht aus dem Vorsteher und der Oberschwester sowie dem Betriebsleiter, sofern eine solche Stelle vom Stiftungsrat beschlossen und derselbe als Mitglied der Vorsteherschaft bezeichnet wird. Die Vorsteherschaft leitet das gesamte Werk. Sie leitet und überwacht insbesondere die Ausbildung und den Dienst der Diakonissen sowie die Ausbildung der Krankenschwestern und Pflegerinnen. [...]“¹⁵⁸

Was den Handlungsspielraum der leitenden Oberschwester oder der Oberin betrifft, so war auch dieser an die Vorgaben des christlichen Weiblichkeitsideals gebunden. Disselhof beschreibt dies in einem Pastoralbrief an die Diakonissen im Jahr 1936 wie folgt:

¹⁵⁶ Vgl. Hoch Fritz, Das Verhältnis von Diakonie zu Kirche und Staat, Schweiz, in: Diakonia, Schriftenreihe der Internationalen Föderation Diakonia Nr. 1, Zürich 1952, 34.

¹⁵⁷ Sr. Martha Häusermann, Schwesterngemeinschaften, Wie nehmen die Ordensgemeinschaften die Kirche wahr? Was erwarten sie von ihnen, in: Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften, 38-39.

¹⁵⁸ ADN, Stauten Diakoniewerk Neumünster, Zollikerberg –Zürich, 1965, 5-6.

„Die leitenden Schwestern haben einen äusserst gefahr- und verantwortungsvollen Stand. Es ist ihnen recht häufig ein so grosses Hauswesen zum Leiten und Regieren anvertraut wie keiner Hausfrau [...]. Dazu kommt, dass nach Gottes Ordnung das Weib nicht zum Haupt und zum Regieren geschaffen ist, sondern seine Aufgabe darin besteht, zu helfen und zu dienen, damit das von Männern geführte Amt und Werk von diesem Gott zu Ehren und Menschen zum Heile vollendet werden könne.“¹⁵⁹

Es ist in diesem Auszug nicht zu übersehen, dass Julius Disselhof als ein Gegner der Frauenemanzipation anzusehen war und die Leitende Oberschwester trotz grösserer Verantwortung in ihrer Funktion immer noch eine Diakonisse blieb. Der Diakonisse wurde eine klar dienende Funktion zugeschrieben.¹⁶⁰

Probemeisterin

Die Probemeisterin empfing die jungen Frauen am Eintrittstag, stellte ihnen den Tagesablauf und das Arbeitsleben im Diakonissenhaus vor und instruierte sie in die Ordnungs-, Reinlichkeits- und Pünktlichkeitsfragen. Täglich wurden die Jungschwestern von der Probemeisterin in „allerlei für Berufsleben wichtigen Aufgaben“¹⁶¹ unterrichtet. Im Diakonissenhaus Neumünster Zollikerberg war zwischen 1937 und 1961 Schwester Mariann Witwer Probemeisterin. Ihr Unterrichtsziel hielt sie damals schriftlich fest:

„[...] die persönliche Gottesbeziehung (zu) fördern und (zu) stärken und den angehenden Diakonissen Jesus Christus als Ursprung unsere Handelns lieb (zu) machen, [...]“¹⁶². Die Erziehung durch Schwester Mariann war nicht nur durch Kontrolle und Ermahnung gekennzeichnet, sondern beim gemütlichen Beisammensein, während eines Spaziergangs oder in einer Singstunde den Probeschwestern das ideale Diakonissenbild vorzuleben. [...].“¹⁶³

¹⁵⁹ Disselhoff Julius, Aus den Pasotral-Briefen an meine lieben Diakonissen. Düsseldorf 1936, 265. zitiert in: Gause Ute. Armenfürsorge und Genderfrage im Protestantismus des deutschsprachigen Raums am Beispiel Kaiserswerths und seiner Diakonissen, in: Maurer Michaela und Schneider Bernhard (Hg.), Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit“? Berlin 2013, 351-361, hier 351-352.

¹⁶⁰ Dies unterstreicht auch Ruth Felgentreff (selbst Diakonisse) vgl. Felgentreff Ruth, Das Diakoniewerk Kaiserswerth 1836-1998. Von der Diakonissenanstalt zum Diakoniewerk – ein Überblick. Düsseldorf 1998, 126f.

¹⁶¹ Anm.: Die Probemeisterin führte zudem das Schwestern- und Stationsverzeichnis. Sie koordinierte mit der inneren Leitung die Arbeitseinsätze und blieb für die Jungdiakonissen auch in den Aussenstationen eine Bezugsperson. In: ADN, Schwesterndossier Jenny Stöcker (1859-1942), Notizen über Instruktionen für die Probemeisterin, ohne Datum.

¹⁶² ADN, Schwesterndossier von Schwester Mariann Wittwer (Taufname Marie), Zur Erinnerung an Schwester Marie Wittwer geboren am 15. Februar 1902 – Eingetreten am 16. März 1931 – Eingesegnet am 17. Oktober 1937.

¹⁶³ ADN, Schwesterndossier von Schwester Mariann Wittwer (Taufname Marie), Zur Erinnerung an Schwester Marie Wittwer geboren am 15. Februar 1902 – Eingetreten am 16. März 1931 – Eingesegnet am 17. Oktober 1937.

Für die Probeschwestern war sie eine mütterliche Freundin, die die Familienumstände der einzelnen Probeschwester, ihr Geburtsdatum und ihre Arbeitsorte kannte. Bei der Erziehung bemühten sich die Probemeisterinnen, die biographische Herkunft der jungen Diakonissen zu berücksichtigen. Doch inwiefern konnten die Probemeisterinnen wie Schwester Mariann die individuellen Charaktere bei der Ausbildung und der Erziehung zur Diakonisse berücksichtigen? Tausende von Individuen mit unterschiedlichen Vorbildungen, aus christlichen und unchristlichen Familien sowie aus allen Regionen und Schichten der Schweiz, so schrieb Auguste Oehler, die Oberschwester des Diakonissenhauses Bern anno 1927, waren von der Probemeisterin zu erziehen. Die Kunst der Erziehung lag laut Sr. Auguste Oehler in der positiven Beeinflussung der Probeschwester durch die Probemeisterin. Dies wiederum stellte an die Probemeisterin hohe moralische und religiöse Ansprüche. Sie musste das „Ideal, zu dem sie die jungen Schwestern erziehen will, in ihrer Persönlichkeit verwirklichen.“¹⁶⁴ Die Probemeisterin musste darum jederzeit Ordnung und Disziplin, Verzicht und Gehorsam, Bescheidenheit und Ehelosigkeit, Selbstlosigkeit und den Dienst am Nächsten aus reiner Christenliebe, Einordnung in die Schwesterngemeinschaft und Verzicht auf persönliche Bedürfnisse vorleben. Die Aufgabe der Probemeisterin, die individuellen Charaktere der Probeschwestern so zu erziehen, dass sie diese kollektiven Ideale in der Schwesterngemeinschaft lebten, erforderte Fingerspitzengefühl und Durchsetzungsvermögen. An der Einordnung in das kollektive Ideal der Schwesterngemeinschaft scheiterten die Probeschwestern, ebenso sie Diakonissen. Die hohen ethisch-moralischen Ansprüche sowie die Ablehnung der eigenen Bedürfnisse führten zu Glaubenskrisen. In derlei Situationen war die Probemeisterin die Seelsorgerin für ihre Mitschwestern. Individuelle Glaubenskrisen und Ängste verlangten, wie Schwester Auguste Oehler festhielt, individuelle Lösungen.¹⁶⁵

Mit Vertrauen, Verständnis, Aussprachen und nicht durch ein „Schablonenwesen“ konnte die Probemeisterin den Probeschwestern das „Ideal einer echten Diakonisse“¹⁶⁶ vermitteln. Das kollektiv angestrebte Diakonissenideal, so das Fazit von Schwester Auguste Oehler, schloss individuelle Charaktereigenschaften nicht aus. Die Aufgabe der Probemeisterin war

¹⁶⁴ ADN, Dossier Jenny Stöcker, Referat von Sr. Auguste Oehler, Oberschwester des Berner Diakonissenhauses. Der Einfluss der Probemeisterin auf die jungen Schwestern. Referat gehalten an der Probemeisterinnen-Konferenz auf dem Freyberg in Honderich am 14. Juni 1927, S. 4.

¹⁶⁵ ADN, Dossier Jenny Stöcker, Referat von Sr. Auguste Oehler, Oberschwester des Berner Diakonissenhauses. Der Einfluss der Probemeisterin auf die jungen Schwestern. Referat gehalten an der Probemeisterinnen-Konferenz auf dem Freyberg in Honderich am 14. Juni 1927, S. 5-12.

¹⁶⁶ ADN, Dossier Jenny Stöcker, Referat von Sr. Auguste Oehler, Oberschwester des Berner Diakonissenhauses. Der Einfluss der Probemeisterin auf die jungen Schwestern. Referat gehalten an der Probemeisterinnen-Konferenz auf dem Freyberg in Honderich am 14. Juni 1927, S. 13.

es, Individuen so zu erziehen, dass sie sich unter das Diakonissenideal und in der Schwesternschaft einordneten, ohne die Probeschwestern zu verbiegen oder zu brechen.¹⁶⁷

Schwesternhilfe, Vorprobeschwester und Probeschwester

Neben den bereits eingeseigneten Diakonissen bildeten die Schwesternhilfen und die Vorprobe- und Probeschwestern die grösste Gruppe des Diakonissenhauses. Die neu eintretenden Probeschwestern hatten eine Liste an Dingen beim Eintritt ins Mutterhaus mitzubringen, dies bezeugt ein Dokument des Berner Diakonissenhauses aus dem Jahr 1961. Dies war zum einen eine Bibel, eine Schulmappe, ein guter Koffer oder Waschkorb, ein Handkoffer, eine Uhr mit Sekundenzeiger, ein schwarzer oder grauer Regenschirm, Toilettensachen sowie Näh- und Schreibzeug. Die Koffer sollten 8 Tage vor dem Eintritt aufgegeben werden. Unterzeichnet ist das Dokument in Bern, am 15. Juni 1961. Fliedner Junior entschloss sich bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, eine so genannte „Rüstzeit“ einzuführen, die die Diakonissen während zwei Wochen auf ihre Einsegnung¹⁶⁸ vorbereitete.

Ebenfalls aus dieser Zeit stammt ein gemeinschaftliches Element, welches bis heute erhalten geblieben ist: der monatlich erscheinende Brief an die Schwesterngemeinschaft mit Mitteilungen, einem Brief der Oberin und einem geistlichen Wort.¹⁶⁹

Diakonissen und die Schwesternschaft

Als grösste und wichtigste Gruppe eines Diakonissenhauses galten die Diakonissen. Sie wurden ausgesandt im Dienst Gottes und hatten ein grosses Arbeitspensum in verschiedenen Berufssegmenten zu leisten. Als Schwerpunkt ist jedoch bis weit ins 20. Jahrhundert die Krankenpflege zu nennen. In den Statuten des Diakonissenhauses Neumünster stehen zu den Diakonissen die folgenden Zeilen:

§ 14 „Diakonissen sind Dienerinnen Jesu Christi, die sich aus Liebe zu ihrem Herrn und Erlöser dem Diakoniewerk im evangelischen Sinn widmen. [...]

§ 15 Die Stiftung verpflichtet sich, für die Diakonissen des Mutterhauses in gesunden, kranken und alten Tagen zu sorgen. Eintritt und Austritt der Diakonissen, [...]

§ 16 Als Organ der Stiftung bilden die Diakonissen des Mutterhauses die Schwesternschaft. Diese wählt einen Schwesternrat. [...]. Er entscheidet über die Aufnahme von Diakonissen.“¹⁷⁰

¹⁶⁷ Vgl. ADN, Dossier Jenny Stöcker, Referat von Sr. Auguste Oehler, Oberschwester des Berner Diakonissenhauses. Der Einfluss der Probemeisterin auf die jungen Schwestern. Referat gehalten an der Probemeisterinnen-Konferenz auf dem Freyberg in Honderich am 14. Juni 1927, S. 13-14.

¹⁶⁸ Anm. Die Einsegnung ist nicht gleichzusetzen mit dem Eintritt einer Schwester. Der Eintritt ist der Moment, als die Schwester sich entschloss der Gemeinschaft beizutreten, während die Einsegnung die definitive Zusage und die symbolische Einsegnung in die Gemeinschaft bedeutet.

¹⁶⁹ Vgl. Kellerhals et al. (Hg.), Zeichen der Hoffnung, 120.

Schwesternrat

Lange gab es für die Diakonissen unter der Mutterhausleitung keine Möglichkeit der Partizipation, erst 1932 wurde der von der ganzen Gemeinschaft gewählte Schwesternrat als Beratungs- und Leistungsgremium in Riehen eingeführt. Das Diakonissenhaus in Strassburg beispielsweise kannte von Anfang an eine solche Ordnung.¹⁷¹ Im Schwesternrat der meisten Deutschschweizer Diakonissenhäuser waren neben dem Vorsteher die Oberschwester, die stellvertretende Oberschwester und von der Schwesternschaft gewählte Diakonissen vertreten.

Generalkonferenz

Die regelmässig tagenden Generalkonferenzen, die bis heute weiter ausgetragen werden, bieten den dazugehörigen Mutterhäusern¹⁷² ein Forum des Austausches und der Diskussion. Sie ist ein internationales und über die Landesgrenzen etabliertes Netzwerk zwischen den Mutterhäusern. Den ersten historischen Höhepunkt der Generalkonferenz bildete die 1903 von den Delegierten gutgeheissene Kaiserswerther Grundordnung. Obwohl diese Ordnung für die Mutterhäuser nicht bindend war, so war sie doch grundlegend für ihre Struktur und blieb bis Ende der 1960er Jahre nahezu unverändert in Kraft.¹⁷³ 1971 wurden die Kaiserswerther Rahmenordnungen formuliert, welche die Grundordnung ablösten und den Diakonissenmutterhäusern eine individuellere Entwicklung ermöglichten.¹⁷⁴

Weitere Entwicklungen

Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts konnten sich die konfessionellen Sozialfürsorgeinstitutionen, unter ihnen auch die evangelischen Diakonissenhäuser nach Kaiserswerther Vorbild, neben den aufkommenden weltlichen Institutionen wie das Schweizerische Rote Kreuz oder den konfessionell unabhängigen Krankenpflegeschulen in

¹⁷⁰ ADN, Stauten Diakoniewerk Neumünster, Zollikerberg –Zürich, 1965, 6.

¹⁷¹ Vgl. Kellerhals et al. (Hg.), Zeichen der Hoffnung, 127.

¹⁷² Anm.: Im Blick auf die untersuchten Deutschschweizer Schwesterngemeinschaften gehörten einzig das Bethanien in Zürich und das Bethesda in Basel nicht der Kaiserswerther Generalkonferenz an. Das Ländli gehört dem Deutschen Gemeinschaft-Diakonieverband an.¹⁷² Die Diakonissenhäuser Bethanien und Bethesda gehören der 1907 gegründeten Freikirchlichen Diakonie Konferenz an. Heute heisst dieser Verband Europäischer Verband freikirchlicher Diakoniewerke. Sie entstanden auch erst deutlich später, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.¹⁷² Insgesamt bot die Kaiserswerther Grundordnung aufgrund ihrer weltweiten Verbreitung, ihrer Konstanz und Unveränderlichkeit die Grundlage für die Dienst-, Lebens- und Glaubensgemeinschaften mit ihren Hausordnungen, Ritualen und moral-ethischen Normen.

¹⁷³ Vgl. Gause Ute / Lissner Cordula (Hgs.), Einleitung: Auf der Suche nach dem Alltagsgedächtnis Kosmos Diakonissenmutterhaus. Geschichte und Gedächtnis einer protestantischen Frauengemeinschaft, Leipzig 2005, 13.

¹⁷⁴ Vgl. Felgentreff Ruth, Freudenstadt 1968 – neue Entwürfe schwesternschaftlichen Lebens – Versuch einer Interpretation, in: Jochen Christoph Kaiser/ Rajah Scheepers (Hgs.), Dienerinnen des Herrn. Beiträge zur weiblichen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert, Leipzig 2010, 236.

Bern und Zürich behaupten. Dieser Zustand änderte sich jedoch mit der sich beschleunigenden medizinischen Fortschritt und mit dem drastisch steigenden Bedarf an Pflegepersonal, welche die Diakonissenhäuser durch ihre sinkenden Eintritte nicht mehr decken konnten. Diese Nachfrage weitete auch die Möglichkeiten einer ausser- oder innerkonfessionellen Krankenpflegeausbildung aus. Die Professionalisierung und die Säkularisierung der Krankenpflege stellten insbesondere die evangelische Mutterhausdiakonie vor die Frage, mit welcher Strategie sie ihre etablierte Position weiterhin erhalten und verteidigen konnten.¹⁷⁵

1.2 Mutterhäuser nach dem Zweiten Weltkrieg

1.2.1 Überarbeitete Grundordnung aus dem Jahr 1953

In den Nachkriegsjahren traten immer weniger Frauen in die Schweizer Diakonissenmutterhäuser ein, denn mit den neuen beruflichen und gesellschaftlichen Perspektiven alleinstehender Frauen sank die Attraktivität dieses Wegs.¹⁷⁶ Der Nachwuchsmangel verstärkte die internen Erneuerungsdiskussionen und führte zu einem Rückzug aus den auswärtigen Arbeitsstationen. Das Jahr 1968 kann nach Ruth Felgentreff nicht nur als Kulminationspunkt des „Nachdenkens über den Sinn alter Traditionen“¹⁷⁷ und der Suche nach neuen Aufgabengebieten angesehen werden, vielmehr manifestierten sich die einsetzenden internen Erneuerungen in neuen Schwesternordnungen, in der Hinwendung zur Spiritualität und in strukturellen Reorganisationen – eine Entwicklung, die in der Schweiz erst vor einigen Jahren zum Abschluss kam.¹⁷⁸

Schwestern mit Jahrgängen um 1920 bis 1950 traten in einer Zeit des Schwesternmangels und des Umbruchs in die Gemeinschaften ein. Einerseits prägten die traditionellen Auffassungen von Dienst und Demut das Ideal der Diakonissen, andererseits bewegte sich neu, mit dem Rückzug aus den Aussenstationen, die Arbeit und das religiöse Leben in die Mutterhausgemeinschaften. Gleichzeitig erlebten die Schwestern aufgrund des Schwesternmangels die zunehmende Integration säkularer Mitarbeiter in die eigenen Krankenpflegeschulen und die Mutterhausbetriebe, was Fragen nach der Identität und nach dem besonderen Dienst der Diakonissenmutterhäuser im Gegensatz zu nicht religiös assoziierten sozialen Institutionen auslöste.¹⁷⁹

¹⁷⁵ Vgl. Winkler, Konkurrenz oder Hilfe?, 210-226.

¹⁷⁶ Vgl. Gause, Genderforschung, 186-205.

¹⁷⁷ Felgentreff, Freudenstadt 1968, 231.

¹⁷⁸ Ruth Felgentreff, Das Diakoniewerk Kaiserswerth 1836-1998, Kaiserswerth 1998, 175-199; Christine Stuber, Diakonieverständnis im Wandel der Zeit, in: Doris Kellerhals/u. a. (Hg.), Zeichen der Hoffnung. Schwesterngemeinschaft unterwegs, Basel 2002, 195-226; Gause, Genderforschung, 214-216.

¹⁷⁹ Jochen-Christoph Kaiser/Rajah Scheepers, Einführung oder: Weibliche Diakonie nach 1945 im Kontext der Kirchen- und Theologiegeschichte. Weichenstellungen und Herausforderungen, in: Jochen-Christoph Kaiser/Rajah Scheepers (Hg.), „Dienerinnen des Herrn“. Beiträge zur weiblichen Diakonie im 19. und 20.

1.2.2 Professionalisierung und gesellschaftliche Veränderungen

In den Nachkriegsjahren bis Anfang der 1970er Jahre führten verschiedene politische und gesellschaftliche Prozesse, wie die sexuelle Revolution, das Frauenstimmrecht und neue beruflichen Möglichkeiten für die „moderne“ Frau zu sinkenden Schwesterneintritten. Dieses Problem stellte die Mutterhausdiakonie vor eine Bewährungsprobe.

Was ursprünglich im 19. Jahrhundert bedingt durch die sozialen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse, die Position der Kirche, das Bild der Frau und andere Komponenten zur klaren Prägung der Mutterhausdiakonie geführt hatte, blieb rund hundert Jahre bestehen und entwickelte sich relativ einheitlich und linear weiter. Doch in der Nachkriegszeit wurde durch die neuen kirchlichen, sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen eine neue Form der Glaubens-, Dienst- und Lebensgemeinschaft der Diakonissen gefordert, was beispielsweise im Diakonissenhaus Neumünster auf dem Zollikerberg sogar zu Anpassungen in der Schwesternordnung führte. Die in früherer Zeit eng miteinander verknüpften Stränge von Diakonie und Ordenswesen lösten sich ab 1945 allmählich voneinander. Dies hatte eine Verunsicherung der Identität der Diakonissen zur Folge und führte dazu, dass noch weniger Frauen in Gemeinschaften oder Mutterhäuser eintraten oder in ihnen verblieben. In dieser Zeit entwickelten sich auch die Verbandsschwesternschaften oder die „Freien“ Schwesternvereine¹⁸⁰ als neue Trägerinnen der beruflichen Verantwortung in den grossen Spitälern und weiteren Aufgabengebieten. Durch den engen Kontakt mit den Mutterhäusern wurden sie auch gerne als „die Zukunft und die Trägerinnen des Werkes“ betrachtet.

In einzelnen Mutterhäusern der Schweiz kam es daraufhin auch zu gewissen Anpassungen an die Form der Verbandsschwester, in Anlehnung an das Modell, welches in Skandinavien praktiziert wurde.¹⁸¹ Beispielhaft werden im Folgenden anhand des Wandels in den Betätigungsfeldern und der Lebensformen der Diakonissen des Mutterhauses Riehen die Veränderungen in der Mutterhausdiakonie von 1945 bis 1990 institutionsgeschichtlich dargestellt. Der Vorsteher von Riehen, Hans Pachlatko, stellte diesbezüglich am Jahresfest 1970 in seinem Vortrag beobachtend und auch etwas kritisch fest:

„Eine Reihe von Mutterhäusern sah die Lösung (zur Behebung des Schwesternmangels) mehr in äusseren Dingen, etwa in einer kürzeren Tracht; andere haben die Tracht überhaupt abgeschafft und Zivilkleider eingeführt.

Jahrhundert, Leipzig 2010, 16; Heinz Rüegger/Christoph Sigrist, Diakonie. Eine Einführung, Zur theologischen Begründung helfenden Handelns, Zürich 2011, 23-24; 209.

¹⁸⁰ Anm.: In der Schweiz spricht man weniger von Verbandsschwestern als vielmehr von den Freien Schwestern. d. h. Krankenschwestern, welche nicht an ein Mutterhaus gebunden sind.

¹⁸¹ Kellerhals et al. (Hg.), Zeichen der Hoffnung, 129.

Neuerdings beginnt man da und dort die Diakonissen voll zu entlönnen, so dass sie zu ihrem Mutterhaus in einem Angestelltenverhältnis stehen.“¹⁸²

1.2.3 Rahmenordnung aus dem Jahr 1971

1971 veröffentlichte die Kaiserswerther Generalkonferenz eine Überarbeitung und Anpassung der Kaiserswerther Grundordnung. Im Hinblick auf die veränderten gesellschaftlichen Veränderungen und Möglichkeiten für Frauen reagierte die Kaiserswerther Generalkonferenz mit ihren neuen Verordnungen auf die rückläufigen Schwesternzahlen und wollte gleichzeitig durch die Öffnung der Mutterhauspolitik Neueintritte begünstigen. Die stetige Öffnung für Frauen, welche ausserhalb der Pflege arbeiten, ist nur der Anfang, hiess es rund fünf Jahre später im Jahresbericht von 1970:

„Das Berufliche ist nicht mehr das Primäre, sondern die Diakonisse ist Glied einer geistlichen Schwesterngemeinschaft, das ihrem Herrn für irgendwelche Aufgaben zur Verfügung steht, als ein Zeichen auf das kommende Reich Gottes – im Protest gegen alle Überbewertung dieser Welt und ihrer Gestalt.“¹⁸³

Auch in diesem Ausschnitt des Jahresberichts von 1970 zeigt sich, dass die frühere Hauptaufgabe in der Krankenpflege als Schwerpunkt langsam verloren ging. Die Arbeit steht nicht mehr an erster Stelle, sondern die Gemeinschaft aber auch die einzelne Schwester als Individuum treten in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Rund drei Jahre später ereignete sich ganz symbolhaft ein Wechsel der Privaten Klinik hin zum öffentlichen Spital. Am 1. April 1973 wurde das Spital des Diakonissenhauses Riehen unter die Trägerschaft der Gemeinde Riehen übergeben.

„So ist die Verpachtung des Spitals und die gleichzeitige Übernahme von Wildberg symbolhaft für den Entschluss zur Abgabe von Aufgaben, die auch andere lösen können, und zum Ausbau solcher, zu denen eine geistliche Schwesterngemeinschaft in der heutigen Zeit besonders berufen ist.“¹⁸⁴

Auch wagte die Mutterhausleitung in Riehen mit der Namensänderung eine konkrete Umsetzung von durchdachten Grundsatzgedanken. Im Jahr 1975 wechselte der Name von „Diakonissenanstalt“ zu „Diakonissenhaus“. Der klar umschriebene Zweck der Stiftung war es, die Lebens-, Glaubens- und Dienstgemeinschaft als Basis zum ganzheitlichen kommunitären Leben zu schaffen.¹⁸⁵ Auch während des 125-Jahre-Jubiläums des Diakonissenhauses Riehen anno 1977 waren die „neuen“ Gedanken wieder präsent und werden als „Offenheit für die individuellen Möglichkeiten der Schwestern in der Wahl des

¹⁸² ADR, Pachlatko Hans in: DHR Jahresbericht, 1969, 13.

¹⁸³ ADR, Jahresbericht DHR, 1970, 9.

¹⁸⁴ ADR, Jahresbericht DHR, 1973, 9.

¹⁸⁵ Vgl. ADR, Jahresbericht DHR, 1975, 8.

Arbeitsplatzes, als Wahrnehmen von weniger personalintensiven Aufgaben, als dies in der Krankenpflege der Fall ist und als Intensivierung des geistlichen und gottesdienstlichen Lebens” dargestellt.¹⁸⁶

Nach der Jahrtausendwende blieb es dann auch die Kernaufgabe, den Prozess der Identitätsfindung „ohne grössere diakonische Institutionen” zu klären und deren Umsetzung zu realisieren.¹⁸⁷

1.3 Untersuchte Deutschschweizer Diakonissenhäuser

Ihre Blütezeit erlebten die evangelischen Ordensgemeinschaften in der Deutschschweiz und der gesamten Schweiz zwischen den beiden Weltkriegen und in der unmittelbaren Nachkriegszeit. In Krisenzeiten konnten bessere Eintrittszahlen verzeichnet werden. Seit den 1960er Jahren sind die Mitgliederzahlen jedoch rückläufig. 1960 gab es rund 3085 Diakonissen in der Schweiz und im Jahr 1999 wurden mit 1031 Diakonissen rund zwei Drittel weniger gezählt. Aufgrund der gesellschaftlichen Veränderungen während des 20. Jahrhunderts reagierten die Diakonissen mit neuen Tätigkeitsfeldern, welche dem Bedürfnis der Zeit entsprachen. Sie decken darum bis heute verschiedene Teilbereiche ab: Sie bieten Seelsorge an, engagieren sich für Asylsuchende, suchtbetroffene Menschen, Arbeitslose, alleinerziehende Frauen, Betagte und Sterbende. Insgesamt wurden 69 der insgesamt circa 288 Diakonissen der Deutschschweizer Diakonissenhäuser interviewt. Das entspricht rund einem Viertel der noch lebenden Diakonissen der Deutschschweiz.¹⁸⁸

Übersicht untersuchte Diakonissenhäuser und Schwesterngemeinschaften

Name der Gemeinschaft (Gründungsjahr)	Konfessionelle Ausrichtung	Zeitraum der Interviews	<i>Jahr der Erhebung der Schwestern- zahlen:</i> Total Schwestern (Anzahl geführte Schwestern-Interviews)
Diakonissenhaus Bern (1844)	Evang.-ref. Landeskirche	Oktober bis November 2015	2018: 30 Diakonissen (8)
Schwesterngemeinschaft Diakonissenhaus Riehen (1852)	Evang.-ref. Landeskirche	Februar bis April 2016	2012: 103 Diakonissen (11)
Diakonissen Schwesternschaft Neumünster, Zollikerberg (1858)	Evang.-ref. Landeskirche	Oktober bis Dezember 2015	2015: 40 Diakonissen (Neumünster 12/Braunwald 5)
Diakoniegemeinschaft Bethanien Zürich (1890)	Evang.-meth. und freie diak. Kirche	Oktober 2016	2015: 15 Diakonissen (1)

¹⁸⁶ Kellerhals et al. (Hg.), Zeichen der Hoffnung, 136.

¹⁸⁷ Vgl. Kellerhals et al. (Hg.), Zeichen der Hoffnung, 136

¹⁸⁸ Vgl. Kuhn Thomas. Diakonissen. in: HLS online: URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11530.php> (Stand: 22.11.15).

Schwesterngemeinschaft Bethesda Basel (1907)	Evang.-meth. und freie diak. Kirche	Februar bis April 2016	2016: 25 Diakonissen (9)
Schwesterngemeinscht Ländli, Oberägeri (1923)	Evang.-meth. und freie diak. Kirche	November 2015 bis Februar 2016	2018: 66 Diakonissen (17)
Saronsbund, Uznach (1969)	Evang.-ref. Landeskirche	September bis Oktober 2015	2018: 5 Schwester (2)
Steppenblüte, Basel (1971)	Evang.-ref. Landeskirche	Juli 2016	2018: 4 Schwestern (4)
Total: rund 288 Schwestern (69)			

1.3.1 Mutterhäuser der Evangelisch-reformierten Landeskirche

Diakonissenhaus Bern¹⁸⁹

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzte in Bern eine Erweckung¹⁹⁰ ein. Sophie von Wurstemberger, eine Patriziertochter, und ihr späterer Gatte Johann Friedrich Dändliker gehörten der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Bern an. Die biblische Botschaft bewegte sie dazu, konkrete Schritte zu unternehmen, um die soziale Not in Bern zu mildern. Von Beginn an erwuchs aus dem Glauben der Wunsch, praktische Hilfe zu leisten und vor allem kranke und alte Menschen zu pflegen.¹⁹¹ Anno 1844 eröffnete Wurstemberger eine Krankenstube. Ein Pfarrer und ein Arzt standen ihr zur Seite. Durch diese körperliche und seelische Unterstützung war eine ganzheitliche Pflege und Betreuung der Patienten möglich. Angeregt durch Pfarrer Fliedner von Kaiserswerth begann Sophie von Wurstemberger einzelne Frauen aufzunehmen und zu Diakonissen auszubilden.¹⁹²

In der heutigen Zeit wohnt und lebt die Schwesterngemeinschaft in der Stadt Bern, in verschiedenen Häusern auf dem Gelände des Diakonissenhauses. Es gibt eine diakonische Gemeinschaft und einen Freundeskreis, welche zusammen die geistliche Trägerschaft des Diakonissenhauses Bern bilden. Ihre Aufgaben sehen sie heute im Dienst am Mitmenschen

¹⁸⁹ Anm. Im Diakonissenhaus Bern wurden acht Schwestern im Zeitraum von Oktober bis November 2015 interviewt. Mitgliederzahl (Stand 2018): 30 Schwestern Zusammenschluss von Siloah, Gümligen und Bern am 1. Oktober 2002.

¹⁹⁰ Anm.: Der Begriff der Erweckung bezeichnet eine religiös motivierte Erneuerungsbemühung im europäischen und nordamerikanischen Protestantismus des 18. und 19. Jahrhundert. Die Erweckungsbewegungen in den angelsächsischen Ländern stellten durch ihren zeitlichen Vorsprung einen Vorbildcharakter für die Schweiz dar. In ihrer Gesamtheit können sie als Teil der neuzeitlichen Modernisierungsprozesse der Gesellschaft verstanden werden. Als Erweckung wird der plötzliche vernommene Anruf zur völligen Hingabe an Gott bezeichnet. Die Erweckungsbewegung wird als Strömung im Christentum bezeichnet, welche die Bekehrung des Einzelnen und die praktische christliche Lebensweise besonders betonen. Dabei sind persönliche Bekehrungen, die ebenfalls zu einer Veränderung der Lebensweise führen charakteristisch für die Erweckungsbewegung. Vgl. Gäbler Ulrich, „Erweckungsbewegungen“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 23.03.2011. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011425/2011-03-23/>, konsultiert am 13.11.2020.

¹⁹¹ Vgl. Kast in: Pachlatko Hans. Die Besonderheit der Schweizerischen Mutterhäuser. In: *Übergänge*. Mutterhaus, Bonn 1984, 205-212, hier 208.

¹⁹² Vgl. Dürr et al. (Hg.), *Evangelische Ordensgemeinschaften*, 50-51.

in der Langzeitpflege, der Drogenarbeit, in Programmen für Arbeitslose und im Gästebetrieb. Sie laden in einem Teil ihres Mutterhauses mit Wohnungen und Wohngemeinschaften auch Aussenstehende ein, darin zu wohnen. Sie führen darum gottesdienstliche Anlässe und Tage der diakonischen Bildung für Interessierte durch. Auch bieten sie stille Tage und Retraiten im Mutterhaus in Bern als auch an weiteren Standorten mit eigenem Gästebetrieb an. Als Gastgeber stellen sie ihre Räume auch vielen Gruppen als Tagungszentrum zur Verfügung. Sie möchten ihre Gemeinschaft offen halten für Frauen, die eine Zeit des gemeinsamen Lebens erproben oder mit ihnen teilen möchten.

Schwesterngemeinschaft Diakonissenhaus Riehen¹⁹³

Auch Riehen stand Mitte des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluss der Erweckung. Christian Friedrich Spittler (1728–1867) war Sekretär der deutschen Christentumsgesellschaft in Basel und Begründer zahlreicher karitativer Institutionen.¹⁹⁴ Die Situation der Krankenversorgung in Basel war mit ständig überfüllten Spitälern und unausgebildetem Personal desolat. Darum eröffnete Spittler 1852 in Riehen das Diakonissenhaus mit eigenem Spital, in welchem mitunter Diakonissen ausgebildet wurden. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts entstanden noch weitere Institutionen, welche unter der Leitung dieses Mutterhauses standen.¹⁹⁵

Doch bereits in den 1980er Jahren wurde klar, dass die rückläufige Schwesternzahl nicht nur den Rückzug aus den zahlreichen Aussenstationen bedeutete, sondern vor allem auch die grundsätzliche Besinnung über das Wesen und den Auftrag einer diakonischen Schwesterngemeinschaft.¹⁹⁶ Auch trat man von aussen oftmals mit dem Leistungsdruck an die Schwesternschaft heran. Bereits 1984 benennt Pachlatko die Problematik sehr konkret: „Nicht das Werk, nicht der mehr oder weniger grosse Betrieb sollten fortan die Priorität

¹⁹³ Anm.: 2012 lebten 103 Diakonissen in der Kommunität Diakonissenhaus Riehen. Von ihnen wurden 11 Schwestern im Zeitraum von Februar bis April 2016 interviewt.

¹⁹⁴ Anm.: Unter der Führung von Christian Friedrich Spittler entstanden die Armenschullehreranstalt (1820) und die Taubstummenanstalt in Beuggen (1833), die ab 1838 in Riehen beheimatet war. Weiter gründet er die Pilgermissionsgesellschaft (1833), die Pilgermissionsanstalt St. Chrischona (1839), die Pilgermissionsschule in St. Chrischona (1840) und schliesslich 1852 das Diakonissenhaus in Riehen. Vgl. Weigelt Horst. Die Diasporaarbeit der Herrnhuter Brüdergemeinde und die Wirksamkeit der Deutschen Christentumsgesellschaft im 19. Jahrhundert, in: Ulrich Gäbler, Geschichte des Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, Bd. 3, Göttingen 2000, S. 113-149; Rennstich Karl, „...nicht jammern, Hand anlegen!“ Christian Friedrich Spittler sein Werk und Leben, Metzingen 1987.

¹⁹⁵ Anm.: Seit 1896 war eine Diakonisse Hausmutter des Frauenheims Klösterli in Riehen. 1900 eröffnete das Diakonissenhaus die evangelische Heilanstalt Sonnhalde für Nerven- und Gemütskranke in Riehen, 1919 die Pflegeanstalt Moosrain in Riehen und 1929 ein Kinderheim in Riehen. Lukrezia Seiler, Frauenbild und Frauenbilder, in: Doris Kellerhals/ Lukrezia Seiler/ Christine Stuber, (Hgs.), Zeichen der Hoffnung. Schwesterngemeinschaft unterwegs. 150 Jahre Diakonissenhaus Riehen, Basel 2002, S. 13. Zur Geschichte des Diakonissenhauses Riehen siehe auch J.J. Kägi, Eben Ezer. Das Diakonissenhaus Riehen 1852-1902, Riehen 1902; www.diakonissen-riehen.ch (Stand: 19.02.2018)

¹⁹⁶ Vgl. Pachlatko, Besonderheit der Schweizerischen Mutterhäuser, 209.

haben, sondern die Schar der Diakonissen und ihr Leben unter und aus der Berufung durch Jesus Christus.“¹⁹⁷

Aus diesem Grund hat sich das Diakonissenhaus Riehen bereits 1972 entschlossen, das Diakonissenspital an die Gemeinde Riehen zu verkaufen. Im Jahr 1984 war ein Grossteil der Schwestern weiterhin mit pflegerischen Aufgaben beschäftigt (Krankenhäuser, Gemeindepflege, Heime). Darüber hinaus haben sie ihren Dienst auch auf ganz verschiedenen Gebieten gefunden (Frauenstrafanstalt, Klinik für Suchtkranke, Psychiatrie, Lebensschule, Pflegevorschule, Häuser der Stille und Einkehr, Sudanmission). In den 1980er Jahren waren einige Diakonissen gar in der Fabrikarbeit tätig und arbeiteten in der Elektroindustrie. Neben dem Arbeitseinsatz für sozial Schwache führte der Wandel in Riehen neben einer Neuorientierung im Ordensgedanken auch zu einer Anpassung der Bezeichnung der Gemeinschaft. 2008 erfolgte darum eine Namensänderung zu „Kommunität Diakonissenhaus Riehen“. Im Mai 2013 eröffnete die Kommunität im ehemaligen Gemeindespital Riehen ein geistlich-diakonisches Zentrum.

Diakonissen-Schwesternschaft Neumünster Zollikerberg¹⁹⁸

Das Neumünster ist mitunter durch die Hilfe des Mutterhauses Riehen entstanden und gewachsen. Es benötigte eine lange Anlaufzeit. 1857 beschloss die evangelische Gesellschaft mithilfe des Diakonissenhauses in Riehen die Errichtung eines Diakonissenhauses am Hegibachplatz. Gleichzeitig handelte es sich dabei um die erste Krankenpflegeschule in der Region Zürich. Ähnlich wie in Basel war auch hier mitunter der Pflegenotstand verantwortlich für die Gründung eines Diakonissenmutterhauses. 1858 wurde in der Neumünstergemeinde in Zürich die Kranken- und Diakonissenanstalt offiziell gegründet.¹⁹⁹

Im Zentrum standen die Pflege der kranken und alten Menschen sowie die gute Ausbildung für junge Frauen, die sich in den Dienst der Diakonie stellten. Die Diakonissen-Schwesternschaft konnte ihren Höchststand an Eintrittten zwischen 1890 und 1910 verzeichnen.²⁰⁰

1933 bezogen die Diakonissen das Mutterhaus, den Neubau mit Spital und Krankenpflegeschule in Zollikerberg bei Zürich. Die Zwischenkriegszeit und die Kriegsjahre des Zweiten Weltkrieges waren keine einfachen Zeiten für das Diakonissenhaus Neumünster. 1941 führte ein Zerwürfnis zwischen dem Präsidenten des

¹⁹⁷ Pachlatko, Besonderheit der Schweizerischen Mutterhäuser, 211.

¹⁹⁸ Anm.: 2015 lebten 40 Diakonissen im Neumünster auf dem Zollikerberg (mit Schwesternschaft Braunwald), von ihnen wurden 12 Schwestern des Neumünsters und 5 Schwestern der Schwesterngemeinschaft Braunwald im Zeitraum Oktober bis Dezember 2015 interviewt.

¹⁹⁹ Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften, 58. und vgl. Knellwolf, Lebenshäuser, 150.

²⁰⁰ Vgl. Dürig Hans. in: Pachlatko, Besonderheit der Schweizerischen Mutterhäuser, 211.

Stiftungsrates, Henri Mousson und Pfarrer Gottlob Spörri zur Abspaltung vom genannten Pfarrer und von einigen seiner Schwestern. Insgesamt folgten siebzehn Schwestern dem Pfarrer nach Braunwald in den Kanton Glarus und gründeten dort im Haus Bergfrieden eine eigene diakonische Schwesterngemeinschaft.²⁰¹

Das Mutterhaus nahm Aufgaben in Spitälern, Betagtenheimen und in der Gemeindepflege wahr. In den 1970er Jahren wurden im Zuge der gesellschaftlichen Veränderungen zudem die Lebensform der Schwestern gelockert. Die Leitung besprach fortan das Sendungsprinzip²⁰² mit den Schwestern, so dass gemeinsam ein Weg für die einzelne Schwester und ihre spezifischen Neigungen und Interessen gesucht werden konnte. Auch galt für die Diakonissen eine bestimmte Form der Kündigungsfrist, sofern sich eine Schwester plötzlich nicht sicher sein sollte, ob ihre Berufung wirklich galt. Bereits in dieser Zeit beschloss das Mutterhaus Neumünster schrittweise eine Öffnung des Werkes in ein Diakoniewerk, welches seine Aufgabengebiete langsam in die Hände freier Mitarbeiter übergab.²⁰³

Auch das Neumünster entschied sich in den 1960er Jahren für eine Namensänderung: aus der „Kranken- und Diakonissenanstalt“ wurde die „Stiftung Diakoniewerk Neumünster – Schweizerische Pflegerinnenschule“, ein soziales Werk auf christlicher Basis. Das Jahr 1970 bildete eine weitere Zäsur für die Schwesternschaft Neumünster. Als erstes Diakonissenhaus der Schweiz ermöglichen sie ihren Diakonissen auf Wunsch Zivilkleider zu tragen. Mit dieser neuen Regelung waren jedoch längst nicht alle Diakonissen einverstanden. Es kam in den Folgejahren vermehrt zu Austritten aus der Schwesterngemeinschaft.²⁰⁴

„Frei in gemeinsamer Verantwortung“ ist der Leitgedanke der Schwesternschaft. Als Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft wird die spannende Auseinandersetzung mit Geben und Nehmen, Tun und Lassen, Bewahren und Loslassen, Individualität und Gemeinsamkeit erfahren. Zur Schwesternschaft gehörten im Jahr 2002 noch 118 Diakonissen, die meisten sind im Ruhestand und leben auf dem Zollikerberg.²⁰⁵

²⁰¹ Vgl. Knellwolf, Lebenshäuser, 150. Anm.: Im 1. Teil der Analyse wird auf dieses Zerwürfnis ein Hauptaugenmerk gelegt.

²⁰² Anm.: Das Sendungsprinzip ist durch die evangelischen Räte bedingt: Bezeichnung für Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam. Der Gehorsam, dem die Diakonissen zugestimmt haben, beinhaltet auch die freie Verfügung der Mutterhausleitung über den Arbeitsort und die Art der Arbeit einer Schwester. Sie stimmt diesem Prinzip durch ihre Einsegnung zu.

²⁰³ Vgl. Dürig Hans. in: Pachlatko, Besonderheit der Schweizerischen Mutterhäuser, 212.

²⁰⁴ Vgl. Knellwolf, Lebenshäuser, 159-161.

²⁰⁵ Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften, 58-60.

1.3.2 Mutterhäuser der Evangelisch-methodistischen und freien diakonischen Kirche

Zwei der untersuchten Mutterhäuser gehören der Evangelisch-methodistischen Kirche²⁰⁶ an darunter das Bethanien in Zürich und das Bethesda in Basel. Zudem hat ein Mutterhaus – das Ländli in Oberägeri – seinen Ursprung im deutschen Diakonieverband und wurde 1926 gegründet.²⁰⁷ Sie werden in den folgenden Unterkapiteln vorgestellt.

Die evangelisch-methodistischen und freien diakonischen Mutterhäuser zählen tendenziell zu den eher konservativeren Mutterhäusern.

Diakoniegemeinschaft Bethanien Zürich²⁰⁸

An der Konferenz der Evangelisch-methodistischen Kirche wurde 1874 der Bethanienverein Deutschland-Schweiz in Frankfurt am Main gegründet. Kurze Zeit später eröffnete der Verein eine erste Zweigstelle für Privatpflege an der Tellstrasse in St. Gallen. 1887 erfolgte die Eröffnung der Station Zürich mit einer Mietwohnung am Zeltweg, 1890 eine weitere in Lausanne und 1908 zudem eine Zweigstation in Genf. Ab 1911 wurde der Schweizer Zweig in Zürich selbstständig und eröffnete das erste Krankenhaus und Mutterhaus mit Krankenpflegeschule. In der unmittelbaren Folgezeit kam es zu einem raschen Wachstum der Schwesterngemeinschaft, wobei sich anno 1946 ein Höhepunkt von 299 Schwestern verzeichnen liess, der mit einer Ausdehnung der Arbeitsgebiete einherging. Ab 1950 gab es immer weniger Eintritte in die Schwesternschaft, bis 1990 eine Neuausrichtung auf mögliche andere Formen der Mitgliedschaft entstand. Die Schwesternschaft wurde mit der Diakoniegemeinschaft und der Aufnahme von diakonischen Mitgliedern (Männer und Frauen) geöffnet.²⁰⁹ 2000 erfolgte die Verselbstständigung der Privatklinik. Deren Mitglieder sind heute sowohl Diakonissen als auch Vereinsmitglieder (Frauen und Männer). Sie sind trotz der gesellschaftlichen Veränderungen motiviert durch ihren Glauben motiviert, engagiert für das Wohl der

²⁰⁶ Anm.: Die evangelisch-methodistische Kirche ist eine Kirche, welche von John Wesley im 18. Jahrhundert mitunter innerhalb der Erweckungsbewegung begründet wurde. Beeinflusst wurde sie ebenfalls durch die anglikanische, die lutherische und die puritanische Kirche. Sie legt dabei ihr Gewicht nicht auf Meinungen und Lehren, sondern auf Lebensführung und Gesinnung. Dabei gehören für die Methodisten Evangelisation (Verbreitung des Evangeliums von Jesus Christus) und Diakonie untrennbar zusammen.

²⁰⁷ Vgl. Pachlatko, Besonderheit der Schweizerischen Mutterhäuser, 205.

²⁰⁸ Anm.: 2015 lebten ca. 15 Schwestern in der Diakoniegemeinschaft Bethanien Zürich. Von ihnen wurde eine Schwester im Oktober 2016 interviewt.

²⁰⁹ Vgl. ADBZ, 100 Jahre, Diakonissenhaus Bethanien, 75 Jahre Bethanien-Spital, 75 Jahre Schule für allgemeine Krankenpflege in Zürich, Zürich 1987; ADBZ, Diakoniewerk Bethanien, 100 Jahr aktueller den je, Jahresbericht 2010; Schwegler Daniela / Bosshard-Kälin Susann. Unter der Haube. Diakonissen erzählen aus ihrem Leben, Frauenfeld 2011, 226-227. Schlatter Dora, Barmherzige Kirche. Geschichte der Diakonissenhäuser in der Schweiz, Bern, 1944, 103-108.

Mitmenschen und für die Sorgfalt im Umgang mit der Mitwelt zu sorgen: „Dienst der Liebe für Christus an den Menschen“²¹⁰.

Schwesterngemeinschaft Bethesda²¹¹

Der Verein Diakonot Bethesda ist ein selbstständiges Sozialwerk der Evangelisch-methodistischen Kirche. 1892 wurde in Strassburg das evangelisch-methodistische Diakonissenhaus Strassburg eröffnet. Die Diakonissen aus dem Elsass arbeiteten ab 1896 in Zürich. Kurz darauf folgten weitere Stationen in der Schweiz: 1904 in Winterthur, 1907 in Basel und 1914 in Bern.²¹² 1907 wurde die Privatpflegestation in Basel gegründet, welche den Grundstein für die weitere Entwicklung der Schwesterngemeinschaft legte. 1923 ereignete sich die rechtliche Verselbstständigung und die Diakonissen betrieben ein Haus am Steinring mit 14 Betten. Im Jahr 1939 startete das Bethesda mit dem ersten Ausbildungslehrgang für Krankenschwestern. Im gleichen Jahr wurde das Krankenhaus an der Gellertstrasse 144 gebaut. 1951 wurde zudem eine Schule für Physiotherapie eröffnet. Das Bethesda umfasst verschiedene gemeinnützige Einrichtungen und Unternehmungen. Sie sind beteiligt an Projekten, die Menschen in ausserordentlichen Lebensumständen die nötige Unterstützung gewähren. Sie definieren sich als diakonische Schwesterngemeinschaft innerhalb der Evangelisch-methodistischen Kirche.²¹³

Schwesterngemeinschaft Ländli Oberägeri²¹⁴

Am 23. November 1923 entstand die Schwesterngemeinschaft Ländli als Ableger des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbands, welcher um die Jahrhundertwende „aus einer umfassenden Erweckungsbewegung“²¹⁵ heraus entstand. Zu ihnen zählte auch Pfarrer Carl Ferdinand Blazejewski. Er eröffnete im Jahr 1899 in Borken in Ostpreussen das erste Diakonissenmutterhaus der Gemeinschaftsbewegung. Weitere folgten noch vor dem 1923 gegründeten Ländli, nämlich in Marburg, Gunzenhausen und Elbingerode. 1924, nur ein Jahr nach der Gründung des Ländlis, erwarb das Diakonissenhaus Ländli das christliche Erholungsheim Wartburg in Mannebach im Kanton Thurgau. Der Hauptsitz des Diakonissenhauses wurde jedoch 1926 ins Kurhaus Ländli in Oberägeri versetzt. Später

²¹⁰ ADBZ, 100 Jahre, Diakonissenhaus Bethanien, 75 Jahre Bethanien-Spital, 75 Jahre Schule für allgemeine Krankenpflege in Zürich, Zürich 1987; ADBZ, Diakoniewerk Bethanien, 100 Jahr aktueller den je, Jahresbericht 2010, 24.

²¹¹Anm.: 2016 lebten ca. 25 Diakonissen in der Schwesterngemeinschaft Bethesda. Von ihnen wurden 9 Schwestern von Februar bis April 2016 interviewt.

²¹² Vgl. Schlatter Dora, Barmherzige Kirche, 111-112.

²¹³ Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften, 67-68. und aus dem Leitbild Schwesterngemeinschaft Diakonot Bethesda.

²¹⁴Anm.: Im Jahr 2015 lebten ca. 50 Schwestern in der Schwesterngemeinschaft Ländli. Von ihnen wurden 17 Schwestern im Zeitraum von November 2015 bis Februar 2016 interviewt.

²¹⁵ Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften, 72.

kamen im bernischen Iseltwald und in Fenil bei Vevey eine Haushalts- und Sprachschule für junge Töchter hinzu, ebenfalls wurde in Herrliberg ein Säuglings- und Kinderheim eröffnet und in den Ländliheimen in Basel und Zürich betreuen die Schwestern bis heute alte Menschen.²¹⁶ Neben den Haushaltungs- und Sprachschulen eröffnete das Ländli 1947 im Kantonsspital Olten eine Krankenpflegeschule, die 1953 in das Kreisspital in Männedorf verlegt wurde.²¹⁷

Die Schwestern leben in heutiger Zeit verteilt über die Standorte Ober- und Unterägeri, Basel, Herrliberg und Zürich. Die anderen Standorte, insbesondere die Haushalts-, Sprach- und Krankenpflegeschulen, mussten mangels Nachfrage geschlossen werden. An den aktuellen Standorten bieten sie ganzheitliche Rehabilitation und Erholung nach Krankheit oder Operation an oder stellen einen Raum zur Verfügung, wenn Körper und Seele Ruhe und neue Kraft brauchen. Tägliche Andachten und Möglichkeit zur Seelsorge, Einzel- und Gruppenferien, Seminare und Kurse, das Erleben von Akzenten im Kirchenjahr sowie Retraiten und Tage der Stille in der Schwesterngemeinschaft gehören ebenfalls zum Schwesternalltag.²¹⁸

1.4 Zusammenfassung

Das Diakonissenwesen²¹⁹ der Deutschschweiz im 19. Jahrhundert dürfte von aussen von seinen damaligen Zeitgenossen als ein sehr homogenes Konstrukt wahrgenommen worden sein. Für Diakonissenhäuser bildete das Kaiserswerther Modell entweder Ursprung oder galt mit seinen patriarchalen und familiären Strukturen als richtungsweisend. Das Mutterhaus bot für ledige Frauen eine bürgerlich akzeptierte Lebensform an und besass eine formende Eigenschaft für die Organisation und die Struktur einer Diakonissengemeinschaft mit einem meist männlichen Vorsteher und Oberhaupt.

Ute Gause bekräftigt in ihrer weitreichenden Forschungsarbeiten zur Diakonisse, dass das Frauenbild der Diakonisse durch das Mutterhaus dem damaligen bürgerlichen Frauenbild entsprach:

²¹⁶ Vgl. Schlatter, 1944, 122-123.

²¹⁷ Vgl. Diakonissen-Mutterhaus Ländli, Oberägeri (Hg.), 50 Jahre Diakonieverband Ländli, Oberägeri 1973, 14.

²¹⁸ Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften, 72-75.; www.laendli.ch (Stand: 19.02.2018)

²¹⁹ Anm.: In diesem Kapitel wurden nur diejenigen Schwesterngemeinschaften vorgestellt, welche im Verlauf des 19. Jahrhunderts oder zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden sind. Die beiden Schwesterngemeinschaften Saronsbund und Steppenblüte wurden in diesem ersten Überblick noch nicht vorgestellt. Ihre Gründung fand in den späten 1960er Jahren statt und sie werden im Kontext von Chronologie und Thematik dieser Arbeit später genauer vorgestellt. Zudem stellen diese beiden Gemeinschaften mitunter durch ihren Gründungszeitpunkt und ihre Struktur keine wirklichen Diakonissenhäuser mehr dar. Aufgrund ihrer flachen Hierarchie und Organisation stellen sie ein eigenes Konstrukt dar, welches begrifflich eher einer Schwesterngemeinschaft als einem Diakonissenmutterhaus zuzuordnen ist.

„Ohne ein Frauenleitbild, das der gesellschaftlichen und der christlichen Prägung konform geht, wäre das Diakonissenamt nicht so erfolgreich gewesen. Mit dem Lebensentwurf Diakonisse wurde Frauen jedoch eine andere Lebensmöglichkeit ausserhalb einer Ehe oder Familie eröffnet. So stiess das Modell nicht nur wegen seiner sozialen und wirtschaftlichen Komponente, sondern vor allem wegen seiner Kompatibilität mit den gesellschaftlichen und christlichen Frauenbildern auf grosse Resonanz.“²²⁰

Und bereits davor bejahte Ursula Baumann ebenfalls in ihrer Forschung über die Diakonisse das damals neue gesellschaftliche akzeptierte Frauenbild der Diakonisse:

„Trotz aller Beschränkungen bedeutet die Einrichtung des Diakonissenwesens eine Erweiterung weiblicher Lebensformen. Sie bot ledigen Frauen eine Ausbildung für ein breites Spektrum an sozialen Tätigkeiten, die ihnen eine berufliche Existenz im Rahmen einer religiösen Gemeinschaft ermöglichte.“²²¹

Auch wenn die Strukturen des Mutterhauses eigentlich keine emanzipatorische und selbstbestimmte Lebensweise der Schwestern vorsah, bedeutete dies nicht automatisch, dass die Schwestern nicht doch so lebten oder sich gewisse Freiheiten herausnahmen. Diese früheren Forschungen sollen mit der erzählten Lebensgeschichte der Diakonissen und ihren Erzählungen in der vorliegenden Untersuchung um eine neue Perspektive ergänzt werden.

Heutzutage gilt das Diakonissenwesen in der Schweiz auf verschiedenen Ebenen als äusserst heterogen. Was jedoch viele Gemeinschaften in ihrer Geschichte verbindet, ist die Tätigkeit in der Krankenpflege, welche bis Mitte des 20. Jahrhunderts für viele Diakonissenhäuser und Schwesterngemeinschaften als Haupttätigkeit galt.

Durch eine Vielzahl von Schwesterninterviews, welche aus unterschiedlichen Diakonissengemeinschaften stammen, konnten Auskünfte über die Veränderungsprozesse der beruflichen Betätigungsfelder im 20. Jahrhundert aus der Sicht der Diakonissen gewonnen werden. Es sind weniger kantonale oder nationale kirchliche Gremien, welche die Form und die Organisation der Diakonissenhäuser und Schwesterngemeinschaften beeinflussten. Einzig die Kaiserswerther Generalkonferenz kann als transnationales Phänomen gedeutet werden, welches mit seiner internationalen Strahlkraft auch die Deutschschweizer Diakonissenhäuser beeinflusste. Zu den grossen Veränderungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zählen vonseiten der Kaiserswerther Generalkonferenz die Einführung einer neuen Grundordnung aus dem Jahr 1953 und die Lockerung des Zusammenlebens in der öffnenden Rahmenordnung aus dem Jahr 1971. Die

²²⁰ Gause, Genderforschung, 184.

²²¹ Baumann, Protestantismus und Frauenemanzipation, 50.

Diakonissenhäuser lassen sich zusätzlich in landeskirchlich anerkannte und freikirchliche Mutterhäuser aufteilen. Zu den landeskirchlichen Diakonissenhäusern zählen Riehen, Bern und Zollikerberg. Die freikirchlichen Diakonissenhäuser und Schwesterngemeinschaften sind in Oberägeri, Zürich und Basel ansässig.

2. Konfessionelle und professionelle weibliche Care-Arbeit

Im folgenden Kapitel werden die wichtigsten historischen Prozesse der Entstehung der weiblichen Professionalisierung in der sozialen Arbeit ausgehend vom 19. Jahrhundert aufgezeichnet. Um diese Prozesse und das Erstarken des Sozialstaates richtig deuten zu können, ist die Erwähnung der Verhältnisse von Gesellschaft, Religion und der damit einhergehenden Geschlechter- und Professionsgeschichte mit ihren dem Wandel unterstehenden Begriffen notwendig. Das vorliegende Kapitel beschäftigt sich somit auch mit der weiblichen Arbeit und der damit in Verbindung stehenden Etablierung von „Frauenberufen“. Dabei wird augenscheinlich, dass im 19. sowie im 20. Jahrhundert gerade Frauen für „Gottes Lohn“ in verschiedenen Bereichen der sozialen Arbeit einen wichtigen Beitrag geleistet haben. Zu einer der ersten Forderungen der Geschlechtergeschichte zählte es, Frauen als handelnde Akteure in der Geschichte sichtbar zu machen. Gisela Bock plädierte 1983 dafür, dass es sich bei der Frauengeschichte nicht bloss um eine Ergänzung der „allgemeinen Geschichte“ unter Beibehaltung der darin verankerten Geschlechterhegemonie handeln könne. Aus Sicht der neu entstandenen Frauengeschichte hielt sie des Weiteren für wichtig, die gesamte allgemeine Geschichte und ihren Universalitätsanspruch zu hinterfragen. Der veraltete historische Ansatz ignoriere demnach seit seinen Anfängen die Frauen als Akteurinnen und Produzentinnen von Geschichte.²²² Als eine weiterführende These ergänzte Gary Wilder 2012 mit der Formel „From optic to topic“ die Frauen- und Geschlechtergeschichte. Darin behauptet er, dass Gender oftmals weniger als Perspektive, sondern als einfaches Thema abgehandelt würde, ohne dass die Perspektive dabei die Forschung systematisch mitbestimmen würde.²²³ Das „Gender-Subkapitel“ würde aber für eine ausführliche neue Geschichtsschreibung nicht reichen. Die Kategorie „Gender“ verspreche mehr als nur eine simple Ergänzung, sie stelle einen vertieften und neuen Einblick in die Weisen der Organisation von Macht dar.

In diesem Sinne stellte auch Karina Hausen fest, dass anhand zeitgenössisch-bürgerlicher Zuschreibungen für Männer und Frauen bereits Mitte der 1970er Jahre die These einer

²²² Vgl. Bock Gisela, Historische Frauenforschung. Fragestellungen und Perspektiven. In: Karin Hausen (Hg.) Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert (Beck'sche schwarze Reihe 19, Bd. 276, München 1983, 22-60, hier 23-24. Und vgl. Habermas Rebekka. Frauen- und Geschlechtergeschichte. In: Eibach Joachim und Lottes Günther (Hg.), Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch (UTB, Bd. 2271) Göttingen 2006, 231-245, hier 234-235.

²²³ Vgl. Wilder Gary, From Optic to Topic, 723-745.

zweigeteilten Geschlechterordnung existierte. Diese etablierte sich ab ungefähr 1800, worauf den Männern der öffentliche und den Frauen der Bereich des privaten Lebens zugeteilt wurde. Dadurch werde zudem indirekt eine allumfassende Charakterisierung der Geschlechter in ihren Eigenschaften und Emotionen bewirkt.²²⁴ Gegen Ende der 1980er Jahre rückte Joan W. Scott im Anschluss an Michel Foucault das soziale Geschlecht als eine „nützlich“ bezeichnete Kategorie ins Zentrum der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Durch die Kategorie Gender soll dabei nicht nur der soziokulturelle Unterschied zwischen Geschlechtern dekonstruiert, sondern auch die als natürlich gegebenen, wahrgenommenen Eigenschaften von Frauen und Männern untersucht werden. Dabei soll mitunter ein Schwerpunkt auf die diskursive Sprache und das darin enthaltene Machtprodukt gelegt werden. So gesehen ist die Dichotomie zwischen Kultur und Natur eine konstruierte, welche jedoch die Frauen strukturell benachteiligen würde.²²⁵

Die weiterführende Frage ist nun, wo sich Machtstrukturen finden, die sowohl auf die Perspektive der Frau als auch auf ihre Tätigkeit als handelnde Akteurin eingehen. Hierbei kommt es zu einer Überschneidung der Frauengeschichte mit der Geschichte der Arbeit.

In der vorliegenden Untersuchung wird allem voran die bis heute sehr weiblich konnotierte Care-Arbeit untersucht, waren doch viele Diakonissen in der Krankenpflege tätig. Der Begriff Care-Arbeit bezeichnet zum einen familiäre Sorgetätigkeiten. Er wurde aber seit den 1990er Jahren in den verstärkt geführten Care-Debatten erweitert. Im Zentrum der Diskussion stehen dabei einerseits Tätigkeiten in der Erziehung und Bildung sowie andererseits in der Gesundheit und Pflege. In ihren sozial-karitativen Tätigkeitsbereichen nahmen die Diakonissenhäuser in der Ausbildung von jungen evangelischen Töchtern mit ihren eigens geführten Krankenpflege- und Haushaltschulen im 19. und 20. Jahrhundert eine wichtige Rolle ein. Sind sie durch diesen Tatbestand mitverantwortlich für die weiblich konnotierte Care-Arbeit?

2.1 Die Soziale Frage und die Frau im 19. Jahrhundert

Die durch die Industrialisierung und das demographische Wachstum verursachte Umwälzung von Produktion und Arbeit hatte im 19. Jahrhundert in der Schweiz eine grosse Verarmung breiter Bevölkerungsschichten zur Folge. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte sich zudem die Erkenntnis durch, dass die Verantwortung der

²²⁴ Vgl. Hausen Karin. Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze Werner/Hg.) „Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas.“ Neue Forschungen (Industrielle Welt, Bd.21) Stuttgart 1976, 367-393.

²²⁵ Scott Joan Wallach. Gender: a useful category of historical analysis. The American Historical Review, 91 (5) 1986, 1053-1075. Und vgl. Braun Christina von und Stephan Inge (Hg.), Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien (UTB Gender-Studies, Kulturwissenschaften, Literaturwissenschaften, Bd. 2584) Köln 2005.

Gesellschaft nicht nur ökonomisch, sondern auch sozial verstanden werden muss. Bei der wirtschaftlichen Depression um die Jahrhundertwende verloren viele Bauern und Handwerker ihre Selbstständigkeit und wurden lohnabhängig. Die Expansion der Maschinenindustrie hatte die Bildung von Industriezentren zur Folge, welche sich zu neuen Ballungszentren entwickelten. Dies hatte aufgrund von sozialen Problemen wie Alkoholsucht, mangelnder Hygiene, schlechter Ernährung, verwahrloster Kindern und Tuberkulose ein Auseinanderfallen von Familien- und Erwerbsbereich sowie Privatheit und Öffentlichkeit zur Folge. „Angesicht der wachsenden Notlage erwachte das öffentliche Gewissen der Frauen.“²²⁶ Diese Feststellung machte Annie Leuch-Reineck (1880–1978), eine Schweizer Frauenrechtlerin und Mathematikerin, rückblickend bereits 1928.²²⁷

Joris und Witzig stellen fest, dass sich in der ständischen Gesellschaftsordnung vom Mittelalter bis zur Aufklärung die Rechte von Stand zu Stand unterscheiden. Eine ständische Gesellschaftsordnung ist hierarchisch gegliedert und hat ein Oben und ein Unten. Der ständischen Rechtsordnung entspricht die Hauswirtschaft, in der Wohnen und Erwerb noch nicht getrennt sind, sondern einen ganzheitlichen Lebenszusammenhang bilden. Eine Standesbezeichnung impliziert in der Regel immer eine soziale und rechtliche Stellung wie auch einen ökonomischen Tätigkeitsbereich. Beim Übergang zur liberalen Gesellschaftsordnung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wechselte das Bezugssystem. Nicht mehr Herkunft und Stand waren massgebend, sondern das Individuum, dem unabhängig von seiner gesellschaftlichen Stellung dieselben politischen und wirtschaftlichen Rechte zugestanden wurden: „liberté, égalité, fraternité“.²²⁸ Gleichzeitig mit dem Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Ordnung vollzog sich die Auflösung der Hauswirtschaft und der sich langsam durchsetzenden Trennung von Wohn- und Arbeitsort. Die Erwerbsarbeit wird aus dem Lebenszusammenhang gerissen und wird zum Beruf. Dabei gilt als Berufsarbeit nur diejenige Arbeit, welcher ein Gegenwert in Form von Geld, Gewinn, Lohn oder Honorar entspricht: Unentgeltliche Arbeit stellte keine Arbeit mehr dar. Diese Entwicklung traf in erster Linie die Arbeit der Frau, deren häuslicher Tätigkeit der ökonomische Charakter aberkannt wurde. Gleichzeitig wandten sich die Männer vermehrt der ausserhäuslichen Berufsarbeit zu, während die Frauen im Idealfall als Hausfrauen zu Hause arbeiteten.²²⁹ Dabei wurde die rasante

²²⁶ Leuch-Reineck Annie, *Die Frauenbewegung in der Schweiz*. Zürich und Leipzig, 1928, 11. Zitiert in: Fetz, *Schritt in die Öffentlichkeit*, 398.

²²⁷ Vgl. Fetz, *Schritt in die Öffentlichkeit*, 399.

²²⁸ Vgl. ebd., 359.

²²⁹ Anm.: In der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte die Industrielle Revolution ein. Die Fabrikarbeit war eine der wenigen weiblichen Berufe mit der Folge, dass Massen von Frauen aus dem Haus hinaus und ins Erwerbsleben gedrängt wurden (Vgl. Die Bernerin, *Berner Heimatbücher* (Hg.) in Verbindung mit der Bernischen Erziehungsdirektion, der Bernischen Landwirtschaftsdirektion und dem Berner Heimatschutz von Dr. Walter Laederach, Festgabe zum 70. Geburtstag von Rosa Neuenschwander, Bern 1953, 52.) Viele

Zunahme der Verweiblichung der Dienstboten als auffallendes Phänomen registriert. Hinzu kam, dass im bürgerlichen Haushalt die Bezeichnung ‚Mädchen‘ Einzug hielt. Die Berufsbezeichnung ‚Zimmer- oder Dienstmädchen‘ enthielt nicht nur eine ökonomische, sondern ebenso eine ständische Komponente rechtlicher und sozialer Art: Unmündigkeit, Abhängigkeit, Ledigsein, Minderwertigkeit.²³⁰

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Abschaffung der ständischen Ordnung lediglich für die Männer galt. Die Frauen blieben derweil zwar in der alten Ordnung verhaftet, aber zugleich erfuhr diese eine Ausweitung auf neue gesellschaftliche Bereiche, die mit häuslichen Eigenschaften verwoben blieben und auch die ausserhäusliche Erwerbstätigkeit der Frau prägten.

2.1.1 Protestantisches Frauenbild

Zweitens schrieb die Historikerin Rebekka Habermas in den 1990er Jahren in ihrem Beitrag „Weibliche Religiosität – oder: Von der Fragilität bürgerlicher Identitäten“²³¹ über die bürgerlichen Prozesse der Dichotomisierung der Geschlechtercharaktere unter Einfluss des Religiösen im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland.²³² Auch sie beschreibt die Aufteilung zwischen dem „privaten/häuslichen Weiblichen“ und dem „öffentlichen Männlichen“ in der bürgerlichen Gesellschaft. Dabei schenkte sie der Religion im Prozess der Konstituierung von bürgerlichen Identitäten mit ihren neu aufgeteilten männlichen und weiblichen Handlungsräumen eine besonders komplexe Bedeutung. Sie stellte fest, dass es zum Ende des 18. Jahrhunderts einerseits zu einer Intimisierung und andererseits zu einer Emotionalisierung und Familiarsierung des Religiösen kam. Die Kirche hatte dabei nicht mehr die Rolle des öffentlich-politischen Regulativs.²³³ Ab dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts entstanden vor allem in den Städten Frauenvereine und Diakonissenhäuser²³⁴, die dabei eine neue weibliche Identität repräsentierten, welche gleichzeitig durch das Eindringen in den öffentlichen Raum die geschlechterspezifischen Handlungsspielräume infrage stellten. Dabei drangen die Frauen

der Frauen waren gezwungen, ihr nachzugehen, da das Einkommen des Mannes alleine nicht gereicht hätte. Wie in keinem anderen Berufszweig betrifft die Fabrikarbeit verheiratete Frauen und Mütter in stärkerem Masse als ledige Frauen. Die weibliche Fabrikarbeit ist dabei im gesellschaftlichen Bewusstsein weder Beruf noch Berufung, sondern gilt primär als Mittel zum Zweck und Ausweg aus dem Elend. Dabei stellte die Fabrikarbeit ein notwendiges Übel, ein Provisorium (wenn auch ein ständiges) und allgemeines Ärgernis dar (Vgl. Joris, Witzig, Ewige Töchter, 361 f.).

²³⁰ Vgl. Joris, Witzig, Ewige Töchter, 360.

²³¹ Vgl. Habermas, Weibliche Religiosität, 125-148.

²³² Anm.: Auch wenn es sich hier um eine Analyse der Verhältnisse in Deutschland handelt, können gerade in der evangelischen religiösen Gesellschaftsgeschichte auch Parallelen zur Schweiz gezogen werden. Zudem war gerade das erste Mutterhaus in Deutschland, das Diakonissenhaus von Kaiserswerth das Vorbild vieler Deutschschweizer Diakonissenhäuser.

²³³ Anm.: Als Beispiel der neu etablierten staatlichen Kontrolle kann hier die Rolle des Polizeidirektors erwähnt werden. Vgl. Habermas, Weibliche Religiosität, 125-148, hier 126.

²³⁴ Anm.: Das erste Diakonissenhaus entstand in Kaiserswerth bei Düsseldorf im Jahr 1836.

zaghaft als sogenannte „Zivilisationshüterinnen“ in den öffentlichen Raum vor.²³⁵ Der bekannteste deutsche Frauenverein dürfte der 1832 gegründete „weibliche Verein für Armen- und Krankenpflege“ von Amalie Sieveking sein. Sie bekräftigte folgende Unterschiede:

„Mann und Weib einer in Christo Jesu: damit meine ich, will Paulus sagen, dass in den Augen des Herrn das Weib nicht ein Wesen sei geringerer Art, als der Mann, schwächer allerdings, aber darum nicht geringer zu schätzen. Also das Weib nicht geringer als der Mann, aber verschieden von ihm, und beide Geschlechter bestimmt einander gegenseitig zu ergänzen.“²³⁶

Diese Tätigkeiten werden dabei als typisch weibliche, mütterliche Tätigkeiten – wie die der Pflege – als ehrenamtliches Engagement von Frauen im religiösen, sozial-karitativen Bereich gedeutet und frei nach dem Leitspruch aus der Bibel „Glauben, der in der Liebe tätig ist“²³⁷ dargestellt.²³⁸ Daher kommt auch die Anlehnung an den Begriff des „Liebesdienstes“, wenn vom Dienst beziehungsweise der Arbeit von Diakonissen die Rede ist. Weibliche Religiosität besitzt im 19. Jahrhundert nach Rebekka Habermas somit drei Funktionen: erstens dient sie zur Formierung eines „abgespaltenen Kommunikationsraumes“ für die Frau, zweitens bildet sie den Sozialisationsort einer neuen bürgerlichen Identität und drittens ist sie Sozialisationsraum für eine neue, betont weibliche Identität. Amalie Sieveking beschreibt dies folgendermassen in ihrem „Vermächtnis für meine jungen Freundinnen“:

„Steht ihr unabhängig in der Welt, so möchte ich euch raten: betrachtet euch als gebundene des Herrn, ich meine, wählt einen Liebesberuf, der alle eure Kräfte und eure ganze Zeit in Anspruch nimmt. In den letzten Jahren sind die Beispiele, dass Damen der Höheren Stände sich solcher Tätigkeit geweiht, keine Seltenheit mehr, und darin sehe ich das Morgenrot einer schöneren Zeit, die für unser Geschlecht anbricht. Ein unabhängiger Stand ist gerade für ältere Mädchen ein gefährlicher Stand [...]. Sie werden [...] dienstbar ihrem Eigenwillen, ihren Launen, ihren Gewohnungen [...]“²³⁹

Prägnanter lässt sich die Doppeldeutigkeit der sich hier umschriebenen, neuen bürgerlichen weiblichen Berufsidentität kaum beschreiben: Sie eröffnete den bürgerlichen Frauen zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Basis für eine unabhängigere Lebensform jenseits der Ehe und übte sie gleichsam ein in eine neue bürgerliche weibliche Identität der

²³⁵ Vgl. Habermas, Weibliche Religiosität, 125-148, hier 131.

²³⁶ Sieveking A., Aufruf an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands, 1850, in: Remé, Amalie Sieveking, S. 41-57, hier 42., zitiert in: Habermas, 1994, 125-148, 133.

²³⁷ Gal. 5,6 in: Vgl. Habermas, Weibliche Religiosität, 133.

²³⁸ Vgl. Habermas, Weibliche Religiosität hier 132.

²³⁹ A. Sieveking, Vermächtnis für meine jungen Freundinnen, in Remé, Amalie Sieveking, 58-90, hier 84-85., zitiert in: Habermas, 1994, 138.

Selbstaufopferung. Für unverheiratete Frauen, die nicht im Hause der Eltern oder ihrer Brüder leben wollten und konnten, war das Diakonissenamt schlicht materielle Notwendigkeit. Überdies fanden alleinstehende protestantische Frauen durch die Hochschätzung der Jungfräulichkeit Ansehen – wie es bei Löhe heisst: „[...] weil der jungfräuliche Stand schön, wohlständig und von der Art ist, dass man unverhindert dem Herrn dienen kann. – eine auch in bürgerlichen Kreisen anerkannte Lebensform.“²⁴⁰

Insgesamt spricht Habermas bei den Prozessen zur Entstehung der weiblichen bürgerlichen Identität von einem Zusammenspiel von den religiösen Praktiken, der Emotionalisierung des Religiösen und der weiblichen Professionalisierung. Als 1836 das erste Diakonissenmutterhaus Kaiserswerth eröffnet wurde und schliesslich ein professionelles religiöses Betätigungsfeld für unverheiratete Frauen ermöglichte, meinte Habermas rückblickend:

„Keiner dieser Aspekte lässt sich – und das möchte ich betonen – auf einen ‚Akt der Emanzipation‘ oder auf ‚ideologische Absicherung patriarchaler Herrschaft‘ reduzieren, vielmehr bieten diese religiöse Praktiken, um auf Natalie Zemon Davis zurückzukommen, ‚some sense of ordering [...], and some notions of who and where they are.‘“²⁴¹

2.1.2 Vorboten der Professionalisierung weiblicher Care-Arbeit

Um 1900 entwickelten sich in der Krankenpflege erste konfessionell unabhängige Krankenpflegeschulen²⁴².

Ziel der Errichtung der Stiftung „Schweizerische Pflegerinnenschule mit Frauenspital in Zürich“, genannt „Pflegi“, war es, ein Spital für Frauen zu schaffen, in dem auch Frauen arbeiteten. In der Stiftungsurkunde heisst es, dass sowohl die Schule als auch das Spital unter weiblicher Leitung zu stehen hätten. Die ersten Ärztinnen der Schweiz, Marie Heim-Vögtlin und Anna Heer, eröffneten 1901 die Pflegi in Zürich. Das damalige Projekt Pflegerinnenschule mit Frauenspital gab Antworten auf drängende Fragen, darunter etwa: „Wie sollen die jungen Frauen in einer Zeit, in der sie nur unter wenigen Berufen auswählen konnten, zu einer guten Ausbildung kommen?“ Für die Zeit um die Jahrhundertwende stellte sich die Stiftung auch die sehr fortschrittliche Frage: „Was muss

²⁴⁰ Vgl. Habermas, Weibliche Religiosität, 138.

²⁴¹ Habermas, Weibliche Religiosität, Zitiert: Hausen Karin, Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: neue Forschungen Conzé Werner (Hg.), (Band 21) Stuttgart 1976, 375. und Davis Zemon Natalie, „Some Tasks and Themes in the Study of Popular Religion“, in: Trinkaus Charles and Oberman Heiko A.(Hg.) The Pursuit of Holiness in Late Medieval and Renaissance Religion, Leiden 1974, 307-336, hier 312.

²⁴² Anm.: In der Deutschschweiz waren dies einerseits die Pflegi in Zürich (1899) und andererseits der Lindenhof in Bern (1901).

getan werden, um die Pflege vom aufopfernden Liebesdienst zur professionellen Tätigkeit aufzuwerten?“²⁴³

Ebenfalls hoffte sie, durch die weibliche administrative und medizinische Leitung der Pflegeschule ihren Ärztinnen Arbeits- und Karrieremöglichkeiten zu eröffnen. Die Pflege war das erste konfessionell unabhängige Werk bürgerlicher Frauen, die nach Anerkennung und Emanzipation strebten und stand fortan für ein neues Pflegeverständnis und für eine moderne Berufsausbildung ein.²⁴⁴ Interessanterweise wird heute trotz des offiziellen Gebrauchs der vereinheitlichten Berufsbenennung „diplomierte Pflegefachfrau“ und „diplomierter Pflegefachmann“ – unbeeindruckt von allen verordneten Sprachregelungen – nach wie vor mit Vorliebe im Volksmund der Begriff „Krankenschwester“ benutzt.²⁴⁵

Bisherige historische Forschungsarbeiten²⁴⁶ zum Thema Arbeit haben gezeigt, dass das, was wir heute unter Arbeit verstehen, historisch gewachsen, geschlechtsspezifisch kodiert und untrennbar verbunden ist mit modernen Konzepten von Subjektivität, Staat und Nation.²⁴⁷

Frauen trugen mitunter dazu bei, dass Frauen in der Care-Arbeit tätig blieben. Im Zusammenhang mit Frauen- und Arbeitsgeschichte interessiert sich insbesondere diese Dissertation spezifisch für die Entstehung und die Etablierung der Care-Arbeit – insbesondere der Krankenpflege – und ihrer Machtstrukturen aus der Perspektive der Frauen und der Diakonissen.

2.2 Die soziale Arbeit und die Frau im 20. Jahrhundert

Im Verlauf der Industrialisierung wurden immer mehr Menschen aus ihren traditionellen sozialen Netzwerken herausgerissen. Die Familie bot den Menschen zuvor Schutz und Sicherheit. Auf die Soziale Frage hin reagierten Staat und Gesellschaft vorerst nur mit einer punktuellen Unterstützung – der Fürsorge. Einerseits scheint der Begriff ‚Fürsorge‘ aus heutiger Perspektive eher negativ, bevormundend und somit veraltet zu sein, andererseits haben wir heute sozialstaatliche Teilbereiche, die soziale Sicherheit versprechen, womit sich die Sozialfürsorge erübrigt. Spätestens im Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich auch die Schweiz in Richtung eines Sozialstaates.²⁴⁸ Die Perspektive der Diakonissen auf den teilweise miterlebten Wandel der Professionalisierung in der

²⁴³ Bühler Caroline, *Die Pflege. Ein Spital für Frauen – von Frauen geschaffen und geprägt*. Zürich 2007, 12-13.

²⁴⁴ Vgl. Bühler Caroline, *Die Pflege. Ein Spital für Frauen – von Frauen geschaffen und geprägt*. Zürich 2007.

²⁴⁵ Vgl. Bolognes-Leuchtenmüller Brigit, *Imagination „Schwester“*. Zur Entwicklung des Berufsbildes der Krankenschwester in Österreich seit dem 19. Jahrhundert, in: *L'Homme Z.F. G.* 8, 1 (1997) 155-177. Hier: 155.

²⁴⁶ Vgl. Angehrn, *Nicht erledigt*, 115. und Angehrn, *Arbeit am Beruf*.

²⁴⁷ Vgl. hierzu beispielsweise Conrad Sebastian, Macmo Elisio, Zimmermann Bénédicte, *Die Kodifizierung der Arbeit: Individuum, Gesellschaft, Nation*, in: Kocka Jürgen und Offe Claus (Hg.), *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt am Main, New York 2000, 449-475.

²⁴⁸ Degen Bernhard, *Soziale Sicherheit* in: HLS online (19.09.2018) <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16318.php>

Sozialarbeit und der Krankenpflege bietet somit neue interessante Erkenntnisse. Angelehnt an die bereits im historischen Kontext vorgestellte Literatur zur weiblichen Professionalisierung im ausgehenden 19. und im 20. Jahrhundert werden Gründe vorgestellt, welche die Etablierung der weiblichen sozialen Arbeit begünstigt haben. Durch ihre „vorsozialstaatliche“ Funktion in der Bekämpfung sozialer Not hatte die weibliche soziale Arbeit ihre Legitimation erhalten. In einer ersten Phase, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, existierten noch keine staatlichen Institutionen, welche sich um die Menschen in sozialer Not kümmerten, vornehmlich waren es private Organisationen und Vereine, welche sich dieses Problems annahmen.

2.2.1 Soziale Arbeit als neue Arbeitsmöglichkeit für das weibliche Geschlecht

Die Vergesellschaftung des weiblichen Prinzips der Mütterlichkeit war eine Strategie, in der die bürgerliche Frauenbewegung ihren Beitrag zur Lösung der sozialen Frage sah. Dies ganz nach dem Motto: „Andersartigkeit, aber Gleichwertigkeit der Geschlechter“. So bot sich den Frauen durch die soziale Arbeit eine Möglichkeit um an gesellschaftlichen Aufgaben zu partizipieren. „Die Frau ist gleichwertig dem Mann, nicht aber gleichartig.“²⁴⁹ „Der Muttersinn der Frau“, wie es Helen von Mulinen nannte, sollte auch im öffentlichen Raum wirksam werden. Die Mütterlichkeit war somit der Kernpunkt der weiblichen Andersartigkeit, welche sowohl biologisch als auch sozial verstanden wurde.

Von Mulinen setzte sich erstens gegen die ausschliessliche Privatisierung der weiblichen Fähigkeiten ein. Zweitens stellte die weibliche soziale Arbeit auch ein Angebot für jene Frauen dar, die ihre Mütterlichkeit privat nicht leben konnten. Er sieht in der sozialen Arbeit das Mittel zur Professionalisierung weiblicher Fähigkeiten zu eigenen Frauenberufen.²⁵⁰ Berufe also, die zum Teil in Verbindung mit dem expandierenden Dienstleistungssektor standen, der sich zur eigentlichen „Frauendomäne“ entwickelte. In vielen dieser sozialen Bereiche arbeiteten Frauen jahrzehntelang für Gottes Lohn. Die Rollennorm der Frau konnte mit der sozialen Arbeit erweitert werden. Die Frauen übernahmen in der Öffentlichkeit und der Gesellschaft jene mütterlich-sozialen Aufgaben, welche sie bereits vorher in der Familie erfüllt hatten. Nichtsdestotrotz ermöglichte die soziale Mütterlichkeit in der Gesellschaft eine „Emanzipation“ innerhalb des traditionellen gesellschaftlich akzeptierten Rahmens und legte dadurch den Grundstein für die Professionalisierung von weiblichen Fähigkeiten im sozialen Bereich.

²⁴⁹ aus Frauenbestrebungen, 1905, Nr. 3, 23.

²⁵⁰ Vgl. Fetz, Schritt in die Öffentlichkeit 405.

2.2.2 Anfänge der evangelischen Krankenpflegeschulen am Beispiel Riehen

Wie bereits erwähnt, nahmen die Diakonissen beim Übergang von der häuslichen zur professionellen fürsorglichen Tätigkeit – insbesondere in der Pflege von kranken, armen oder alten Menschen – eine wichtige Brückenfunktion ein.²⁵¹

Die Aufgabenteilung zwischen Staat und Kirche im 19. Jahrhundert hat das Konzept kirchlich-sozialer Institutionen bis weit ins 20. Jahrhundert geprägt. Im 19. Jahrhundert galten ökonomische und politische Entwicklungen als öffentliche Aufgabe, während die Bewältigung sozialer Probleme zunächst privaten und kirchlichen Organisationen überlassen wurde. Am Beispiel des Diakonissenhauses Riehen werden im Folgenden einige Grundzüge der Entwicklung sowie Professionalisierung der Krankenpflege aus der Perspektive der Diakonissen präsentiert. Interessanterweise war der Sohn von Theodor Fliedner zeitweise als Vorsteher – der damals übliche Begriff lautete „Hausgeistlicher“ – des Mutterhauses in Riehen tätig. Anno 1876 schrieb Theodor Fliedner jun. (1844–1933) im Pflichtenheft des Mutterhauses Riehen zur diakonischen Bildung der Schwestern:

„Eine Hauptaufgabe des Hausgeistlichen ist die Vorbildung der in die Vorprobe²⁵² eingetretenen jungen Schwestern für die innere Seite ihres Berufes [...] Dazu dienen regelmässige Unterrichtsstunden in Gottes Wort, biblischer Geschichte, Heilslehre, Bibelkunde, Kirchengeschichte, Liederkunde und Anleitung zu Krankenandachten.“²⁵³

Allerdings finden sich auch frühere Aufzeichnungen zum Schulunterricht der Diakonissen in Riehen. 1853: „Oberschwester Trinette Bindscheler hielt die Hausandachten, Pfarrer Stähelin unterrichtete Religion und Katechismus. Lehrer Plüss Schreiben, Rechnen und Singen und Dr. Martin Burckhardt-His Medizin und Verbandlehre. Zur Medizinlehre gehörte unter anderem anatomischer Unterricht und Krankenpflege. Es fielen bei viel Arbeit die Unterrichtsstunden aus. Die Diakonissen eigneten sich viel in der Praxis an.“²⁵⁴

Dieses Zitat veranschaulicht die Unterrichtsweise in den Anfängen der konfessionellen Professionalisierung der Krankenpflege. In der Theorie wurde viel Zeit dem Religiösen und Geistlichen geschenkt, herrschte aber Zeitnot, so liess man den medizinischen Unterricht ausfallen und setzte auf das Erfahrungswissen der angehenden Krankenschwestern.

²⁵¹ Vgl. Kumbruck, Diakonische Pflege im Wandel, 4.

²⁵² Anm.: Schwester, welche sich in der Einführungszeit ins Gemeinschaftsleben als Diakonisse befindet. Die Vorprobezeit dauert meist ein bis zwei Jahre. Die darauffolgende Probezeit dauerte meist gleich lang wie die Ausbildung zur Krankenschwester (durchschnittlich drei Jahre)

²⁵³ Instruktionen für den Hausgeistlichen der Diakonissen-Anstalt Riehen, 17. Februar, v. Samuel Barth verfasst; Hoch Fritz, Die Amtszeit von Pfarrer Theodor Fliedner im Diakonissenhaus Riehen. Beiträge zur Geschichte des Diakonissenhauses Riehen 9, Heft 9, Riehen 1969, 11. (hektografiert).

²⁵⁴ 2. Jahresbericht, 1854, 7. Hoch Fritz, Das erste Jahr im Diakonissen-Mutterhaus in Riehen, Beiträge zur Geschichte des Diakonissenhauses Riehen, Heft 4, Riehen 1964, 8. (hektografiert).

Die Gründung der ärztlichen Krankenpflegeschulen wie zum Beispiel der Rotkreuz-Pflegerinnenschule Lindenhof Bern (1898) und der Schweizerischen Pflegerinnenschule Pflegi in Zürich (1901) haben dazu geführt, dass das Diakonissenhaus Riehen seinen ursprünglichen diakonischen Auftrag überdenken musste. Im Jahresbericht von 1905 hiess es darum auch im Kontext der zunehmenden weltlichen Professionalisierung der Pflege:

„Die beiden Schulen sollen uns helfen, an unserem Ort, das völliger zu werden, was unsere Häuser von Anfang an sein sollten und wollten: Schöpfungen und Organe nicht der Gemeinnützigkeit, der Humanität, nicht des bürgerlichen Gemeinwesens, sondern der christlichen Gemeinde zur Ausübung christlicher Nächstenliebe.“²⁵⁵

Das Diakonissenhaus Riehen bestand somit in seiner Krankenpflegeausbildung weiterhin auf einer Balance zwischen Persönlichkeitsausbildung auf christlicher Grundlage und einer fachlichen Ausbildung. Fünfzehn Jahre später wird dies im Jahresbericht von 1920 wie folgt ausgedrückt:

„Das Wertvollste, was uns vertraut ist, was wir am sorgsamsten hüten und pflegen und wofür wir uns der Verantwortung bewusst sind, sind unsere Schwestern. [...] Die berufliche Ausbildung erfordert heutzutage mehr als früher. Die Ansprüche sind, besonders auf dem Gebiet der Krankenpflege grösser und vielseitiger geworden [...]. Wir haben nicht ohne Grund die Zeit der Vorprobe und der Probe auf zusammen etwa sechs Jahre ausgedehnt, denn wir wollen diese Jahre als eine Zeit des Lernens und Werdens wohl ausnützen. [...]“²⁵⁶

In diesen Zeilen wird ersichtlich, dass die Professionalisierung und Säkularisierung der Krankenpflege durch den medizinischen Fortschritt und die alternativen Ausbildungswege die Diakonissenhäuser unter Druck setzte. Es wird zudem augenscheinlich, dass sich die Mutterhausleitung weiterhin als elterliche Bezugspersonen zu den Diakonissen – den sogenannten Kindern – sah. Ihnen gegenüber fühlen sie sich verantwortlich und sie mochten sie als ihr Wertvollstes hüten und pflegen. Darum wurde die Ausbildungszeit in der Folgezeit auf bis zu sechs Jahre verlängert und neben der beruflichen Tüchtigkeit sollte auch das Rüstzeug für die geistliche Begleitung der Patienten nicht zu kurz kommen. Im Jahr 1907 erschien das erste Lehrmittel „Fremdwörter und medizinische Fachausdrücke“ zur besseren fachlichen Ausbildung der Schwestern vom dortigen Chefarzt Dr. Emanuel Veillon. Seit 1920 führte Veillon regelmässig Kurse in der Krankenpflege von zwei bis drei Monaten durch, welche mit einem Examen abgeschlossen wurden.²⁵⁷ Es ist anzunehmen, dass es auch Veillon war, der die Initiative ergriff, ein gemeinsames Unterrichtsprogramm der fünf Diakonissenhäuser Bern, Bethanien, Neumünster, Riehen und St. Loup

²⁵⁵ ADR, 53. Jahresbericht, 1905, 7. Vgl. Heim 1998, 261-265

²⁵⁶ ADR, 68. Jahresbericht, 1920, 9f.

²⁵⁷ Vgl. Kellerhals et al. (Hg.), Zeichen der Hoffnung, 213.

herzustellen. Die Chefärzte dieser Mutterhäuser erarbeiteten im Jahr 1930 ein dem Schweizerischen Roten Kreuz konformes Programm für die dreijährige Ausbildung in der Krankenpflege. Es bestand aus 160 Theorie-, 100 Praxisstunden und einer Abschlussprüfung. Unterrichtet wurden neu die Fächer Krankheitslehre, Anatomie, Physiologie, Krankenpflege, Säuglings- und Kinderpflege sowie Psychiatrie. Hinzu kamen Massagestunden und Einzelvorträge zu speziellen Themen. Mit dieser Ausbildung sollten die Diakonissen befähigt werden, in Zukunft ebenfalls ein staatliches Examen zu bestehen. So gab es auch einige Diakonissen in Riehen, welche die Prüfung des Schweizerischen Krankenpflegebundes absolvierten und bestanden. Neben der fachlichen Ausbildung blieb der biblische und diakonische Unterricht bestehen. Anno 1943 erhielt die Krankenpflegeschule in Riehen die volle Anerkennung des Schweizerischen Roten Kreuzes.²⁵⁸ Seit 1905 wurde zudem vermerkt, dass pro Abschlussjahr auch immer etwa zwei Schülerinnen an der Krankenpflegeschule in Riehen aufgenommen wurden, welche als sogenannte „freie Schwestern“ die Ausbildung absolvierten und nicht als Diakonisse eintraten.²⁵⁹ Seit 1925 wurde im Jahresbericht jeweils die Ausschreibung für einen einjährigen Krankenpflegekurs für die Anwerbung von „freien Schwestern“ ausgeschrieben. Der Kurs vermittelte eine sowohl praktische als auch theoretische Ausbildung und wurde zusammen mit den Diakonissen absolviert. So wurde in den Akten und Dokumenten des Mutterhausarchives Riehen auch dokumentiert, dass ab 1920 sporadisch, seit 1940 dann in vermehrtem Masse auch freie Schwestern ausgebildet wurden. 1957 wurde die „Vereinigung Freier Riehener Schwestern“ gegründet und mit Statuten festgelegt.²⁶⁰

2.2.3 Die Gründung von sozialen Schulen

Diese neuen weiblichen Arbeitsdomänen sollten durch die Etablierung von Schulen die nötige Professionalisierung und gesellschaftliche Anerkennung erhalten. Soziale Einrichtungen, welche Bedarf an ausgebildeten Frauen hatten, gab es genug.

Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand die Funktion des Anstaltsleiters, welcher seinen Wohnsitz am Arbeitsplatz hatte. Die Fürsorge in Heimen befand sich im 19. Jahrhundert und auch noch weit bis ins 20. Jahrhundert unter männlicher Leitung. In solchen Erziehungsheimen und Anstalten arbeiteten auch viele Diakonissen. Die Leitung des Diakonissenmutterhauses stellte solchen Anstalten wie beispielsweise dem Frauengefängnis für erzieherische Zwangsmassnahmen in Hindelbank bis zu vier

²⁵⁸ Vgl. Kellerhals et al. (Hg.), Zeichen der Hoffnung, 213 und 79. Jahresbericht, 1931, 11-13, Heim, Schwesterntum 156, 255.)

²⁵⁹ Vgl. Kellerhals et al. (Hg.), Zeichen der Hoffnung, 213.

²⁶⁰ Vgl. ebd., 214.

Diakonissen zur Verfügung. Die Aufgabe der Diakonissen war es, die Frauen tagsüber in der Arbeit, der sie innerhalb des Gefängnisses nachgingen, zu betreuen und zu begleiten. Eine betroffene interviewte Diakonisse aus Bern erzählte auch von der Überforderung mit dieser Arbeit mit jungen Frauen. Oftmals fehlte den Diakonissen dafür die nötige Ausbildung.²⁶¹

Ausserhalb der Anstalten dominierte im Feld der Sozialarbeit bereits Ende des 19. Jahrhunderts insbesondere die freiwillige, private und weibliche Fürsorge. Für ihre Entstehung waren unterschiedliche gesellschaftliche Schichten und Motivationen verantwortlich. Diese Fürsorge zeichnete sich dadurch aus, dass sie konfessionell, grossbürgerlich oder sozialdemokratisch motiviert war. Diese verschiedenen Ansätze der sozialen Arbeit sollten vereinheitlicht und professionalisiert werden. Die Pionierinnen der Begründung der Sozialschulen in der Schweiz waren allesamt in Deutschland oder Grossbritannien mit der Professionalisierung der Sozialarbeit in Kontakt gekommen. Nach dem Ersten Weltkrieg gründeten die Städte Genf (1918), Luzern (1918) und Zürich (1921) besondere Sozialschulen für Frauen, um den nunmehr anerkannten Bedarf an hinreichend ausgebildetem und bezahltem Personal zu decken. So entstand der eigentliche Beruf der Sozialarbeiterin, welcher zunächst vor allem von Frauen ausgeübt wurde, erst im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.²⁶²

Die neu gegründeten Sozialschulen waren konfessionell geprägt. Die Sozialschule in Luzern galt als katholisch, wohingegen in Genf und Zürich reformierte Schulen waren. Die Kantone unterstützen die eigenen Sozialschulen finanziell. Die parallel verlaufenden Entwicklungen der kantonalen Sozialschulen waren auch der Grund dafür, weshalb Pläne für eine gesamtschweizerische Ausbildungsstätte für Sozialarbeit fallen gelassen wurden. In einer zweiten Gründungsphase von Sozialschulen in den 1930er und 1940er Jahren entschloss man sich für den Ausbau von sozialpädagogischen Schulen. Die früher gegründeten Sozialschulen konzentrierten sich in der Sozialarbeit vor allem auf die Einzelhilfe und die Gruppenarbeit. Nach dem Zweiten Weltkrieg öffneten sich die Schulen auch für Männer. Bis heute liegt der Frauenanteil in der Praxis und der Ausbildung jedoch nach wie vor höher als derjenige in den Leitungsfunktionen.²⁶³

Die Ausbildung dauerte anfänglich nur ein Jahr. Gelehrt wurde nebst allgemeinbildenden Fächern vor allem praxisrelevantes und berufsspezifisches Wissen mit verschiedenen Schwerpunkten. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts verlängerte sich die Ausbildungsdauer.

²⁶¹ Interview 041, Z135-45.

²⁶² Vgl. Christ Thierry, Fürsorge, in: HLS online (19.09.2018) <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D25809.php>

²⁶³ Wolfisberg Carlo, Sozialarbeit in HLS online (Stand: 19.09.2018): <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16606.php>

Nach 1968 kam eine sozialwissenschaftliche Ausrichtung der Ausbildung hinzu. Seit den 1980er Jahren liegt die Dauer der Ausbildung zwischen drei bis vier Jahren, je nachdem, ob eine Voll- oder Teilzeitausbildung absolviert wird. Neue Schulen und Ausbildungsgänge wie Früh- und Heimerziehung sowie soziokulturelle Animation und weitere Weiterbildungsangebote wurden geschaffen. Doch die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen bestehenden Schulen trat aufgrund der konfessionellen Unterschiede nur marginal in Erscheinung. Ende der 1990er Jahren erfuhren viele Schulen neue Impulse und – mitunter bedingt durch die Umwandlung vieler Sozialschulen in Fachhochschulen – vergrösserte sich das europäische Netzwerk. Soziale Arbeit lässt sich in der Schweiz seit 1971 nur an den Universitäten Zürich und Freiburg studieren. Für den Übergang des 19. ins 20. Jahrhundert kann also eine interessante Beobachtung gemacht werden. Es ist eine Verschiebung der männlichen Dominanz der ortsgebundenen Anstaltsinstitution hin zu einer weiblichen, ortsunabhängigen sozialen Arbeit im Kleinen zu erkennen. Die neu errichteten Schulen für Sozialarbeit wurden nach dem Ersten Weltkrieg von gutbürgerlichen Töchtern besucht. Töchtern aus weniger gut gestellten Familien blieb der Zugang zu einer Ausbildung in Sozialarbeit meist verwehrt. Rückblickend lässt sich feststellen, dass es im Verlauf des 20. Jahrhunderts zu Veränderungen in den Betätigungsfeldern der Sozialarbeit kam. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts beschäftigte sich die soziale Arbeit vor allem mit der Armenfürsorge, später erweiterte sich ihre Arbeit um das Vormundschaftswesen und insgesamt um den neuen, sozialpädagogischen Bereich. Am Ende des 20. Jahrhunderts hat die beratende Tätigkeit neue Handlungsfelder in der Schule, der Migration und im Konfliktmanagement erschlossen. Die Identität und das Selbstverständnis der sozialen Arbeit haben sich gewandelt. Fungierte die „soziale Mütterlichkeit“ einst als Konzept für die Sozialarbeit, wurde sie nach dem Zweiten Weltkrieg durch eine sozialdisziplinierende und bürokratische Funktion der Sozialarbeit abgelöst. Seit den 1980er Jahren steht ein stärkerer lebensweltlicher Bezug in der Tätigkeit des Sozialarbeiters und der Sozialarbeiterin im Zentrum. Dabei orientiert sich die Sozialarbeit nicht an konfessionellen Vorstellungen, sondern stellt Menschen- und Sozialrechte in den Vordergrund.²⁶⁴

2.3 Professionalisierung von weiblicher Care-Arbeit

2.3.1 Das Schweizerische Rote Kreuz (SRK) und die Krankenpflege

Das Schweizerische Rote Kreuz schaffte es nur mit Mühe unabhängige Ausbildungsgänge durchzusetzen. Während im übrigen Europa gemäss den 1859 formulierten Vorstellungen

²⁶⁴ Wolfisberg Carlo, Sozialarbeit in HLS online (Stand: 19.09.2018): <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16606.php>.

von Henry Dunant bereits überall Kurse im Bereich der Gesundheitspflege und Pflegerinnenschulen eingerichtet wurden, hinkte die schweizerische Eidgenossenschaft hinterher.²⁶⁵

Die Dominanz der religiösen Gemeinschaften liess einer weltlichen Ausbildung in der Krankenpflege im 19. Jahrhundert nur wenig Raum. 1859 wurde in Lausanne die Pflegerinnenschule „La Source“ gegründet. Diese Ausbildungsstätte setzte sich zum Ziel, junge bürgerliche Mädchen auf die freie Ausübung des Berufes der Krankenpflege vorzubereiten. Diese Schule blieb aber im 19. Jahrhundert durch das Quasi-Monopol der Diakonissen und Ordensfrauen von geringer Bedeutung. Die religiösen Gemeinschaften hatten nämlich den Ruf inne, zuverlässigere, günstigere und diszipliniertere Arbeitskräfte zu sein als das weltliche Personal. Die Diakonissen und Ordensfrauen wurden auch von der Ärzteschaft mit grossem Vertrauen geschätzt und meist dem weltlichen Personal vorgezogen. Das war mitunter ein Grund, warum das SRK nach seiner Reorganisation 1898, also Anfang des 20. Jahrhunderts zum Entschluss kam, dass in Anbetracht einer umfassenden Reform des Krankenpflegewesens als erster Schritt auch konfessionell neutrale Pflegerinnenschulen mit direktem Anschluss an ein Spital zu gründen seien. Damals bestanden bereits zwei Ausbildungsinstitute – das „La Source“ in Lausanne und das „Schwesternhaus vom Roten Kreuz“ in Zürich. 1901 konnte nach mehrjähriger Sammel- und Werbetätigkeit die Schweizerische Pflegerinnenschule mit Frauenspital in Zürich eröffnen. Bereits der Name „Schweizerische Pflegerinnenschule“ verweist auf das national hochgesteckte Ziel. Beide deutschschweizerischen Pflegerinnenschulen in Zürich und in Bern definierten sich als konfessionell unabhängig. Im Zentrum stand der theoretische und praktische Unterricht, welcher nach einem systematischen Lehrplan aufgebaut war. 1903 erhielt das SRK die Anerkennung der Eidgenossenschaft und wurde zur offiziellen Zentralinstanz für jegliche Ausbildung in der Pflege der Schweiz ernannt. Von diesem Moment an erhielten die Schwesternschulen Bundessubventionen, wenn sie

²⁶⁵ Die Gründung des Schweizerischen Roten Kreuzes geht auf die Initiative des Genfer Henry Dunant zurück. Er wurde 1859 Zeuge der Schlacht in Solferino und war brüskiert, als er feststellte, dass sich niemand um die verletzten Soldaten kümmerte. 1862 eröffnete er unter dem Titel „Un souvenir de Solferino“ seine Erinnerungen, welche darauf europaweit viel Beachtung fanden. In diesem Text unterbreitete er zwei Vorschläge, welche später als Kern der Idee des Roten Kreuzes grosse Wirkung entfalteten: Erstens sollte das medizinische Personal im Kriegsfall als neutraler Akteur den Verletzten eine ungehinderte Versorgung ermöglichen und zweitens schlug Dunant vor, in jedem Land Hilfsgesellschaften zur Pflege von Kriegsverwundeten zu bilden. Das SRK hatte zudem den Aufruf erlassen, es seien nationale Gesellschaften ins Leben zu rufen, die sich in Friedenszeiten durch Ausbildung von geeignetem Personal und Bereitstellung von nötigen Mitteln zur Krankenpflege im Kriegsfall zu rüsteten. (Vgl. Fritschi Alfred. Schwesterntum. Zur Sozialgeschichte der weiblichen Berufsgruppen in der Schweiz 1859-1930, Zürich 1990, 64.)

ihr Ausbildungsprogramm von den Gremien des Schweizerischen Roten Kreuzes kontrollieren und genehmigen liessen.²⁶⁶

Die Dauer der Krankenpflegeausbildung veränderte sich in diesen Jahren zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Anfänglich schrieb das SRK eine halbjährige Ausbildung vor, dann folgte die Vorgabe an der schweizerischen Pflegerinnenschule von einer ein- bis einenhalbjährigen Lehrzeit, welcher verschiedene Praktika in Krankenhäuser sowie in Privat- und Gemeindepflege folgten. 1908 erhielten die freien Krankenpflegerinnen nach dreijähriger Ausbildung ihr Diplom und konnten ihren Beruf von diesem Moment an unabhängig von der Ausbildungsstätte ausüben.²⁶⁷

Ab der Jahrhundertwende setzte sich zudem die Idee durch, dass alle krankenpflegerischen Berufsausbildungen dem Fortschritt der Medizin und Chirurgie angepasst werden müssen. Dabei war die Formulierung von Normen seitens des Schweizerischen Roten Kreuzes ein erster Schritt auf dem Weg zu einer einheitlichen Berufsanforderung. Der Bereich der sozialen Gesundheitsfürsorge der Schweiz blieb somit punkto Ausbildungswege, beruflichem Status und Selbstverständnis des Pflegepersonals sehr heterogen. Neben den Diakonissen und Ordensfrauen arbeitete nach wie vor eine Vielzahl unterschiedlicher Berufsgruppen in diesem Bereich: Freiwillige, Samariter, weltliches Personal sowie vom SRK diplomierte Pflegerinnen.²⁶⁸

2.3.2 SRK und religiöse Gemeinschaften 1900–1945

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verzeichneten die religiösen Gemeinschaften einen regen Zustrom in ihre Mutterhäuser und Betätigungsfelder. Für diese positive Entwicklung war jedoch auch die Vergrösserung und die Modernisierung des Spitalnetzes verantwortlich (1935 gab es 529 Krankenhäuser). Um diese steigende Nachfrage nach Arbeitskräften decken zu können, wurden weiterhin eine Vielzahl konfessioneller Schwestern angestellt. So waren 1945 246 Barmherzige Schwestern und 1947 413 Diakonissen aus St. Loup als Krankenschwestern tätig. Auch die Funktionalisierung und die Modernisierung der Krankenpflegeausbildung trug zum Aufschwung bei. So wurden auf katholischer Seite mit der Hilfe von Ordensschwestern 1913 in Freiburg, 1937 in Luzern und 1944 in Sitten Krankenpflegeschulen unter der Leitung von katholischen Schwestern gegründet. Im Gegenzug war es in der unmittelbaren Nachkriegszeit für das weltliche Pflegepersonal schwierig sich gegen die konfessionelle Überhand zu behaupten.

²⁶⁶ Vgl. Fritschi, Schwesterntum, 77-78. und Droux, Joëlle, „Pflegepersonal“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 11.01.2011, übersetzt aus dem Französischen. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016316/2011-01-11/>, konsultiert am 09.11.2020.

²⁶⁷ Vgl. Fritschi, Schwesterntum, 77-78

²⁶⁸ Vgl. Droux, Joëlle, Pflegepersonal, in: HLS online (Stand 09.11.2020), Version vom 11.01.2011, übersetzt aus dem Französischen. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016316/2011-01-11/>

Das weltliche Pflegepersonal musste durch diese Entwicklung ebenfalls unter beinahe klösterlichen Bedingungen arbeiten, erhielt nur einen bescheidenen Lohn und eine schlechte soziale Absicherung seitens des Arbeitgebers. Dazu trugen auch die wirtschaftlichen Krisen der 1920er und 1930er Jahre bei, welche es den Spitalverwaltungen verunmöglichte, die Löhne des Pflegepersonals anzuheben und so die gesellschaftliche Anerkennung dieser Berufsgruppe zu verbessern.²⁶⁹

Der erste Normalarbeitsvertrag für diplomierte Krankenpfleger und -pflegerinnen wurde erst 1947 ausgehandelt und der heterogene Berufsstand bekundete Mühe, sich zu organisieren und gemeinsame Forderungen zu stellen. Dies war ein Grund dafür, dass der Berufsstand der Krankenpflege immer unbeliebter wurde. Einen weiteren Grund für die rückläufigen Zahlen in den Pflegeausbildungszweigen dürfte auch die Konkurrenz durch andere Berufe, welche den Frauen neu offenstanden und als attraktiver galten, dargestellt haben.²⁷⁰

2.3.3 Neue Strukturen im Gesundheitswesen ab 1945

Im Untersuchungszeitraum 1945–1990 war das SRK und damit die Gesundheits- und Krankenpflege per se von starkem Wachstum geprägt. Anfänglich war der Pflegeberuf sehr heterogen, doch im Laufe der Jahrzehnte und mit der Professionalisierung des Gesundheitsbereichs und dem grösseren Bedarf an Pflegepersonal veränderte und vereinheitlichte sich der Pflegeberuf und wurde durch das SRK mit seinen Vorgaben normiert. Eine diplomierte Krankenschwester (heute diplomierte Pflegefachfrau) aus den 1960er Jahren hatte nur noch wenig mit einer Krankenwärterin des 19. Jahrhunderts gemein. Trotz hohen Bedarfs entstand ab den 1950er Jahren ein besorgniserregender Mangel an Pflegepersonal. Als Reaktion hierauf eröffnete das SRK 1950 eine Fortbildungsschule für Krankenschwestern in Zürich. Nur ein Jahr später erhielt das SRK die offizielle Anerkennung für die Förderung der Gesundheitsberufe in der Schweiz. Im Bundesbeschluss des Jahres 1951 wurde dem SRK die Verantwortung der Förderung der Krankenpflege und der Überwachung der Ausbildung in den Krankenpflegesschulen zugewiesen. Zudem bildete das SRK einen Ausschuss für „Schwesternwerbung“ und finanzierte verschiedene Werbebroschüren und -filme über den Beruf der Krankenschwester. Von 1955 bis 1960 fand zu diesem Thema eine Wanderausstellung in

²⁶⁹Vgl. Droux, Joëlle, Pflegepersonal, in: HLS online (Stand 09.11.2020), Version vom 11.01.2011, übersetzt aus dem Französischen. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016316/2011-01-11/>

Vgl. weitere Literatur: Lang R., Comtesse M., Unserer Krankenpflege in Gegenwart und Zukunft, 1959., Dätwyler B., Ladrach U., Professionalisierung der Krankenpflege, 1987., La croix et la carrière, hg. von E. Valsangiacomo, 1991., Gobet P., la construction sociale de l'activité soignante, 2002., Pflege – Räume, Macht und Alltag, Hg. von S. Braunschweig, 2006.

²⁷⁰Vgl. Droux, Joëlle, Pflegepersonal, in: HLS online (Stand 09.11.2020), Version vom 11.01.2011, übersetzt aus dem Französischen. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016316/2011-01-11/>

zahlreichen Schweizer Städten statt. In den 1950er Jahren erweiterte das SRK sein Angebot mit Kursen für die häusliche Krankenpflege. Die Teilnehmenden lernten dort, wie sie kranke Angehörige zu Hause betreuen konnten. Die Leiterinnen dieser sogenannten „Bevölkerungskurse“ wurden durch das Schweizerische Rote Kreuz ausgebildet. Diesen Kursen war grosser Erfolg beschieden, so dass nur zehn Jahre nach ihrer Gründung 35 regionale Sektionen Kurse für häusliche Pflege anboten.²⁷¹

In den 1960er Jahren nahm das SRK zudem weitere Aufgaben in medizinischen und paramedizinischen Bereichen wahr. Sie waren neu verantwortlich für die Ausbildungsgänge der folgenden Bereiche: allgemeine Krankenpflege, psychiatrische Krankenpflege, Kinderkrankenpflege, Wochen- und Säuglingspflege sowie Langzeit- und Betagtenpflege. Ebenfalls waren sie für die Ausbildung der medizinischen Laborantinnen verantwortlich. 1976 unterzeichneten das Schweizerische Rote Kreuz und die Kantone eine Vereinbarung. Diese sollte das Tätigkeitsfeld der beruflichen Ausbildung abstecken. Die Kantone verpflichteten sich, die Ausbildungskosten zu übernehmen, während das Schweizerische Rote Kreuz weiterhin für die Kaderausbildung, die Registrierung der Ausweise sowie für die Überwachung, Regelung und Förderung der Grundausbildungen in den Pflegeberufen, den medizinisch-technischen Berufen und den medizinisch-therapeutischen Berufen zuständig war. Doch im Zuge verschiedener Entwicklungen – namentlich der Professionalisierung des Gesundheitswesens sowie des sich zeitgleich einstellenden, fortwährenden technologischen Fortschritts – gingen die Vorstellungen hinsichtlich der Pflegeberufe allmählich auseinander. Da auf nationaler Ebene eine Vereinheitlichung des Gesundheitssystems angestrebt wurde, kamen Bestrebungen auf, dem Staat umfangreichere Kompetenzen im Ausbildungsbereich zu übertragen. Unter diesem Druck tendierten viele Kantone dazu, die Aufgaben, welche das SRK zuvor wahrgenommen hatte, selbst zu übernehmen. In einem langen und schrittweise durchgeführten Prozess wurde das SRK von seiner führenden Rolle, die es im Bereich der Gesundheits- und Krankenpflege übernommen hatte, entbunden. Am 1. Januar 2000 wurde die Vereinbarung von 1976 durch einen Leistungsvertrag ersetzt, der die Position der Kantone zulasten des Schweizerischen Roten Kreuzes stärkte. Seitdem verlor das SRK an Einfluss: Im Bereich der Gesundheitsberufe obliegt dem SRK lediglich noch die Überprüfung und Anerkennung von ausländischen Abschlüssen.²⁷²

²⁷¹ Vgl. Die Gesundheits- und Krankenpflege des SRK.
<https://geschichte.redcross.ch/ereignisse/ereignis/die-gesundheits-und-krankenpflege.html> (Stand: 20.09.2018)

²⁷² Vgl. Die Gesundheits- und Krankenpflege des SRK.
<https://geschichte.redcross.ch/ereignisse/ereignis/die-gesundheits-und-krankenpflege.html> (Stand: 20.09.2018)

2.4 Zusammenfassung

Die Verflechtung von Frauengeschichte und Care-Arbeit sowie ihre Professionalisierung stellen in der Schweiz nach wie vor ein Forschungsdesiderat dar. Die Komplexität und der Prozesscharakter ihrer Geschichte erschweren zwar ihre Untersuchung, doch können ausgewählte Beispiele zu den Anfängen der konfessionellen evangelischen Krankenpflege in der Schweiz sehr wohl erste Erkenntnisse einer konfessionellen Professionalisierung liefern.

Als die soziale Not des 19. Jahrhunderts um sich schlug, bewiesen sich Frauen, allen voran ledige Frauen, mit ihren „weiblichen“ Eigenschaften als äusserst geeignet für die Bekämpfung der Misere. Witzig und Joris sahen dies in ihrer Forschungsarbeit im Übergang der Ständegesellschaft zur bürgerlichen Gesellschaft um 1800 bestätigt. Die bürgerliche Gesellschaft bildete den Nährboden für eine Aufteilung in das weibliche, häusliche Private und das männliche Öffentliche. Rebekka Habermas ergänzte diese Dichotomie mit einem neuen protestantischen Frauenbild, welches ledige junge Frauen geprägt durch die Häuslichkeit, die Emotionalisierung und die Familiarisierung des Religiösen in die Diakonissenhäuser brachte. Das Diakonissenwesen galt in der bürgerlichen protestantischen Gesellschaft trotz seiner Anlehnung an das verpönte, klösterliche Leben als gesellschaftlich akzeptiert. Diese Akzeptanz dürfte nicht zuletzt mit der symbolischen Bezahlung dieser Dienerinnen Gottes zusammenhängen, welche für Gottes Lohn Schwerstarbeit an den Kranken vollbrachten. Für die Diakonissen brachte die ausserhäusliche Unabhängigkeit der jungen Frauen einen hohen Preis mit sich – die Selbstaufopferung und völlige Hingabe an ihre Mitmenschen. Der Wunsch nach weiblicher Unabhängigkeit, die Mitbestimmung in einem Teilbereich im Öffentlichen und der Ruf nach einer professionalisierten Wohltätigkeit führten im Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert zu einer schrittweisen Professionalisierung sozialer Berufe. Der medizinische Fortschritt sowie auch die durch die Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozesse hervorgerufenen gesellschaftlichen Umwälzungen im ausgehenden 19. Jahrhundert brachten einen steigenden Bedarf an Frauen mit einer pflegerischen Grundausbildung mit sich und führten Anfang des 20. Jahrhunderts zur Gründung erster Pflegerinnenschulen.²⁷³ Auch die Diakonissenhäuser erkannten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre Verantwortung in der professionellen Ausbildung ihrer Diakonissen in der Krankenpflege. Erst als sich in der Nachkriegszeit ein akuter Mangel an Pflegepersonal zeigte und die Eintritte von Jungschwestern in die Diakonissenhäuser einbrachen, wurde das

²⁷³ Vgl. Heinzmann, Ausbildung und Arbeitssituation, 111. Anm.: Zudem wurden kurz darauf Soziale Frauenschulen in Luzern und Genf gegründet. Diese ausgebildeten Sozialarbeiterinnen dürften als Mitarbeiterinnen zur Bekämpfung von sozialer Not in vorsozialstaatlichen Zeiten verstanden werden.

Gesundheits- und Spitalwesen zusehends vom Schweizerischen Roten Kreuz, Verbänden und den Kantonen reguliert und organisiert. Zwar gab es bereits 1901 mit der „Pflegi“ in Zürich eine nicht konfessionelle Krankenpflegeschule und ab 1950 zusätzlich eine Fortbildungsschule für Krankenpflege des Schweizerischen Roten Kreuzes. Doch musste angesichts des immer stärker ökonomisch ausgerichteten Gesundheitssystems ein staatliches Organ mit der Überwachung der Rahmenbedingungen für medizinische Berufe beauftragt werden. Das Schweizerische Rote Kreuz übernahm diese Aufgabe und bildete dadurch den Grundstein für eine konfessionell unabhängige Ausbildung der Krankenpflegeberufe. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert bis zu Beginn der 1970er Jahre lag der Schwerpunkt der Ausbildung vor allem auf der Vermittlung von praktischem und medizinischem Wissen. Ab den 1970er Jahren wurden erstmals Theorien und Pflegemodelle eingeführt und auch die Pflegeforschungstätigkeit nahm zu. Die Institutionalisierung folgte Ende der 1990er Jahre, als sich die Pflegeausbildung auf Tertiärstufe der eidgenössischen Berufsbildung etablierte. Den Studierenden der Pflege steht inzwischen eine Vielzahl an Optionen offen: Neben den Höheren Fachschulen (HF) und den Fachhochschulen (FH) besteht seit der Eröffnung des Pflegewissenschaftlichen Instituts an der Universität Basel im Jahr 2000 auch die Möglichkeit, Pflege als ein universitäres Studienfach zu absolvieren und sogar in dieser Disziplin zu promovieren.²⁷⁴

3. Sozialstaat und Gesundheitswesen

3.1 Sozialstaatliche Entwicklungen

Bereits Jahrhunderte bevor der Sozialstaat entstand, engagierten sich Kirchen in der Altenhilfe, der Armenspeisung sowie der Witwen- und Waisenversorgung. Mit ihrer langen Tradition im Rücken verstanden sich die konfessionellen Fürsorgeinstitutionen keineswegs nur als reine Sachwalter und Organisatoren sozialer Dienste. Sie sahen sich ebenfalls als moralische Instanz und Ideengeber und beeinflussten somit die spezifische Wohlfahrtsstruktur, wenngleich sich diese als äusserst heterogen darstellte:

„Die pluralen Strukturen des deutschen Sozialstaates²⁷⁵ und der Wohlfahrtspflege sind auch Ausdruck konfessioneller und klassenbasierter Konfliktstrukturen, die lebensumspannende Organisationsbereiche auf Basis der Zugehörigkeit zu bestimmten Konfessionen oder Klassen hervorbrachten. Die Wohlfahrtsverbände sind somit in einen breiteren politisch-kulturellen Kontext einzuordnen, der auch

²⁷⁴ Vgl. Heinzmann, Ausbildung und Arbeitssituation,, 113.

²⁷⁵ Anm.: Schroeder spricht hier vom deutschen Sozialstaat. Die gemischt-konfessionelle Struktur Deutschlands ist jedoch vor der Etablierung sozialstaatlicher Institutionen mit der Schweiz vergleichbar. Insbesondere eines der Charakteristika des deutschen Sozialstaates ist die bereits im 19. Jahrhundert angelegte Dualität zwischen wohlfahrtsverbandlichen Einrichtungen und der Etablierung einer staatlichen Infrastruktur. Diese Struktur ist mit der konfessionellen Fürsorge der Schweiz bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts vergleichbar. (Vgl. Schroeder, Konfessionelle Wohlfahrtsverbände, 2-3.)

bestehende oder neu entstehende politische Parteien, Gewerkschaften sowie Kultur- und Freizeitvereine umfasst.²⁷⁶

Im Vergleich zu west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen hat sich der Schweizerische Sozialstaat langsamer entwickelt.²⁷⁷ Verantwortlich für diese verzögerte Entstehung des schweizerischen Sozialstaates dürften mitunter religiöse Faktoren und föderale Strukturen sein.²⁷⁸

Trotz der sozialstaatlichen Hauptträgerfunktion haben die Kirchen ihre historisch fundierten sozialen Institutionen bis heute bewahrt, gestützt insbesondere, wenn auch nicht ausschliesslich, auf ihre formal selbstständigen Wohlfahrtsverbände.²⁷⁹

Mit dem Wachstum der Städte, der allgemeinen Bevölkerungszunahme und der fortschreitenden Industrialisierung entstanden im Verlauf des 19. Jahrhunderts neue Formen der sozialen Not. Viele Zeitgenossen beschreiben die damaligen Zustände als besonders gravierend, so dass Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend soziale Fragen die politischen Debatten dominierten.²⁸⁰

Noch im 19. Jahrhundert galt Armut als selbstverschuldet und als Zeichen der eigenen Charakterschwäche. Stigmatisierung und Ausgrenzung waren die Folgen, welche die Betroffenen zu spüren bekamen. Da Armut immer individuell gedeutet wurde, blieben die strukturellen Armutsursachen lange Zeit ausgeblendet. In dieser Zeit waren besonders Betagte, Frauen und Kinder von Armut bedroht. Insbesondere beim Tod des Familienvaters drohte die ganze Familie zu verarmen. Hierfür wurden ab 1850 diverse Hilfskassen für die Arbeiter gegründet. Mit einer Prämie konnten sie für eine bescheidene Absicherung sorgen. Aus heutiger Perspektive können diese Hilfskassen trotz ihrer

²⁷⁶ Schroeder, Konfessionelle Wohlfahrtsverbände, 2-3.

²⁷⁷ Vgl. Leimgruber Matthieu/Lengwiler Martin (Hg.), Umbruch an der inneren Front. Krieg und Sozialpolitik in der Schweiz, 1938-1948, Zürich 2009; Leimgruber Matthieu, Solidarity without de State? Business and the Shaping of the Swiss Welfare State, 1890-2000, New York 2008; Lengwiler Martin, Risikopolitik im Sozialstaat. Die Schweizerische Unfallversicherung 1870-1970, Köln 2006; Lengwiler Martin, Transfer mit Grenzen: das „Modell Deutschland“ in der schweizerischen Sozialstaatgeschichte 1880-1950, in: Kreis G., Wecker R. (Hg.), Deutsche Deutschland aus Schweizer Perspektiven, Basel 2007, 47-66; Lengwiler Martin, Fürsorge, Selbsthilfe oder Sozialversicherungen? Die Entwicklung des Sozialstaats aus der Sicht der organisierten Gemeinnützigkeit, 1800-1950, in: Beatrice Schumacher et al., Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800, Zürich 2010, 255-276.

²⁷⁸ Anm.: Die Historikerin Brigitte Studer, welche die über hundertjährige Geschichte des Schweizer Systems der sozialen Sicherheit untersuchte, stellte diesbezüglich fest, dass es sich bei der Entstehung des Schweizerischen Sozialstaates keineswegs um einen linearen Prozess handelte.

(Vgl. Studer Brigitte, Ökonomie der sozialen Sicherheit, in: Patrick Halbeisen/Martin Müller/Béatrice Veyrassat (Hg.), Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, Basel 2012, 923-974.)

²⁷⁹ Vgl. Schroeder, Konfessionelle Wohlfahrtsverbände, 3.

²⁸⁰ Vgl. Studer Brigitte. Soziale Sicherheit für alle? Das Projekt Sozialstaat 1848-1998. In: Studer Brigitte et al. (Hg.) Etappen des Bundesstaates. Staats- und Nationsbildung in der Schweiz, Zürich 1998, 159-186.

geringen Leistungen und der lokal beschränkten Reichweite als einen wichtigen Vorläufer der modernen Sozialversicherungen betrachtet werden.²⁸¹

Im 19. Jahrhundert nahm in den USA und Europa, und so auch in der Schweiz, die Anzahl von Vereinen und Organisationen als Teil einer zivilgesellschaftlichen Struktur stark zu. In der Schweiz wurde die Mehrzahl dieser meist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründeten Gesellschaften von reformierten Protestanten oftmals innerhalb der Erweckungsbewegung ins Leben gerufen. Die private Wohlfahrt der reformierten und freikirchlichen Protestanten weist innerhalb ihrer Aktivitäten eine grosse Ähnlichkeit auf. Sie setzten dabei den Fokus auf die innere und die äussere Mission, die moralische Hebung und die Liebe zum Nächsten.²⁸²

Die Schweiz besass um 1900 nicht viele grosse Krankenhäuser. Zu den bedeutendsten Schweizer Krankenhausbauten zählte das Zürcher Kantonsspital (das heutige Universitätsspital Zürich), welches 1842 eröffnet wurde. Zudem wurden 1884 das Inselspital in Bern und 1902 das Kantonsspital in Luzern²⁸³ erbaut. Der Bau von Krankenhäusern liess auch die Nachfrage nach Fach- und Pflegepersonal ansteigen. Daten einer Berufszählung aus dem Jahr 1910 veranschaulichen, dass in der ganzen Schweiz rund 21400 Personen im Medizinalwesen tätig waren. Dies entspricht 1,4 Prozent der damals arbeitenden Bevölkerung. Die Unterschiede zwischen Stadt und Land waren jedoch frappant. Von 21400 Personen waren nur allein in Zürich 2400 Personen im Medizinalwesen tätig, gefolgt von Genf mit 2000, Basel mit 1600 und Bern mit 1400 Beschäftigten.²⁸⁴

Die vorliegende Arbeit untersucht einerseits die historisch gewachsene Rolle der Religion innerhalb des schweizerischen Sozialstaates und interessiert sich andererseits für den Übergang der konfessionellen Sozialfürsorge hin zu einem sozialstaatlich organisierten Gesundheitssystem. Es lässt sich beispielsweise im südeuropäischen Sozialstaatsmodell die institutionelle Verwirklichung eines antiquierten katholischen Familienmodells mit männlichem Alleinbroterwerber und der auf die Familienrolle verwiesenen Ehefrau erkennen²⁸⁵:

²⁸¹ Vgl. Lengwiler Martin. Risikopolitik im Sozialstaat. Die Schweizerische Unfallversicherung 1870-1970, Köln 2006.

²⁸² Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 27; David Thomas, Schaufelbühl Janick Marina. Protestantische Wohltätigkeit und der Wohlfahrtsstaat in der Schweiz, 1850-1914. In: Liedtke Rainer, Weber Klaus (Hg.). Philanthropie und Religion in den europäischen Zivilgesellschaften: Entwicklungen im 19. Und 20. Jahrhundert, Paderborn 2009, 39, 52 und 54.

²⁸³ Anm.: Das Kantonsspital Luzern wurde für rund 1,75 Millionen Franken gebaut. (Vgl. Furrer Daniel. Kliniken und Krankenpflege, in: Die St. Anna-Schwestern, Geschichte einer Gemeinschaft, 110-143, 115.)

²⁸⁴ Vgl. Furrer Daniel. Kliniken und Krankenpflege, in: Die St. Anna-Schwestern, Geschichte einer Gemeinschaft, 110-143, 115.

²⁸⁵ Vgl. Manow, Religion und Sozialstaat, 13.

„Corporate-conservative welfare states were most likely to emerge in predominantly Catholic societies. Such as France and Italy, [...] liberal welfare states emerged only in areas heavily influenced by Reformed Protestantism (that is, England and its settler colonies) [...] (and) that social-democratic welfare states emerged only in the homogenously Lutheran countries of Scandinavia.“²⁸⁶

So gesehen ist in den Wohlfahrtsstaaten eine erstaunliche Übereinstimmung zwischen nationaler konfessioneller Prägung und ihrer spezifischen Form der Wohlfahrtsstaatlichkeit zu erkennen. Dieser Umstand verleiht dem Argument der langfristigen sozialpolitischen Wirkung religiöser Werteorientierung besondere Plausibilität.²⁸⁷

Im folgenden Kapitel wird auf den Sozialstaat Schweiz²⁸⁸ und insbesondere den Übergang der „konfessionellen“ Sozialfürsorge, welche anfänglich oftmals von privaten und konfessionellen Trägern organisiert war, ein Augenmerk gelegt. In der Zeit um 1900 wandelte sich nicht nur die Krankenpflege, sondern auch das Hospitalwesen befand sich in einem Umbruch. Bis dahin galten Spitäler als Auffangbecken und Aufbewahrungsstätte für kranke, mittellose Menschen, die weder Geld für Arztleistungen besaßen noch die Möglichkeiten hatten, zu Hause von ihrer Familie gepflegt zu werden. Hospitäler waren somit Häuser, in die kein Mitglied des Bürgertums als Patient freiwillig einen Fuß gesetzt hätte.²⁸⁹ Durch den fortschreitenden Medikalisierungsprozess entwickelten sich somit konfessionelle Fürsorgeinstitutionen von Laboratorien zu Prototypen des modernen Spitalwesens. Auch die Erfahrung, dass häufiger als zuvor ein Patient diesen Ort gesund verlassen konnte, förderte in den bürgerlichen Schichten das Vertrauen in die Wirksamkeit der medizinischen Pflege der Spitäler.²⁹⁰ Das Krankenhaus wurde daraufhin für engagierte Ärzte zusehends zu einem Ort der Lehre und Forschung.²⁹¹

3.2 Der Faktor Religion bei der Entstehung des Sozialstaats

Neue Forschungsergebnisse haben in der jüngeren Vergangenheit dazu geführt, die lange vernachlässigte „Rolle des religiösen Faktors in der sozialen Arbeit“ des Wohlfahrtsstaates in den Blick zu nehmen.²⁹² Dabei plädieren Forschende dafür, dass eine bestimmt

²⁸⁶ Gorski Philip S., *The Disciplinary Revolution: Calvinism and The Rise of the State in Early Modern Europe*. Chicago 2003, 163.

²⁸⁷ Vgl. Manow, *Religion und Sozialstaat*, 13.

²⁸⁸ Anm.: Und vergleichend wird auch immer wieder von der Entwicklung weiterer west- und mitteleuropäischer Sozialsysteme die Rede sein.

²⁸⁹ Vgl. Winkler, *Konkurrenz oder Hilfe?*, 211.

²⁹⁰ Vgl. Winkler, *Konkurrenz oder Hilfe?*, 210-226.

²⁹¹ Vgl. Braunschweig Sabine. *Die Entwicklung der Krankenpflege und der Psychiatriepflege in der Schweiz*. In: Walter Ilsemarie, Seidl E., Konzon V. (Hg.) *Wider die Geschichtslosigkeit in der Pflege*, Wien 2004, 113-122, hier 114.

²⁹² Vgl. Schneider Bernhard. *Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystem im langen 19. Jahrhundert. Ein edler Wettkampf der Barmherzigkeit? Einleitung und Zwischenbilanz*. In: Maurer Michaela und Schneider Bernhard (Hg.) *Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen*

dezidierte Position zu den gängigen Wohlfahrtsstaatsystemen betreten werden sollte, um „den ausgetretenen Pfad der gängigen Dreier-Typologie von marktwirtschaftlich-liberalen, etatistisch-sozialdemokratischen und korporatistisch-konservativen Wohlfahrtsstaatsmodellen“²⁹³ zu verlassen, welche von Gøsta Esping-Andersen entwickelt wurden.²⁹⁴ Bezieht man aber wie etwa Sigrun Kahl, Philip Manow oder Kees van Kersbergen²⁹⁵ gezielt die religiösen Wurzeln und Traditionen der europäischen Armutspolitik in die Entstehungsgeschichte des Sozialstaates ein, dann eröffnen sich klare Hinweise auf die grosse Bedeutung der religiösen Ursprünge für die unterschiedliche Ausprägung der Sozialsysteme bis in die Gegenwart hinein. Zum konfessionellen Ursprung der Wohlfahrtsstaaten gesellte sich zudem ein mittlerweile immer häufiger diskursbestimmendes Thema über die Stellung von Männern und Frauen.²⁹⁶

Insbesondere Manow hat auf die konfessionelle Prägung von Sozialstaaten aufmerksam gemacht. Er unterteilt den Protestantismus bewusst in zwei Hauptbereiche, nämlich in das lutherische Staatskirchentum auf der einen Seite, den reformierten Protestantismus und die freikirchlichen Sekten und Strömungen des Protestantismus auf der anderen Seite. Dabei sieht er die Schweiz sowie auch Grossbritannien, die Niederlande, die USA, Australien und Neuseeland als Länder unter starkem reformiertem und freikirchlichem Einfluss. Gerade in den genannten puritanischen oder calvinistischen Ländern seien Werte wie Sparsamkeit, Selbstdisziplin und der Kampf gegen Müssigang und Trunksucht hochgehalten worden. Sie wurden mit moralischen Zwischentönen und einem hohen Erwartungsdruck hinsichtlich konformen Verhaltens versehen. Es war zudem in diesen Ländern eine protestantische Ethik von Disziplin und Selbstverantwortung auszumachen, welche nach Manow eine

19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit? Berlin 2013, 14. und Kaiser Jochen-Christoph, le rôle du facteur religieux dans le travail social aux XIX^e et XX^e siècles en Allemagne. Bilan de recherche. In: Von Bueltzingsloewen Isabelle/ Pelletier Denis (Hg.) La charité en pratique. Chrétiens français et allemands sur le terrain social: XIX^e-XX^e siècles. Strassbourg 1999, 19-32.

²⁹³ Gabriel Karl, Vorwort in: Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften 46 (2005), 7-13, hier 8. Das Jahrbuch steht unter dem Leitthema: „Europäische Wohlfahrtsstaatlichkeit. Soziokulturelle Grundlagen und religiöse Wurzeln“. Vgl. Gabriel Karl. Caritas und Sozialstaat unter Veränderungsdruck. Analysen und Perspektiven. Münster 2007, hier 81-101-

²⁹⁴ Esping Andersen Gøsta, The Three Worlds of Welfare Capitalism. Princeton 1990 (2. Aufl. 1998). Zu diesem Konzept vgl. ebenfalls Manow Philipp. „The Good, the Bad and the Ugly“. Esping Andersens Sozialstaats-Typologie und die konfessionellen Wurzeln des westlichen Wohlfahrtsstaates. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 54 (2002), 204-225.

²⁹⁵ Vgl. Kahl Sigrun, The Religious Roots of Modern Poverty Policy: Catholic, Lutheran and Reformed Protestant Traditions Compared. In: European Journal of Sociology 1 (2005), 91-126. Vgl. Manow Philip, Religion und Sozialstaat; Van Kersbergen Kees/Manow Philip (Hg.), Religion, Class Coalitions, and Welfare States. Cambridge 2009.

²⁹⁶ Vgl. Kunter Katharina, Abschied von der selbstlosen Schwester. Gender, Diakonie und Caritas in den langen 60er Jahren. In: Henkelmann Andreas (u.a.) (Hg.): Abschied von der konfessionellen Identität? Diakonie und Caritas in der Modernisierung des deutschen Sozialstaates seit den sechziger Jahren. Stuttgart 2012. 44-55, hier 47-50.

starke Tendenz zur Eigenvorsorge und zur Bevorzugung von lokalen Organisationen vor staatlicher Intervention ausweist.²⁹⁷

Die Thematik „Religion und Sozialstaat“ stellt in der vorliegenden Arbeit einen weiteren Schwerpunkt dar. Nachdem ihre Kombination lange Zeit eher stiefmütterlich am Rande oder allenfalls als argumentativer Seitenstrang der Modernisierungstheorie in Erscheinung trat, rückt sie im Zusammenhang der Etablierung von Sozialsystemen mit konfessioneller Prägung ins Zentrum. Manow erklärt, warum zu diesem Forschungsstrang drei unterschiedliche Argumente angeführt werden müssen. Erstens stellen Religiosität und wohlfahrtsstaatliche Sicherung Substitute dar.²⁹⁸

„Pointiert formuliert: Dort wo der Sozialstaat existenzielle Lebenskrisen in versicherungsfähige Risikolagen überführt, verringert sich das Bedürfnis nach religiöser Angstkompensation und nach der spirituellen Orientierungsleistung der Kirche in persönlichen Notlagen.“²⁹⁹

Als logische Folge entwickelte sich zweitens die Kirchenmitgliedschaft nicht mehr als Voraussetzung für den Zugang zu Fürsorge und Wohlfahrt, da der religiös neutral agierende Sozialstaat die Kirche als Hauptproduzenten für soziale Leistungen verdrängt hat. Somit stellt aus dieser Perspektive der Wohlfahrtsstaat jenen Teil des umfassenden Säkularisierungsprozesses dar, welcher die Religion weitgehend aus dem alltäglichen Leben hat verschwinden lassen.³⁰⁰ So rigoros lässt sich dies jedoch nicht für alle sozialstaatlichen Nationen behaupten, denn dieses Argument basiere empirisch vor allem auf dem Kontrast zwischen einem weitgehend säkularen Europa einerseits und der tiefreligiösen USA andererseits. Erstere Staaten verfügen über relativ grosszügige Wohlfahrtsstaaten und die USA sind bekannt für einen liberal-residualen Sozialstaat.³⁰¹

Drittens prägt Religion als mächtig nachwirkende Kulturpotenz den Sozialstaat in jenen Bereichen, die zentrale moralische Bereiche betreffen. Diese stellen nicht zuletzt Fragen zur normativen Selbstvergewisserung einer Gesellschaft dar. Die Religion hat somit einen grossen Einfluss auf die moralischen Grundsätze einer Nation. Dies zeigt sich beispielsweise in ihrem Umgang mit Randgruppen, Armen und Bedürftigen. Bei einer strengen calvinistischen Leistungsethik und dem Prinzip der Eigenverantwortung ist die

²⁹⁷ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 26; Manow, Religion und Sozialstaat, 30 und 33. und Manow Philip. The Good, the Bad, and the Ugly. Esping-Andersens Sozialstaats-Typologie und die konfessionellen Wurzeln des westlichen Wohlfahrtsstaates. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 54 (2002), 203-225.

²⁹⁸ Vgl. Manow, Religion und Sozialstaat, 12.

²⁹⁹ Manow, Religion und Sozialstaat, 12.

³⁰⁰ Vgl. Manow, Religion und Sozialstaat, 12.

³⁰¹ Vgl. ebd., 12.

Ausgestaltung des Sozialstaates geringer als in einem katholisch-grosszügigen Sozialstaat, in welchem die Solidarität mit den Bedürftigen grösser ist.³⁰²

Nicht zuletzt waren moralische Fragen gleichsam als Nach- oder Fernwirkung religiöser Gerechtigkeitslehren und Sozialdoktrinen verantwortlich für Ausgestaltung des Sozialstaates mit seinen konfessionellen Prägungen. Erneut pointiert ausgedrückt „ist in dieser Perspektive der Wohlfahrtsstaat nicht Instrument der Säkularisierung, sondern selbst nur die säkularisierte Version unterschiedlicher konfessioneller Sozialdoktrinen.“³⁰³

Ist die Rede von einer konfessionellen Prägung eines Sozialstaates, wird oftmals unweigerlich der manifeste oder latente Einfluss von kirchlichen Soziallehren vermutet. Vielmehr handelt es sich dabei jedoch um eine politisch vermittelte konfessionelle Prägung, noch genauer um eine parteipolitisch vermittelte Gesinnung. So wird die Aufmerksamkeit weg von kirchlichen Soziallehren geleitet, ohne das man ihren ursprünglichen Einfluss bestreiten müsste. Was könnte die Ursache der Korrelation von konfessionellen Verhältnissen und den unterschiedlichen Formen der Sozialstaatlichkeit sein?³⁰⁴

Zudem stellt sich die Frage, wie man sich die konfessionellen Einflusswege in Ländern vorstellen muss, in denen sowohl der Protestantismus als auch der Katholizismus als breit vertretene Religionsgruppen vorherrschten. Es stellt sich im Rahmen der vorliegenden Dissertation die Frage, wie der Staat-Kirche-Konflikt zur Zeit des Übergangs vom 19. ins 20. Jahrhundert in der Schweiz die institutionelle „Kompromissformel“ geprägt hat. Diese Formel ist Ausdruck des Kompetenzstreits zwischen Kirche und Nationalstaat und ist verantwortlich für die noch heute geltende Arbeitsteilung zwischen Staat und (vor allem kirchlichen) Wohlfahrtsverbänden und ihrer Bereitstellung von sozialen Dienstleistungen. Zu diesen Bereichen zählt der Wohlfahrts- und Bildungsbereich.³⁰⁵

Als interkonfessionell gemischtes Land mit starken föderalen Strukturen dürfte die Schweiz auch in der Forschung zum Sozialstaat einmal mehr als ein Sonderfall wahrgenommen werden. Wenn Staaten versuchen die Wohlfahrtssysteme eines Landes zu bestimmen, ist es sinnvoller, für einen sogenannten „welfare regionalism“ zu sprechen.³⁰⁶ Denn selbst wenn ein nationales Sozialsystem besteht, werden die Regeln und Rahmenordnungen regional unterschiedlich interpretiert und angewandt. Darum unterscheiden sich Ansichten und Verhaltensweisen je nach Region. Es ist somit ersichtlich, dass gerade in der föderalen

³⁰² Manow, Religion und Sozialstaat, 13.

³⁰³ Ebd., 13.

³⁰⁴ Vgl. Manow Philip, Die konfessionelle Prägung des deutschen Wohlfahrtsstaats – Vergleich und Bestandesaufnahme. in: Sozialer Fortschritt, Berlin 2018 415-431, 415-16.

³⁰⁵ Vgl. Manow, Religion und Sozialstaat, 14.

³⁰⁶ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 25; King Steven, Stewart John, Welfare Peripheries. The Development of Welfare States in Nineteenth and Twentieth Century Europe, Bern 2007, 19.

Schweiz³⁰⁷ mit ihren kantonalen Regelungen für Bildungs- und Gesundheitsbereich dieser „welfare regionalism“ sehr ausgeprägt festzustellen ist.³⁰⁸

3.2.1 Konfessionelle Fürsorge in der Schweiz

Bevor der Sozialstaat die Probleme der sozialen Not bekämpfte, waren kirchliche Trägerschaften wie katholische Kongregationen oder protestantische Diakonissenhäuser für die Pflege der Kranken verantwortlich. Die Erweckungsbewegung spielte insbesondere bei der Etablierung und Gründung der protestantischen Diakonissenhäuser eine wichtige Rolle. Für die vorliegende Arbeit werden dabei die Entstehungsumstände zweier Standorte – Zürich und Basel – näher vorgestellt. In Basel legten die Deutsche Christentumsgesellschaft und der Basler Pietismus unter Hieronymus Annoni bereits im 18. Jahrhundert die nötige religiöse Basis dazu. Ab 1801 arbeitete Christian Friedrich Spittler (1782-1867) für die Deutsche Christentumsgesellschaft. Zuerst war er für die administrativen Aufgaben und die Buchführung zuständig und ab 1808 agierte er als Sekretär der Gesellschaft. Als Tochtergesellschaften entstanden 1804 die Basler Bibelgesellschaft und 1815 die Basler Mission.³⁰⁹ Ab den 1840er Jahre steckte die medizinische Versorgung Basels stark in der Krise. Die beiden bestehenden Spitäler waren zu klein, die Krankensäle mit Patienten überfüllt und es fehlte an kompetentem Pflegepersonal. Durch die Initiative von Stadtrat Hieronymus Bischoff-Respinger (1795-1870) wurde 1836 ein Erweiterungsbau des Bürgerspitals beschlossen, welcher 1843 eingeweiht wurde. Noch während der Bauphase des neuen Spitals, im Winter 1841/42 gründete Christian-Friedrich Spittler einen Verein für christliche Krankenpflege, der junge Frauen nach Ludwigsburg am Neckar in die Lehre schickte. Jedoch sind nur einzelne ausgebildete Krankenpflegerinnen nach Basel zurückgekehrt, wodurch den Nöten der Zeit nicht wirksam begegnet werden konnte. In einem öffentlichen Vortrag im Juni 1842 griff Pfarrer Franz Heinrich Härter (1797-1874), Begründer der Frauendiakonie in Strassburg, die christlich motivierte Sozialhilfe auf. Er war ursprünglich nach Basel gekommen, um für die von ihm gegründete Diakonissenanstalt Geld zu sammeln. Im ersten Teil seines Vortrages bezog sich Härter auf die biblischen Grundlagen der Diakonie und argumentierte, dass jede Christin eine Diakonisse sei, wenn sie Jesus mit ihren Gaben

³⁰⁷ Anm.: Ein weiterer Kritikpunkt des Esping-Andersen-Modells lässt sich in der mit der Realität nicht kompatiblen Starrheit und Vereinfachung der Systeme erkennen. Viele der Wohlfahrtssysteme lassen sich dabei nicht in einen Typen einordnen. So weist gerade das Sozialstaatsystem der Schweiz Spuren aller drei Modelle auf. Aktuelle Forschungsprojekte betonen zudem die Bedeutung von Religion bei der Ausgestaltung von Wohlfahrtssystemen.

³⁰⁸ Vgl. Studer Brigitte, Soziale Sicherheit für alle? Das Projekt Sozialstaat. In: Studer Brigitte (Hg.) Etappen des Bundesstaates. Staats- und Nationsbildung der Schweiz 1848-1998. Zürich 1998. 156-186. Anm.: Brigitte Studer hat bislang als einzige Historikerin versucht, Esping-Andersens Modell auch auf die Schweiz anzuwenden.

³⁰⁹ Vgl. Stuber, Diakonissenverständnis im Wandel der Zeit, in: Zeichen der Hoffnung, 195-196.

diene. Zudem bedürfe es auch eines diakonischen Amtes für die Frauen in der Kirche. Im zweiten Teil seines Referats beschrieb Härter die Diakonissenanstalt in Strassburg. Die Diakonissen wohnten zusammen in einem Haus, in dem sich eine Kleinkinderschule, eine Mädchenschule und mehrere Krankenzimmer befanden.³¹⁰ Den Frauen standen die Ausbildung als Lehrerin oder Krankenpflegerin offen. Zudem wurde jede Schwester für die Haushaltsführung angeleitet. Im Vergleich zur damaligen Stellung der Frau übertrug Härter den Diakonissen erstaunlich viel Verantwortung und Kompetenzen und förderte sie nach ihren persönlichen Neigungen durch eine professionelle Ausbildung. Der Vortrag von Härter hatte in Basel hohe Wellen geschlagen. Der Erfolg des Referats dürfte am Konzept der Diakonissenanstalt, das den Frauen Verantwortung und Leistungsaufgaben anvertraute und ihre Mitbestimmung ermöglichte, gelegen haben.³¹¹

Im November 1842 reiste zudem der Gründervater des Kaiserswerther Diakonissenmutterhauses Theodor Fliedner nach Basel, um für die Diakonie zu werben. Im Anschluss an seinen Vortrag reisten 17 junge Frauen mit ihm nach Kaiserswerth, um sich als Krankenpflegerinnen ausbilden zu lassen. Da auch in diesem Fall nur wenige Krankenpflegerinnen zurückkamen, wurde der Ruf nach einer eigenen Diakonissenanstalt in Basel immer grösser. Zehn Jahre später trat diese Wende ein und das Diakonissenhaus Riehen entstand.³¹² Spittler wollte der Not des Basler Gesundheitswesens Abhilfe schaffen und suchte nach einer passenden Liegenschaft, die für eine Diakonissenanstalt geeignet war. Das Pilgerasyl in Riehen, eine ehemalige Knabenpension, schien dazu geeignet. Am 19. Februar 1852 rief Spittler ein Komitee unter dem Vorsitz des Stadtpräsidenten Hieronymus Bischoff-Respinger zusammen. Sowohl der Chefarzt Dr. Martin Burckhardt-His (1817-1902) sowie auch die Oberschwester Trinette Bindschedler (1825-1879) erklärten sich bereit dazu, das Spital und die Schwesternschaft zu führen. Im Mai 1852 wurde die Basler Öffentlichkeit über die Gründung informiert und um finanzielle Unterstützung gebeten.³¹³ Viele der neu eintretenden Schwestern des Diakonissenhauses Riehen brachten wenig Schulbildung mit. Sie erhielten darum eine schulische Weiterbildung mit religiösem Schwerpunkt und eine Berufsausbildung.³¹⁴ Doch die Ausbildungsanforderungen an die Diakonissen stiegen auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts weiter an. So wurde am 17. November 1907 der Neubau des Spitals Riehen eingeweiht, welcher zur besseren fachlichen Ausbildung der Diakonissen diente. 1943 erhielt die Krankenpflegeschule des Diakonissenhauses Riehen die volle Anerkennung des

³¹⁰ Vgl. Stuber, Diakonissenverständnis im Wandel der Zeit, in: Zeichen der Hoffnung, 198-199.

³¹¹ Vgl. ebd., 199.

³¹² Vgl. ebd., 199.

³¹³ Vgl. ebd., 201.

³¹⁴ Vgl. ebd., 203.

Schweizerischen Roten Kreuzes. Davor war seit 1905 im Jahresbericht vermerkt worden, dass pro Jahrgang jeweils zwei Schülerinnen in die Krankenpflegeausbildung aufgenommen wurden, die nicht Diakonissen werden wollten. Seit 1925 wurde im Jahresbericht zudem die Ausschreibung eines einjährigen Krankenpflegekurses für freie Schwestern vermerkt. Dieser Kurs beinhaltete sowohl praktische als auch theoretische Ausbildungselemente und wurde gemeinsam mit den Diakonissen besucht. Dadurch wurden ab 1920 sporadisch und ab 1940 in vermehrtem Masse auch freie Schwestern in Riehen ausgebildet.³¹⁵ Das Diakonissenhaus Riehen war nicht das einzige Diakonissenhaus, welche mit sinkenden Eintritt von Diakonissen und der Zunahme von Freien Schwestern zu kämpfen hatten.

Auch Zürich kannte die zunehmende Problematik der fehlenden Eintritte von Diakonissen in die Krankenpflege. Die Kranken- und Diakonissenanstalt Neumünster wurde am 16. Februar 1857 an einer ausserordentlichen Sitzung der Evangelischen Gesellschaft in Zürich beschlossen. Der Name der Anstalt ging auf den Vorschlag der künftigen Oberschwester zurück und sollte den Zweck des Werkes umschreiben. Zu Beginn der Gründung war nämlich nicht ganz klar, ob die Heranbildung christlicher Krankenpflegerinnen oder die Pflege von Kranken im Vordergrund stehen würde. Der Name machte überdies klar, dass die Krankenpflege der Hauptzweck darstellte und in ihrem Dienst die Ausbildung der Schwestern stattfinden sollte. Das Areal, etwas mehr als 5000 Quadratmeter, für das Mutterhaus und Asyl am Hegibach wurde am 18. August 1857 für 20 Rappen den Quadratfuss gekauft. Der Kostenvoranschlag für den Bau lag bereits am 10. September für bei 36 295 Franken und wurde sogleich genehmigt. Am 30. November 1858 fand die Einweihung des „Asyl“ am Hegibach statt. Bis zur Eröffnung der Anstalt konnten zudem Gaben im Wert von 52 832.30 Franken eingenommen werden. Der Bau kostete insgesamt 75 751.86 Franken.³¹⁶ In den Folgejahren wuchs das Werk, so dass 1929 von der Direktion der Entscheid gefällt wurde, das Spital und die Diakonissenanstalt an einen anderen Ort umzusiedeln. Ab Mai 1929 übernahm der liberale Alt-Regierungsrat Dr. Henri Mousson das Präsidium der Direktion des Neumünsters. Ab 1930 wandelte dieser die Diakonissenanstalt in eine Stiftung um, wobei der Stifter die Evangelische Gesellschaft des Kantons Zürich blieb und die auch die bisherige Direktion erhalten bleiben sollte. Der Stiftungsrat bestand aus mindestens 20 Mitgliedern, wobei jeweils vier aus den Vertretern des Zentralkomitees der Evangelischen Gesellschaft angehören mussten. Auch dieses Werk benötigte Ende der 1920er Jahre mehr Platz. Der Neubau im Zollikerberg würde, der Kauf des Bodens mit eingeschlossen, über neun Millionen Franken kosten. Bis Ende 1930 waren

³¹⁵ Vgl. Stuber, Diakonissenverständnis im Wandel der Zeit, in: Zeichen der Hoffnung, 213-14.

³¹⁶ Vgl. Knellwolf, Lebenshäuser, 17-19.

2.25 Millionen vorhanden. Weitere 1,05 Millionen konnten vom Verkauf des alten Areals zwischen Minerva- und Heliostrasse erwartet werden. Zudem konnten 100 000 Franken durch die Abtretung eines Landstreifens zur Verbreiterung der Forchstrasse erzielt werden. Auch Stadt und Kanton wollten das Werk mit je einer Million unterstützen. Im Kanton wurde dies durch eine Volksabstimmung beschlossen. Mit den Geldern konnte erfolgreich eine Hypothek beim Bankhaus Leu und Co. in Zürich aufgenommen werden.³¹⁷ 1946 erlebte das Diakonissenmutterhaus Neumünster mit 575 Schwestern den Höchststand an Schwestern. Danach gingen die Eintritte rapide zurück. Um mehr Schwesterneintritte zu erzielen, wurden Ende der 1960er Jahre diverse Lockerungsschritte in der Schwesternordnung unternommen. So konnte eine Zeit lang auch verheiratete Schwestern in die Gemeinschaft eintreten und auch die Schwesterntracht konnte freiwillig getragen werden, so dass viele Schwestern sich für die zivile Kleidung entschieden. Auch die Lohnfrage wurde diskutiert. Als Diakonisse hatte man keinen Lohn. Dieser wurde von den Aussenstationen an die Mutterhäuser einbezahlt und floss in die Gemeinschaftskasse des Mutterhauses. Den Schwestern wurde nur ein Schuh- und Sackgeld ausbezahlt. 1969 beschloss der Leitende Ausschuss des Neumünsters jedoch als Experiment für das Jahr 1970 die Auszahlung eines persönlichen Gehalts an die Schwestern. 1800 Franken pro Jahr für die aktiven Schwestern bis zum 65. Altersjahr sowie 900 Franken pro Jahr für die Schwestern ab dem 66. Lebensjahr.³¹⁸

3.2.2 Private bürgerliche Wohlfahrt

Betreuten bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem religiös gebundene Schwestern sowie zivile Lohnwärter und -wärterinnen die Patienten, so verlangten ab dem 20. Jahrhundert die Ärzte ein Pflegepersonal, das den neuen Ansprüchen und Erfordernissen entsprach und in ausreichendem Masse verfügbar war. Gesucht waren darum bildungsfähige Frauen, die die notwendige Vor- und Nachbetreuung der PatientInnen zuverlässig versorgen konnten. Nachdem im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die neuen Spitalbauten für die enorm wachsende Bevölkerung wie Pilze aus dem Boden schossen, standen Diakonissen und Ordensschwestern nicht ausreichend zur Verfügung. Zudem lösten diese eigenständigen Frauen bei Ärzten eine gewisse Skepsis aus. Den Lohnwärterinnen und -wärtern traute man wiederum die Anforderungen nicht zu. Diese Lücke sollten darum neu die Frauen aus den bürgerlichen Schichten füllen. Die

³¹⁷ Vgl. Knellwolf, Lebenshäuser, 105-109.

³¹⁸ Vgl. ebd., 132 und 155.

Pflegerinnenschulen, welche um 1900 entstanden, richteten sich darum gezielt an junge, bildungshungrige Frauen, die sich das Schulgeld leisten konnten.³¹⁹

Bei der Untersuchung des Ursprungs von weiblicher Pflegearbeit stösst man unweigerlich auf die bürgerliche Frauenbewegung. Die Sozialarbeit und die Sozialfürsorge nahmen innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine doppeldeutige Funktion ein. Die ersten Aktivitäten der bürgerlichen Frauenbewegung hatten weniger den Charakter von politischer Agitation, sondern vielmehr jenen von Wohlfahrtsarbeit. Sie ermöglichte in einem gewissen Sinne die expansive und emanzipatorische Aktivität, da sie die bürgerliche Frau aus dem Haus und der Familie hinaus in die Öffentlichkeit führte, doch blieb sie in ihrer tatsächlichen Umsetzung im häuslichen und pflegerischen Umfeld verhaftet. Gleichzeitig setzte sich die bürgerliche Frauenbewegung sehr wohl für eine engagierte Sozialarbeit ein, welche einen gesellschaftsverändernden Anspruch hegte. Ende des 19. Jahrhunderts waren die Leistungen von Frauen im sozialen Gebiet vielfältig und beeindruckend. Auf dem Gebiet der „Wohltätigkeit“ arbeiteten die meisten freiwilligen Frauen. Sie engagierten sich in der Unterstützung von Armen und Kranken in der Gemeinde, in der Gründung und Leitung von Kleinkinderschulen aller Art, Weihnachts- und Neujahrsbescherungen³²⁰.

Anlässlich des ersten Schweizerischen Frauenkongresses in Genf wurde 1896 erstmals eine Umfrage zu den philanthropischen Tätigkeiten von Frauen in der Schweiz durchgeführt. Dabei wurden 5695 Vereine, Anstalten, Komitees und Stiftungen ermittelt, welche von Frauen getragen oder zumindest unterstützt wurden. Die Tätigkeiten bezogen sich auf insgesamt ungefähr 70 verschiedene Zwecke. Aufgeteilt in die Gebiete „Wohltätigkeit“ (52'449 Frauen in 1965 Vereinen), „Gemeinnützigkeit“ (34'496 Frauen in 2483 Vereinen) und „Socialreform“ (9'423 Frauen in 549 Vereinen) engagierten sich Frauen in Frauenklöster, in Diakonissenanstalten, beim Roten Kreuz und im Samariterbund sowie in Mädchenarbeitsschulen, in Haushaltungsschulen, in Lokalvereinen für die innere und äussere Mission und beim Blauen Kreuz in irgendeiner Weise sozial.³²¹ Die damals rund 100'000 Frauen entsprachen ungefähr 6 bis 7 Prozent der weiblichen Bevölkerung der Schweiz, welche sich auf verschieden Arten sozial betätigten.

3.2.3 Religiöse und weltliche Krankenpflege in der Schweiz ab 1945

Wie hat sich der im 21. Jahrhundert geltende ökonomische Leistungsdruck auf die konfessionellen Wohlfahrtsverbände ausgewirkt?

³¹⁹ Vgl. Braunschweig Sabine. Die Entwicklung der Krankenpflege und der Psychiatriepflege in der Schweiz. In: Walter Ilsemarie, Seidl E., Konzon V. (Hg.) Wider die Geschichtslosigkeit in der Pflege, Wien 2004, 113-122, hier 114.

³²⁰ Vgl. Fetz, Schritt in die Öffentlichkeit, 400.

³²¹ Vgl. ebd., 400.

Schroeder beschreibt den Wohlfahrtsstaat als institutionalisierte Netzwerke der sozialen Sicherung und Aktivierung. Gemeinsam mit dem Kapitalismus und der Demokratie bilden sie ein auf wechselseitigen Abhängigkeiten basierendes System.

„Konkret geht es darum, das materielle Existenzminimum zu sichern, vor elementaren Risiken zu schützen, Beteiligung zu fördern und soziale Ungleichheit abzubauen, um insgesamt die Lebensqualität zu verbessern und die wirtschaftliche Dynamik zu unterstützen. [...] Die verschiedenen Quellen und Säulen der deutschen Wohlfahrtsstaatlichkeit lassen sich auf grundlegende Klassen- und Konfessionskonflikte zurückführen. Infolge von Konflikten zwischen Arbeit und Kapital, zwischen Staat und kirchlichen Akteuren sowie zwischen unterschiedlichen Religionen und Konfessionen haben sich ideen- und interessenbasierte Strukturen und Institutionen herausgebildet.“³²²

Dieser wohlfahrtsstaatliche Beschäftigungseffekt hat den volkswirtschaftlichen Strukturwandel zu Dienstleistungsgesellschaft beschleunigt. Dabei wird von einer „mixed economy of welfare“ gesprochen, wobei neben dem Staat auch Bereiche der Privaten und Non-Profit-Organisationen, die Familie und der Markt eine zentrale Rolle spielen.³²³ Die private Wohltätigkeit war für die Ausprägung und die Entstehung des Sozialstaates ebenfalls ein wesentlicher Faktor, wie dies von verschiedenen Forschungsprojekten festgestellt wurde.³²⁴ Dabei wird auf die Vorreiterrolle der privaten Wohltätigkeit verwiesen, auf ihr breites Netzwerk, ihre Verflechtung mit der staatlichen Fürsorge, ihren Einfluss auf die staatliche Sozialpolitik sowie ihr Einbringen von Ideen, Prinzipien und Arbeitsmethoden, die ursprünglich von philanthropischen Gesellschaften in die staatliche Fürsorge und Gesetzgebung eingeführt wurden.³²⁵ Was genau privat war und was staatlich,

³²² Schroeder, Konfessionelle Wohlfahrtsverbände,, 2-3.

³²³ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 23; Harris Bernhard, The origins oft he Britisch welfare state society, state and social welfare in England and Wales. Hampshire, New York, 2004, vgl. Harris Bernhard and Bridgen Paul. Introduction. The „Mixed Economy of Welfare“ and the Historiography of Welfare Provision. In: Harris Bernhard, Bridgen Paul (Hg.) Chartist and Mutual Aid in Europe and North America since 1800. New York 2007, 1-18; Evers Adalbert, Olk Thomas. (Hg.), Wohlfahrtspluralismus. Vom Wohlfahrtsstaat zur Wohlfahrtsgesellschaft. Opladen 1996,

³²⁴ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 23; vgl. Baldwin Peter. The Politics of Social Solidarity. Class Bases of European Welfare State 1875-1975. Cambridge u. a. 1990; Bauer Axel. Fürsorgepolitik als Interessenvermittlung. Administrative Gestaltung sozialpolitischer Netzwerke, Hamburg 1998.³²⁵ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 23-24; Schumacher Beatrice. Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800, Zürich 2010, vgl. Leimgruber Matthieu. Solidarity without de State? Business and the Shaping oft he Swiss Welfare Stäte, 1890-2000, New York 2008 vgl. David Thomas, Schaufelbühl Janick Marina. The Influence of Protestantism on Swiss Concepts of Philanthropy and Welfare (1850-1914). Paper presented at the Sixth European Cosical Science Histors Conference, 22.-25. March 2006, Amsterdam. Unveröffentlichter Vortrag. Vgl. David Thomas, Schaufelbühl Janick Marina. Protestantische Wohltätigkeit und der Wohlfahrtsstaat in der Schweiz, 1850-1914. In: Lietke Rainer, Weber Klaus (Hg.). Philanthropie und Religion in den europäischen Zivilgesellschaften: Entwicklungen im 19. Und 20. Jahrhundert, Paderborn 2009, 28-54.

³²⁵ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 23-24; Schumacher Beatrice. Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800, Zürich 2010, vgl. Leimgruber Matthieu. Solidarity without de State? Business and the Shaping oft he Swiss Welfare Stäte, 1890-2000, New York 2008 vgl. David Thomas, Schaufelbühl Janick Marina. The Influence of Protestantism on Swiss Concepts of Philanthropy and Welfare (1850-1914). Paper presented at the Sixth European Cosical Science Histors Conference, 22.-25. March 2006,

sei aufgrund der starken Interdependenzen aus heutiger Perspektive zudem schwierig aufzuteilen und zu definieren.³²⁶

Den Ausbau der Spitäler trieben die Kantone parallel zum Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum der Nachkriegszeit massiv voran. Dies hatte einen erhöhten Personalmangel in den Spitälern zur Folge. Darum versuchte die Sanitätsdirektorenkonferenz (SDK)³²⁷ Lösungen für die Personalengpässe zu finden und eine angemessene Ausbildungspolitik im Gesundheitswesen zu praktizieren.³²⁸ Die Konferenz setzte sich für eine Verbesserung des gesetzlichen Schutzes von Pflegeberufen und ihren Arbeitsbedingungen ein. Nach dem Zweiten Weltkrieg bewirkte die SDK, dass sich die Ausbildung des Pflegepersonals an den Richtlinien des SRK orientiert und empfahl ausserdem eine Reduktion der Wochenarbeitszeit auf 60 Stunden. Dies wurde vom Bundesrat 1947 im Normalarbeitsvertrag (NAV) umgesetzt.³²⁹

Die Entwicklungen des Pflegeberufs der Jahre 1940 bis 1960 wurden seitens der Arbeitnehmer somit allmählich besser. 1944 vereinten sich der 1911 gegründete „Schweizerische Krankenpflegebund“ und der 1937 gegründete „Nationalverband der Schwestern anerkannten Pflegerinnenschulen der Schweiz“ zum „Schweizerischen Verband diplomierter Krankenschwestern und Krankenpfleger“. Das war ein erster Schritt hin zu einer Vereinheitlichung der Pflegeberufsgruppe. Die Verbesserungen für das Pflegepersonal waren auch das Resultat von Werbekampagnen des Schweizerischen Roten Kreuzes, der Einführung von sozialen Absicherungssystemen (AHV 1948) und des

Amsterdam. Unveröffentlichter Vortrag. Vgl. David Thomas, Schaufelbühl Janick Marina. Protestantische Wohltätigkeit und der Wohlfahrtsstaat in der Schweiz, 1850-1914. In: Lietdke Rainer, Weber Klaus (Hg.). Philanthropie und Religion in den europäischen Zivilgesellschaften: Entwicklungen im 19. Und 20. Jahrhundert, Paderborn 2009, 28-54.

³²⁶ Vgl. Jenzer, Die „Dirne“, 24; Berner Frank. Der hybride Sozialstaat. Die Neuordnung von öffentlich und privat in der sozialen Sicherung. Frankfurt am Main 2009, vgl. Esping-Anderson Gosta. The Three Worlds of Welfare Capitalism. Cambridge 1990.

³²⁷ Anm.: SDK ist der frühere Begriff der heutigen GDK. Gerade in Zeiten von grenzüberschreitenden Gesundheitskrisen besteht im Gesundheitswesen unter den Kantonen ein hoher Abstimmungsbedarf. Die SDK entstand 1919 während der Spanischen Grippe und wurde 2004 in den GDK (Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren) unbenannt. Ziel dieses Gremiums ist es den Austausch zwischen Kantonen, Bund und wichtigen Organisationen im Gesundheitsbereich zu gewährleisten. Durch die zweimal jährlich stattfindende Plenarversammlung der kantonalen Sanitätsbeauftragten, die Expertise und Hinzuziehung externer Fachexperten konnte eine gemeinsame Wissensbasis aufgebaut werden, von der insbesondere auch kleinere Kantone profitieren konnten. Vgl. Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren. Online: <https://www.geschichtedersozialensicherheit.ch/akteure/verbaende-und-organisationen/default-ee6fea71d8> (Stand: 25.6.21)

³²⁸ Vgl. Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren. Online: <https://www.geschichtedersozialensicherheit.ch/akteure/verbaende-und-organisationen/default-ee6fea71d8> (Stand: 25.6.21)

³²⁹ Vgl. Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren. Online: <https://www.geschichtedersozialensicherheit.ch/akteure/verbaende-und-organisationen/default-ee6fea71d8> (Stand: 25.6.21)

wirtschaftlichen Aufschwungs der Nachkriegszeit. Die nötigen Geldmittel für eine angemessene Entlohnung der ausgebildeten Berufsleute konnte aufgebracht werden.³³⁰

Einzig litten daraufhin die christlichen Gemeinschaften unter einem akuten Nachwuchsmangel, weshalb sich die konfessionellen Schwestern zunehmend aus den Aussenstationen zurückzogen und auch schrittweise aus dem Arbeitsmarkt verschwanden. Gemäss Schätzungen waren bereits 1956 70 Prozent des Personals weltlich und nur 16 Prozent Diakonissen und 14 Prozent katholische Ordensfrauen. Aufgrund der andauernden Personalknappheit wurden daraufhin bis heute zahlreiche ausländische Pflegende angestellt. Die zunehmende Komplexität des Gesundheitssystems brachte eine Vielzahl neuer und attraktiver Karrieremöglichkeiten im Pflegebereich hervor. So entstand eine Vielzahl an neuen Ausbildungszweigen und es ist seit dem neuen Jahrtausend zudem möglich, Pflegewissenschaften an Fachhochschulen, Höheren Fachschulen und an der Universität zu studieren. Entsprechend haben sich auch die Berufsbezeichnungen verändert. Man spricht nicht mehr von der „Oberschwester“ sondern von der „Leiterin Pflegedienst“ und auch der Begriff „Krankenschwester“ wurde durch „diplomierte Pflegefachfrau“ ersetzt.³³¹

Anhand des Diakonissenhauses Riehen wird ersichtlich, wie sich die schrittweise Übergabe der Krankenpflegeschule an den Kanton abspielte. Die Spitäler gehören nach wie vor zu den kantonal organisierten Institutionen. Die Moosrainschule, die ehemalige Krankenpflegeschule des Diakonissenhauses ebenda, ist ein gutes Beispiel dafür. Sie wurde 1958 von der damaligen Oberschwester van Vloten gegründet und ihre Gründung war eine Reaktion auf die vielen jungen Frauen, welche mangels guter Schulbildung nicht zur Krankenschwesterausbildung zugelassen werden konnten. Sehr wohl konnten sie aber beispielsweise in der Alterspflege arbeiten. Im April 1958 wurde in Riehen der erste Kurs für Pflegerinnen der praktischen Krankenpflege mit nur drei Schülerinnen durchgeführt. Zusammen mit dem Bürgerspital Basel leistete das Diakonissenhaus Riehen eigentliche Pionierarbeit. Bald darauf folgten auch andere Diakonissenhäuser mit ihren integrierten Krankenpflegeschulen diesem Beispiel. Im Jahr 1962 erhielten die Schulen für Pflegerinnen der praktischen Krankenpflege Moosrain sowie das Bürgerspital Basel und Lausanne die provisorische Anerkennung des Schweizerischen Roten Kreuzes. Zwei Jahre später folgte dann die definitive Anerkennung, so dass die Pflegerinnen nach bestandener Abschlussprüfung den Fähigkeitsausweis des Schweizerischen Roten Kreuzes erhielten.

³³⁰ Vgl. Droux Joëlle; „Pflegepersonal“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 11.01.2011, übersetzt aus dem Französischen. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016316/2011-01-11/>, konsultiert am 09.11.2020.

³³¹ Vgl. Droux Joëlle; „Pflegepersonal“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 11.01.2011, übersetzt aus dem Französischen. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016316/2011-01-11/>, konsultiert am 09.11.2020.

Die Internatsausbildung dauerte in den 1960er Jahren zwei Jahre. Zehn Jahre nach der ersten Durchführung war die Nachfrage deutlich gewachsen: 1968 absolvierten bereits 20 Schülerinnen die Ausbildung. Von 1966 bis 1987 wurde zudem in Riehen eine evangelische Vorschule für Krankenpflegeberufe angeboten.³³²

Gerade in der Krankenpflegeausbildung haben die Diakonissen in der Mitte des 19. Jahrhunderts wegleitende Ausbildungsstrukturen aufgebaut, welche die spätere Professionalisierung der Krankenpflege begünstigten. Mit dem Rückgang der Schwesternzahlen in den Mutterhäusern erhielten vermehrt auch freie Schwestern Zugang zu einer vereinheitlichten und gesellschaftlich akzeptierten, öffentlich zugänglichen Pflegeausbildung. Somit werden die Krankenpflegesschulen der Diakonissen von den kantonalen Spitälern und Pflegeschulen abgelöst oder übernommen. Später kam es in den Ausbildungsstätten zu einer Diversifizierung von Krankenpflegeberufen, beispielsweise der Röntgenschwester oder der Physiotherapeutin. Einige Gemeinschaften führten auch Töchterschulen für Handel, Sprachen und Haushalt. Ferner setzten die Diakonissen weitere Akzente mit der Erweiterung ihrer Tätigkeitsfelder in der Gemeindepflege und Seelsorge sowie ihrem Engagement für Asylsuchende, suchtbetroffene Menschen, Arbeitslose, alleinerziehende Mütter, Betagte und Sterbende.

3.3 Zusammenfassung

Die sozialstaatlichen Entwicklungen der letzten 170 Jahre zeigen auf, dass konfessionelle und private Träger die Sozialfürsorge anfangs übernahmen und die Sozialfürsorge dadurch im 19. Jahrhundert sehr heterogen aufgebaut war. Diese privaten und konfessionellen Organisationen arbeiteten meist auf freiwilliger Basis. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die sozialpolitischen Entwicklungen in der Schweiz homogener, verliefen jedoch keineswegs linear. Dabei stellte die aufkommende Sozialpolitik mit neuen Versicherungen und Vorsorgemodellen das Rückgrat des Schweizer Sozialstaates dar.

Den obligatorischen und teilweise zentralstaatlichen Versicherungen ging eine Vielzahl föderaler, kommunaler und privater Sicherungsinstrumente voraus. Ein Beispiel für solche Regelungen sind die ab den 1920er Jahren von zahlreichen Kantonen und Gemeinden eingerichteten Fürsorgeinstitutionen für betagte Menschen und darüber hinaus die sich in den 1930er Jahren von der Westschweiz her etablierenden Familienzulagen.³³³

Der Rolle der privaten konfessionellen Fürsorge und Wohlfahrtstätigkeit am Ende des 19. Jahrhunderts darf mitunter eine Vorreiterrolle zugeschrieben werden. Allerdings verschwand sie durch ökonomisch ausgerichtete Gesundheitssysteme, Mechanisierung,

³³² Vgl. Kellerhals et al. (Hg.), Zeichen der Hoffnung, 222-223.

³³³ Vgl. Studer, Soziale Sicherheit; Schumacher, Freiwillig verpflichtet, 2009 und 2010.

Medikalisierung, Funktionalisierung, Professionalisierung und den fehlenden Schwesterneintritten in die Diakonissenhäuser aus dem sozialpolitisch relevanten Spektrum. Wie sich der heutige Sozialstaat ohne die Vorarbeit von katholischen und protestantischen Anstalten und privaten Wohltätigkeitsvereinen entwickelt hätte, lässt sich aus heutiger Perspektive jedoch nur schwer beurteilen. Am Beispiel der Diakonissenhäuser Riehen und Zürich werden die Aspekte Eigentum und Besitz der Werke, sowie Finanzierung und Ausbildung im Anbetracht der folgenden Analysekapitel kurz erfasst werden.

Für die genannten Diakonissenhäuser konnte aufgezeigt werden, dass die Mutterhäuser in der Mitte des 19. Jahrhunderts als kleinere Institutionen begannen und im Zusammenhang mit der protestantischen Erweckungsbewegung von evangelischen Gesellschaften in Basel und Zürich gegründet wurden. Gelder für die Finanzierung stammten sowohl aus privater als auch aus öffentlicher Hand. Die spätere Arbeit in der Krankenpflege in den mutterhauseigenen Spitälern wurde allen voran von den Diakonissen geleistet. Dafür erhielten die Diakonissen keinen Lohn, sondern sie arbeiteten für Gottes Lohn und ein kleines Sackgeld. Wurde eine Diakonisse auf eine Aussenstation entsandt, so erhielt nicht sie einen Lohn, sondern ihr verdientes Geld floss direkt über die Mutterhausleitung in die Kasse des ganzen Diakonissenhauses. Einzig im Diakonissenhaus Neumünster wurde 1970 ein Pilotprojekt gestartet, bei welchem den aktiven Diakonissen einen Lohn von 1800 Franken und den Schwestern im Pensionsalter 900 Franken pro Jahr ausbezahlt wurden.

Dabei galt das Neumünster, welches bereits ab 1930 als Stiftung geführt wurde, unter den deutschschweizerischen Diakonissenhäusern als besonders liberal und progressiv. Ebenfalls 1930 startet der Chefarzt Emanuel Veillon aus Riehen der Versuch mit einem Ausbildungsprogramm die Krankenpflege zu vereinheitlichen. Davor war jedes Mutterhaus selbst dafür verantwortlich, ihre Diakonissen in der Krankenpflege und Seelsorge auszubilden. Diese Vereinheitlichung fand 1943 mit der Anerkennung der Krankenpflegeschulen durch das Schweizerische Rote Kreuz vorerst ihren Höhepunkt. Zudem wurden in Riehen wie auch auf dem Zollikerberg ab den 1920er Jahren vermehrt freie Schwestern in der Krankenpflege ausgebildet. Die Diakonissen spielten somit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach wie vor eine Vorreiterrolle in der Ausbildung der Krankenpflege.

Doch die Pflege und mit ihr auch die Care-Arbeit veränderten sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie wurde umfänglicher, fachlicher und professioneller. Eine Kombination von Dienstleistungsunternehmen und freier Marktwirtschaft führte zur privatwirtschaftlichen Anreizen, so dass auch das Segment privater Anbieter für Pflege in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen hat. Durch die Ökonomisierung von Pflegedienstleistungen geht jedoch auch der Anspruch einer holistischen Genesung

verloren. Ziel der zeitgenössischen weltlichen Pflege ist es die Symptome eines Patienten zu heilen, um ihn dann möglichst schnell wieder entlassen zu können. Dieser Ansatz hat nichts mit der anfänglichen konfessionellen Vorstellung von der Krankenpflege von Körper und Geist gemeinsam. Zudem können die ersten beiden Thesen von Manow insoweit bestätigt werden, dass der Sozialstaat Versicherungen, Rentenlösungen und Unterstützungsleistungen für alle möglichen Lebenssituationen anbietet. Somit ist der Sozialstaat als Substitut der früher federführenden Religionsgemeinschaften im Wohlfahrts- und Bildungsbereich zu verstehen. Die erwerbstätigen Bürgerinnen und Bürger beauftragen durch die eigene steuerliche Abgabe den Staat zum sozialen Handeln. Inwiefern die Religion als mächtig nachwirkende Kulturpotenz den schweizerischen Sozialstaat beeinflusst hat, gilt es in den nachfolgenden Kapiteln der Analyse und der Transformation zu erörtern.

III. DOKUMENTATION DER SCHWESTERNDATEN

Für die vorliegende Dissertation wurden 69 Schwestern mit den Jahrgängen 1917 bis 1965 interviewt und ihre Lebensgeschichten durch narrative Interviews gesammelt. Es ist offensichtlich, dass diese Schwestern nur schon aufgrund ihrer sozialen und regionalen Herkunft, ihres Alters und ihrer zeitgenössischen Prägungen über unterschiedliche Hintergründe, Eintrittsmotivationen und Ausbildungsmöglichkeiten inner- und ausserhalb der Diakonissenhäuser verfügten. Sie hatten nicht nur verschiedene Beweggründe, welche sie zum Eintritt in die Gemeinschaft bewegten, sie haben den Entschluss zum Eintritt auch zu unterschiedlichen Zeitpunkten im 20. Jahrhundert gefasst.

Um einen qualitativen und quantitativen Überblick über die 69 Schwestern und ihre Daten zu erhalten, wurde für die Analyse eine Kategorisierung und Typisierung vorgenommen.

Der Begriff „Kohorte“ wurde ausgewählt, um die Schwestern anhand ihrer Jahrgänge und Eintrittsmomente in die unterschiedlichen, zeitlich aufeinander folgenden Gruppen einzuteilen. So liessen sich erste Rückschlüsse auf die „Ausbildungsmodelle“ der Diakonissenhäuser in den unterschiedlichen Phasen im 20. Jahrhundert verorten. Anhand der Schwesternordnungen aus den Archiven der untersuchten Mutterhäuser und Gemeinschaften sowie mithilfe der geführten lebensgeschichtlichen Gesprächen konnten zwei kollektive Umbruchphasen herausgelesen werden, welche jeweils Folgen für die Ausbildung und die Betätigungsfelder der Schwestern nach sich zogen. Ausschlaggebend für die Zuordnung in die jeweilige Kohorte waren die Eintrittsjahre der Schwestern in die jeweilige Gemeinschaft.

In einem ersten Schritt soll vor der Untersuchung der Schwesterndaten der Begriff „Kohorte“ genauer erläutert werden. Es handelt sich dabei in der vorliegenden Dissertation einerseits um einen chronologischen Ordnungsbegriff, welcher die 69 Schwestern anhand ihres Eintrittsjahres in drei Schwesterngruppen einteilt. Diese Aufteilung erfolgt durch zwei Zäsuren (1953/54 und Ende der 1960er Jahre), welche für Mutterhäuser zu Veränderungen in den Arbeits- und Lebensgemeinschaft geführt haben. Andererseits ist der Begriff der Kohorte auch als Kategorie zu verstehen. Für die Analyse der Lebensverläufe, welche sie im Anhang der Dissertation befinden, war er ausschlaggebend, da jeweils zwei Schwestern pro Kohorte für eine Lebensverlaufsanalyse ausgesucht wurden.

Nachfolgend soll der Kohortenbegriff im Kontext der Schwesterndaten erläutert werden. Im ersten Nachkriegsjahrzehnt orientierte man sich geradezu ausnahmslos an der Kaiserswerther Grundordnung aus dem 19. Jahrhundert. 1953 kam es zu deren Überarbeitung, welche in einigen Diakonissenmutterhäusern zu ersten Veränderungen in

den Ausbildungs- und Arbeitsverhältnissen und im Zusammenleben der Schwestern führten. Die erste Schwesternkohorte trat somit vor den Jahren 1953/54 in die Gemeinschaft ein. Da es ab 1969 zu Neugründungen von kleineren Schwesterngemeinschaften und 1971 zu einer neuen Kaiserswerther Rahmenordnung kam, bildete der Zeitraum 1969 bis 1971 die zweite Umbruchphase in der Geschichte der Diakonissenmutterhäuser des 20. Jahrhunderts in der Deutschschweiz. Zu dieser zweiten Schwesternkohorte werden somit all jene gezählt, welche zwischen 1954 und 1969 eingetreten sind. Alle, welche nach 1969 eingetreten sind, werden zur dritten Schwesternkohorte gezählt.

Diese beiden Zäsuren teilen somit die Gesamtzahl an interviewten Schwestern in drei Gruppen oder Kohorten ein. Die erste Gruppe von Schwestern zählt 14 Diakonissen, welche vor 1954 eingetreten sind. Die zweite Schwesterngruppe (38) bilden diejenigen, bei welchen der Eintritt zwischen 1954 und 1968 erfolgte und die dritte Gruppe zählt all jene Schwestern (17), welche nach 1969 in ein Diakonissenhaus oder eine Schwesterngemeinschaft eingetreten sind.³³⁴

Zweitens wurden von jeder Kohorte zwei Schwestern ausgewählt. Diese wurden aufgrund der Kategorien so ausgewählt, dass sie möglichst einen typischen als auch einen untypischen Ausbildungs- und Berufsweg einer Schwester ihrer Kohorte aufzeigen.

Die sechs ausgewählten Schwestern stellen dabei zwei der typischen Schwesternbilder ihrer Kohortengruppe mit ihren beruflichen Orientierungsmöglichkeiten dar. Dadurch können mitunter Informationen über die Prozesse der Weiterentwicklung der Ausbildung in der Krankenpflege und der weiblichen Professionalisierung von sozialen Berufen und Care-Arbeit generiert werden. Zudem bietet das Nachzeichnen der Lebensverläufe die Möglichkeit einerseits gender- und professionsgeschichtliche Fragestellungen zu beantworten sowie andererseits die institutionshistorischen Hintergründe zur konfessionellen Sozialfürsorge zu untersuchen und erstmals auch aus der Sicht der Diakonissen zu beschreiben. Zur Kategorienbildung gehörten somit die Kohortenzugehörigkeit, so dass ein möglichst breites Spektrum an Schwestern mit unterschiedlichen Jahrgängen abgebildet werden konnte, um den institutions- und kohortenspezifischen Fragestellungen nachzugehen.

³³⁴ Anm.: Es gilt zu erwähnen, dass das Eintrittsjahr nicht mit dem Einsegnungsjahr gleichzusetzen ist. Die Einsegnung erfolgte meist durchschnittlich vier bis fünf Jahre nach dem Eintritt einer Vorprobe- oder Probeschwester in das Diakonissenmutterhaus. Als Schwesternhilfe musste sie erst ihre Qualitäten unter Beweis stellen und ausserdem boten ihr die Ausbildungsjahre auch die Möglichkeit herauszufinden, ob der Weg der Diakonisse den richtigen Lebensentwurf für sie darstellte. Gleichzeitig darf Einsegnung aber nicht mit der im Katholischen ordensüblichen Profess gleichgesetzt werden. Es handelt sich bei der Einsegnung sehr wohl um ein Versprechen an Gott, welches aber nicht so verbindlich ist wie dasjenige des Gelübdes in der katholischen Kirche.

Als zweite Kategorie galt es die typischen und untypischen Ausbildungs- und Berufsweg nachzuzeichnen sowie drittens die Möglichkeit die Schwestern in schriftlichen Akten der Mutterhäuser oder weiteren Archiven zu überprüfen, so dass durch eine möglichst grosse Vielfalt an Quellen die Lebenswelt der Diakonissen rekonstruiert werden konnte. So wurden die folgenden Schwesternfälle ausgewählt. Nicht zuletzt galt es aber auch die Kategorie soziales Milieu, Ausbildung und Betätigung vor dem Eintritt, sowie die Motivation für den Eintritt als Analysekategorien für jede Schwester auszuwerten.³³⁵

Name	Geburtsdatum	Eintritt	Kohorte	Gemeinschaft	Arbeitsfelder
A1	24.01.1917	1941	1. Kohorte	Neumünster	<i>Typisch:</i> Krankenpflege
A2	31.05.1924	1953	1. Kohorte	Neumünster	<i>Untypisch:</i> Krankenpflege, Hebamme, Missionarin, Oberschwester, Oberin
B1	29.01.1939	1949*	2. Kohorte	Bethesda	<i>Typisch:</i> Krankenpflege, Gemeindepflege
B2	10.06.1934	1959	2. Kohorte	Neumünster	<i>Untypisch:</i> Erzieherin
C1	24.11.1941	1969	3. Kohorte	Saronsbund	<i>Typisch:</i> Physiotherapie, Gemeindediakonie
C2	12.09.1952	Ca. 1980	3. Kohorte	Riehen	<i>Untypisch:</i> Lehrperson für Krankenpflege, Gemeinschaftliche Wohnprojekte

Zum Vorgehen im empirischen Teil der Arbeit

Das vorliegende dritte Kapitel bietet eine Dokumentation der Schwesterndaten³³⁶ zu den Lebensgeschichten und Lebensverläufen von Schwestern im 20. Jahrhundert. Diese Lebenswege zeigen auf, durch welche soziale und regionale Herkunft die Schwestern geprägt wurden, über welche Ausbildung sie vor dem Eintritt in die Gemeinschaft verfügten und welchen Betätigungen die Schwestern vor, sowie nach ihrem Eintritt nachgingen. Pro Kohorte werden zwei Schwestern näher vorgestellt.

Dabei wird sowohl die kohortenspezifische Einbettung der Schwestern mit den jeweiligen Handlungsmöglichkeiten berücksichtigt, als auch die Veränderungen in der Krankenpflege und der sozialen Arbeit der Institutionen der Diakonissenhäuser. Die lebensgeschichtlichen und narrativen Gespräche fanden meist in den Zimmern der Schwestern oder in einem Gemeinschaftsraum des Mutterhauses oder der Gemeinschaft statt. Nur zwei der 69

³³⁵ Vgl. Interviews 007, 009, 044, 003, 010, 034.

³³⁶ Anm. Die Lebensverlaufsanalysen der ausgewählten Schwestern befinden sich im Anhang der Dissertation.

Interviews wurden in einem kleinen Seminar- und Besprechungsraum der Universität Luzern durchgeführt. Alle Schwesterngemeinschaften und Diakonissenhäuser wurden innerhalb des SNF-Projekts über die „Lebensgeschichte von religiösen Frauen der Deutschschweiz im 20. Jahrhundert“ der Universität Luzern angefragt. Beim ersten Teil des Interviews erzählten die meisten Schwestern von ihrer Herkunft, ihrem Umfeld und ihrer individuellen Prägung. Einige Schwestern berichteten auch explizit von einer sogenannten Berufung. In einem zweiten Teil des Interviews thematisierten die Schwestern die Zeit im Diakonissenhaus oder in der Schwesterngemeinschaft – oftmals zuerst als Schwesternhilfe, dann als eintretende Jungschwester und Probeschwester während der Ausbildungszeit und zuletzt als eingesegnete Diakonisse in ihrer Dienstzeit. Ein Grossteil der Schwestern erzählte auch von ihrem oftmals noch tätigen Feierabend³³⁷.

Eine Ausnahme bildet der Lebensweg von C1 (*1941) und mit ihr auch von allen jüngeren Schwestern, welche nicht einem grösseren Mutterhaus angehören.³³⁸ Im Allgemeinen führten diese Schwestern ein sehr selbstbestimmtes Leben innerhalb der meist kleineren, hierarchisch flachen und basisdemokratisch organisierten Schwesterngemeinschaften. Es besteht bei den hier ausgewählten sechs Lebensverläufen kein Anspruch auf eine allgemeine Repräsentativität. Doch liegen bedingt durch die unterschiedlichen Kohorten bereits einige Unterschiede in Bezug auf Alter, Ausbildung und Betätigungsfeld sowie soziale und regionale Herkunft vor. Ihre Daten sowie ihre biographischen Schilderungen repräsentieren somit ein Kollektiv von Schwestern ihrer Altersgruppe. Es wäre zudem für die Beantwortung der Forschungsfragen interessant gewesen, Schwestern zu interviewen, welche aus der Gemeinschaft ausgetreten sind. Leider waren diese innerhalb der SNF-Studie nicht vorgesehen.

Eintritte bis 1954 – 1. Kohorte

Zur ersten Schwesterngruppe gehören 14 Schwestern³³⁹ (Jahrgänge 1917–1934). Sie stammen allesamt aus reformierten und ländlichen Gebieten wie beispielsweise dem Emmental, Appenzell Ausserrhoden, Glarus und dem sanktgallischen Toggenburg. Sie sind in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Beim Eintritt verfügte keine der Schwestern über eine Ausbildung. Die meisten absolvierten die obligatorische Schulzeit von acht Jahren und machten danach ein Haushaltslehrjahr in der deutsch- oder französischsprachigen Schweiz. Sie lernten alle den Beruf der Krankenpflegerin, ausser

³³⁷ Anm: Feierabend ist gleichzusetzen mit Pension. Also bedeutet der tätige Feierabend, die Mitarbeit einer Schwester nach Möglichkeit und Freude im Mutterhaus nach ihrer Pensionierung

³³⁸ Anm.: Die Gemeinschaft Saronsbund beispielsweise wurde in ihrer Gründungszeit Ende der 1960er Jahre intensiv von einer externen Schwester betreut. Sie war ihre Seelsorgerin, begleitete sie aber auch auf ihrem Weg als Gemeinschaft und auf der Suche nach ihrer Funktion als Schwestern in der Gesellschaft.

³³⁹ Vgl. Interviews 007, 009, 041, 043, 058, 040, 012, 023, 011, 006, 001, 063, 035, 047.

zwei der Schwestern, welche gar keine Ausbildung absolvierten, da die Vorstellungen des Pfarrers und Vorstehers des Diakonissenhauses Braunwald im Kanton Glarus dies so vorsah. Sie arbeiteten ohne spezielle Ausbildung im eigenen Gästebetrieb in der Haushaltung oder in Kinderheimen ausserhalb des Mutterhauses.

Die anderen zwölf ausgebildeten Schwestern blieben bis zum Pensionsalter in der Krankenpflege tätig. Vier von ihnen absolvierten später in ihrem Leben noch Ausbildungen in Form eines Stationsleitungskurses, eines Tropenkurses für die Missionstätigkeit oder den SRK-Kaderkurs für Oberschwestern in Zürich.

Eintritte 1954–1968 – 2. Kohorte

Die zweite Kohorte an Schwestern ist die zahlenmässig grösste interviewte Schwesterngruppe. Die 38 Schwestern (Jahrgänge 1928–1949) können aufgrund ihrer unterschiedlichen Ausbildungszweige in zwei Gruppen aufgeteilt werden. Sie stammen sowohl aus ländlichen als auch urbanen Gebieten und zugleich aus finanziell besser als auch schlechter gestellten Familien.

22 von den interviewten Schwestern und somit die Mehrheit dieser Gruppe erlernten die Krankenpflege, so wie es die Kaiserswerther Tradition vorsah. 3 von diesen 22 Schwestern hatten vor dem Eintritt in die Gemeinschaft bereits einen Beruf erlernt: Eine Schwester absolvierte eine kaufmännische Ausbildung, eine andere Schwester war Tapeziernäherin, eine dritte Schwester Verkäuferin. Von den 22 Schwestern, welche nach ihrem Eintritt die Krankenpflegeausbildung absolvierten, blieben 16 ihr ganzes Leben lang in der Krankenpflege oder der Pflege von Betagten tätig. Einige von ihnen absolvierten auch Weiterbildungen: Vier von ihnen haben einen Stationsschwesternkurs gemacht und je eine Schwester wurde Röntgenassistentin, Psychiatrieschwester, Physiotherapeutin und Hebamme. 6 von diesen 22 Schwestern haben ihr früheres Betätigungsfeld der Krankenpflege im späteren Verlauf ihrer beruflichen Karriere verlassen. Fünf von ihnen haben nach dem Besuch der Kaderschule des Schweizerischen Roten Kreuzes in Zürich eine Leitungsfunktion in ihrer Schwesterngemeinschaft übernommen. Eine von diesen sechs hat ebenfalls eine Röntgenausbildung gemacht und danach als Leiterin einer Pflegeschule gearbeitet. 16 der zweiten Schwesterngruppe haben keine krankenpflegerische Ausbildung absolviert. Sie haben entweder eine pädagogische (10 Schwestern: Hauswirtschaftslehrerinnen [7], Sprachen [2], Kindergarten [1]), oder heimerzieherische (2 Schwestern) Ausbildung gemacht. 2 der 16 Schwestern konnten aus gesundheitlichen Gründen keine Krankenpflegeausbildung angehen, sie wurden dann als Verwaltungsschwester und als Gärtnerin im Diakonissenmutterhaus eingesetzt. Auch zu dieser Gruppe zählen zwei Diakonissen aus der Schwesterngemeinschaft Braunwald,

welche beide – abgesehen von der obligatorischen Schulzeit – innerhalb ihres Mutterhauses keinen Zugang zu einer beruflichen Ausbildung erhalten haben, da dies ihr Vorsteher so vorgesehen hat.³⁴⁰

Eintritte ab 1969 – 3. Kohorte

Die dritte Schwesterngruppe besteht aus 17 Schwestern mit den Jahrgängen (1941–1965). Auch in dieser Gruppe sind Schwestern sowohl aus ländlichen als auch aus urbanen Regionen der Schweiz vertreten. Vor dem Eintritt haben 14 von ihnen bereits eine Ausbildung absolviert. Sie waren ausgebildete Lehrpersonen (5), Krankenschwestern (3), Physiotherapeutin (1), kaufmännische Angestellte (1), Sozialpädagogin (1), Maschinenzeichnerin (1), Drogistin und Ergotherapeutin (1) und kaufmännische Angestellte und Lehrerin der Krankenpflege (1). Sie alle haben aber ihr ursprünglich erlerntes Arbeitsgebiet mindestens einmal gewechselt und verschiedene zusätzliche Weiterbildungen und Ausbildungen absolviert. Interessanterweise haben nur drei Schwestern beim Eintritt in die Schwesterngemeinschaft über keine Ausbildung verfügt. Diese beiden Schwestern absolvierten danach eine Ausbildung in der Krankenpflege. Doch arbeiteten sie bis auf eine Schwester nur kurze Zeit im Bereich der Krankenpflege. Eine wechselte beispielsweise in die Jugendarbeit und eine weitere wurde danach Verwaltungsschwester.³⁴¹

1. Motivationen und Schwesternbilder

Was bedeutet es für eine junge Frau, in eine evangelische religiöse Gemeinschaft einzutreten? Was waren die Motivationen der interviewten Schwestern, die sich zwischen ihrem 19. und 40. Geburtstag dazu entschlossen, in eine Schwesterngemeinschaft einzutreten?

Nachfolgend wird auch der Begriff „Motivation“ genauer definiert. Aus der Perspektive der Diakonissen beinhaltet die eigene „Motivation“ oftmals auch eine religiöse Berufung. Gerade Schwestern der 1. Kohorte sprechen darum im Interview von einer Berufung von Gott, wenn sie erklären, warum sie Diakonisse geworden sind. Wieder andere nennen auch die Begründung, dass sie die eigenen Bildungsziele in der Ausbildung zur Pflege erreichen wollten oder auch schlichtweg aus Nächstenliebe handeln möchten. Oftmals waren auch Misch- und Hybridformen zu finden, in denen mehrere Motivationen genannt werden. Es ist darum wichtig, die Motivationserklärungen in verschiedenen Lesearten zu deuten. So ist die Leseart bei einer Berufung deutlich ideeller geleitet, als bei einer primär Interesse

³⁴⁰ Vgl. Interviews 042, 048, 069, 020, 013, 019, 022, 018, 014, 021, 016, 015, 025, 005, 062, 002, 003, 064, 065, 067, 068, 066, 028, 027, 026, 031, 030, 037, 038, 029, 032, 049, 056, 044, 069, 054, 046.

³⁴¹ Vgl. Interviews 059, 060, 017, 024, 010, 008, 004, 061, 034, 036, 039, 057, 045, 050, 051, 052, 053.

geleiteten Motivation für die Krankenpflege. Eine rein religiöse Berufung wird auch mit anderen möglichen Lesearten von Motivationen durchleuchtet. Dies zeigt sich allen voran auch in den Schilderungen vom Dienstmagdidéal von Gottlob Spörri am Ende dieses Kapitels. Er deutete die Motivation und Berufung der Schwestern in der vollumfänglichen Hingabe an den Dienst Gottes. In seinen Augen konnte dies auch die Arbeit im Gästebetrieb sein. Dabei war er der Meinung, dass die Schwestern für keine ihrer Betätigungsfelder eine Ausbildung benötigen würden.

Der Eintritt bedeutete für die Schwestern auf jeden Fall, nach den drei evangelischen Räten: „Gehorsam, Armut und Keuschheit“ zu leben. Doch der Eintritt in die Gemeinschaft war für die Schwestern nicht nur mit einem Ortswechsel verbunden. Da die Mutterhäuser durch die soziale Not in den Städten in der Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem im urbanen Raum entstanden, mussten sich die ländlichen jungen Frauen an den städtischen Alltag und seine Klientel gewöhnen. Von der Gesellschaft wurde die Arbeit der Schwestern in der Pflege sehr geschätzt, die Gesellschaft profitierte von den Pflegedienstleistungen, welche von den arbeitsamen Schwestern und Mutterhäusern zur Verfügung gestellt wurden.

Mit viel Einsatz mussten sie dann auch ihre Ausbildung, meist in der Krankenpflege, beginnen. Gerade die Schwestern, welche bis Mitte der 1950er Jahre ihre Ausbildung zur Krankenschwester absolvierten, hatten neben dem anstrengenden Arbeitsalltag im Spital den Unterricht, welcher meist von den Chefärzten der mutterhauseigenen Spitäler gehalten wurde. Diesen Unterricht besuchten sie über die Mittagsstunde, um dann am Nachmittag nochmals in der Krankenpflege im Spital des Mutterhauses zu arbeiten. Das zweite Ausbildungsjahr verbrachten die meisten Schwestern auf einer Aussenstation ihres Mutterhauses. Auch waren viele im Verlauf ihrer Probeschwesternzeit und besonders in der Ausbildungszeit überfordert. Sie waren den neuen Aufgaben und Verantwortungen noch nicht gewachsen und die ihnen vorgesetzten Stationsschwestern hatten oftmals zu wenig Zeit, um sich ausführlich um die Einarbeitung der jungen Schwestern zu kümmern. Auch Durchhaltewillen war bei den jungen Schwestern gefragt. Dazu gehörte die Motivation, auch dann weiterzumachen, wenn sie als junge Schwester während der Arbeit und Ausbildung den Tränen nahe waren.³⁴²

Zweifel und Überforderung durften nicht überhandnehmen und stellten nach den Schilderungen in den Interviews für viele Jungschwestern vor allem in der Anfangszeit eine Schwierigkeit dar. Im Verlauf der Lebenszeit einer Schwester, welche vor 1954 eingetreten war, durchlebten die Arbeitsfelder der Schwestern einen grossen Wandel. Nicht nur, dass immer mehr freie Schwestern in das Betätigungsfeld der Krankenpflege der Diakonisse

³⁴² Vgl. Interview 007, 373-383.

drangen, auch standen sie durch die Modernisierung der Pflege und Medizin unter enormem Druck, den gesellschaftlichen, religiösen, medizinischen und pflegerischen Normen gerecht zu werden. Solche moralischen Dilemmasituationen erlebten Diakonissen beispielsweise als Krankenschwestern bei Abtreibungen in den Spitälern³⁴³ oder als Erzieherinnen bei der Wegnahme von Neugeborenen von den Müttern, welche sich in Institutionen von erzieherischen Zwangsmassnahmen, beispielsweise im Frauengefängnis Hindelbank, befanden. Aus Nächstenliebe und christlichem Glauben konnten die Schwestern solche Handlungen nicht tolerieren.

Das vorliegende Kapitel bietet Einblicke in die Lebenswelt der Schwestern vor ihrem Eintritt in die Gemeinschaft. Dabei wurden die Oral-History-Dokumente ausgewertet und auf die folgenden Forschungsfragen hin untersucht:

- (1) Welche Werte und Prägungen haben die Schwestern in ihrer Familie, als Mädchen, aber auch als junge Frau vor ihrem Eintritt erfahren?
- (2) Welchen Einfluss hatten diese auf ihre Berufswünsche und ihren Berufsethos?
- (3) Welche Motivation und welche idealisierten Schwesternbilder besaßen sie?
- (4) Wie zeigten sich Individualität und Kollektivität in der Schwesterngemeinschaft?
- (5) Wie hat sich demnach zusammenfassend ihr Schwesternbild im Untersuchungszeitraum von 1945 bis 1990 verändert?

Die ausgewählten Schwesterntypen stellen dabei eine Auswahl dar, welche die kohortenspezifischen Unterschiede dieser Fragestellungen zum Vorschein bringen. Die Erzählungen der einzelnen Schwestern werden in der Chronologie ihrer Lebensdaten vorgestellt und thematisch in die Unterkapitel mit den jeweiligen Fragestellungen eingebettet. Zudem wird eingangs des ersten Unterkapitels auch ein kollektiver Überblick (über Herkunft, Beschäftigung der Eltern und Arbeit vor dem Eintritt) in die Archivdaten zu den ins Diakonissenhaus Riehen eintretenden Schwestern aus dem Jahr 1954 vorgestellt.

1.1 Prägungen und Werte – „Ja, sie heiratet ja doch.“³⁴⁴

Einige Informationen zur sozialen und regionalen Herkunft sowie zu den Betätigungen vor dem Eintritt der Schwestern und Diakonissen können aus den Archivmaterialien des Diakonissenhauses Riehen rekonstruiert werden. Eine Darstellung über die Herkunft der

³⁴³ Siehe hierzu ausführlich vgl. Braunschweig Sabine. Zwischen Aufsicht und Betreuung. Berufsbildung und Arbeitsalltag der Psychiatriepflege am Beispiel der Baseler Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt, 1886-1960, Zürich 2013.

³⁴⁴ Interview 009, Z111.

Diakonissen des Diakonissenhauses Riehen zeigt mehrere Entwicklungen zwischen den Jahren 1930 und 1954 auf:

Erstens sieht man, welchen Beruf die Schwester vor dem Eintritt ausübte, zweitens beinhaltet die Übersicht Informationen über die Arbeit, welche der Vater ausübte, drittens wird ersichtlich, wo die Heimat der eingetretenen Schwester liegt, und viertens, welches der Wohnort der Schwester vor dem Eintritt in das Mutterhaus war.

Dabei können für das Eintrittsjahr 1954 in Riehen die folgenden Daten zu 279 eintretenden Schwestern herausgelesen werden, und zwar dass:

- 114 Schwestern vor dem Eintritt als Haushaltshilfen arbeiteten
- 48 Schwestern vor dem Eintritt als Pflegerinnen tätig waren
- der Grossteil der Schwestern aus der Arbeiterklasse (101 von 279) und dem Bauernstand (66 von 279) stammte
- die meisten eingetretenen Schwestern aus den vorwiegend ländlichen Kantonen Appenzell Ausserrhoden (37 von 279) und St. Gallen (33 von 279) stammten

Aus den Archivdokumenten aus Riehen geht zudem hervor, dass:

- der Grossteil der Schwestern beim Eintritt ins Diakonissenhaus zwischen 20 und 29 Jahre alt war
- mit 39 Schwestern von 279 die meisten 26 Jahre alt waren
- das Diplomierungsalter in der Regel drei Jahre nach Eintritt erfolgte
- es somit nicht verwunderlich ist, dass die meisten Schwestern mit 29 oder 30 Jahren ihr Diplom erhielten (je 31 Schwestern von 279)
- die Einsegnung der Schwestern normalerweise fünf Jahre nach deren Eintritt ins Diakonissenhaus erfolgte
- der Grossteil der Schwestern bei der Einsegnung somit 30 Jahre alt war (32 Schwestern von 279)³⁴⁵

In den Archivmaterialien des Diakonissenhauses Riehen finden sich auch Informationen und Zahlen über die freien Schwestern, welche in Riehen an der Pflegeschule das Diplom zur Krankenschwester erwarben. Insgesamt absolvierten im Zeitraum von 1930 bis 1954 bereits 67 freie Schwestern ihre Ausbildung in Riehen gemeinsam mit den eintretenden Diakonissen.

Kamen vor und während des Zweiten Weltkrieges nur vereinzelt freie Schwestern nach Riehen, so nahm ihre Zahl ab 1949 stetig zu. 1949 waren es erstmals 13 Schwestern in einem Jahr. In den Folgejahren 1950–1954 waren es insgesamt 20 von 67 Schwestern – Tendenz steigend. Viele freie Schwestern waren im Vergleich zu den Diakonissen bei

³⁴⁵ AKR, Riehener Diakonissen und ihr Eintritts-, Diplomierungs- und Einsegnungsalter, 1954.

ihrer Ausbildungsantritt jünger. Die Ausbildung durfte mit 20 Jahren begonnen werden. Dementsprechend war ein Grossteil der Freien Schwestern am Ende der Ausbildung erst 23 oder 24 Jahre alt.³⁴⁶

Für die evangelischen Diakonissen waren gleich wie für die katholischen Schwestern die religiöse Sozialisation in der Familie und die aktive Zugehörigkeit zu einer Kirchgemeinde prägend. Der Einfluss durch den Pfarrer, einen christlichen Verein oder durch eine eventuell am Wohnort tätige Diakonisse war dabei ebenso bedeutsam wie die parallelen Vorbildsituationen bei angehenden katholischen Ordensschwestern.³⁴⁷ Der identitätsprägende Bezugs- und Orientierungsrahmen zur Gestaltung des eigenen Lebensentwurfs liegt auch bei Diakonissen eindeutig innerhalb von Kirche, Religion und konfessionsgeprägter Frömmigkeit – zu einem Teil war er auch klar gesellschaftspolitisch bedingt.³⁴⁸ Die Hauptnarrative der Interviews werden, basierend auf dieser Erkenntnis, die vier übergeordneten lebensgeschichtlichen Erzählbereiche „Herkunft“, „Mutterhaus“, „Konfessionelle Prägung“ und „Beruf“ abdecken.³⁴⁹

Ähnlich wie bei A1 war es auch bei A2 keinesfalls klar, dass sie die 3. Sekundarschule machen durfte. Bei ihr waren die Umstände jedoch etwas anders. Sie hatte keine Brüder, welchen die Eltern eine Ausbildung finanzieren mussten. So durfte sie die 3. Sekundarschule besuchen, nicht ganz zur Freude des Vaters, denn er war der Meinung: „Ja, sie heiratet ja doch.“³⁵⁰

1.2 Berufswünsche

„Und ich wollte immer Krankenschwester werden.“³⁵¹

Diese Aussage stammt von A1 Kranken- und Stationsschwester (*1917). Für sie war bereits früh klar, dass sie Krankenschwester werden wollte. Doch für eine mittellose junge Frau aus einer ländlichen Grossfamilie boten sich für diesen Berufswunsch nicht viele Möglichkeiten an. Erste Arbeitserfahrungen sammelte A1 während zwei Jahren als „Mädchen für alles“ in einer Metzgersfamilie. Die Metzgersfrau erwartete ein Kind und A1

³⁴⁶ AKR, Freie Riehener Schwestern und ihr Ausbildungsalter, 1954.

³⁴⁷ Vgl. u. a.: Jochen-Christoph Kaiser/Rajah Scheepers, Einführung oder: Weibliche Diakonie nach 1945 im Kontext der Kirchen- und Theologiegeschichte. Weichenstellungen und Herausforderungen, in: Dies. (Hg.), „Dienerinnen des Herrn“. Beiträge zur weiblichen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert, Leipzig 2010, 11-35; Regula Schär, „Der Wunsch Diakonisse zu werden schlummerte schon lange in mir“. Diakonissen und ihr Mutterhaus in Riehen 1852-1872, Bern, 2008; Jutta Schmidt, Beruf Schwester. Mutterhausdiakonie im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. Main 1998.

³⁴⁸ Vgl. u. a.: Ute Gause, Dienst und Demut. Diakoniegeschichte als Geschichte christlicher Frauenleitbilder, in: Siri Fuhrmann/Irmgard Pahl/Erich Geldbach (Hg.), Soziale Rollen von Frauen in Religionsgemeinschaften, Münster 2003, 65-83.

³⁴⁹ Vgl. zu den erwarteten Inhalten, Mustern und Erzählmodi bei Diakonissen: die parallelen Verläufe wie bei den Ordensschwestern unter Leitfaden im Anhang.

³⁵⁰ Interview 009, Z111.

³⁵¹ Interview 007, Z17.

half sowohl im Haushalt als auch mit den Kindern und im Verkauf im Laden. In dieser Zeit habe sie viel gelernt.³⁵² Nach diesen zwei Jahren wollte die Mutter, dass sie eine Lehre im Konsum³⁵³ beginnen würde, doch es hatte keinen Lehrplatz für sie.³⁵⁴ In dieser Zeit setzte sie sich auch mit einer möglichen eigenen Mutterschaft und einem möglichen Kinderwunsch auseinander und erzählte dazu:

„(Ich) Konnte viel mit dem Kind spazieren gehen und das hat mich schön gedünkt, einfach ein Kind zu haben.“³⁵⁵

Auch die biologische Mutterschaft kam für A1 infrage, doch sie entschied sich, erstmals Arbeitserfahrungen zu sammeln und zu sparen. Mit ihrem Ersparten wollte sie eigentlich die Freie Pflegerinnenschule in Zürich (die Pflögi) besuchen und dachte erst gar nicht daran, in das Diakonissenhaus Neumünster einzutreten.

A2, die Hebamme, Missionarin und Oberin (*1924), hatte nach dem Abschluss der Sekundarschule ebenfalls Berufswünsche. Gerne hätte sie die kaufmännische Ausbildung im Talhof in St. Gallen gemacht. Doch ihr Vater hatte als Hilfsarbeiter keinen grossen Lohn. Darum entschied sie sich, wie ein Grossteil der jungen Mädchen in dieser Zeit, nach dem Schulabschluss für ein Jahr in einem Haushalt im Welschland zu arbeiten. Nach diesem Jahr kam sie zurück in die Ostschweiz nach Herisau und absolvierte im Marthaheim eine Haushaltungsausbildung. In dieser Zeit besuchte sie auch die Junge Kirche. Mit dieser Organisation war sie während der Zeit der Konfirmation auch in verschiedenen Ferienlagern in der Gwadt oder in Wildhaus im Zwinglihaus. Während der Ausbildung im Marthahaus pflegte sie zudem Kontakte mit dem Blauen Kreuz und der Basler Mission. Besonders beeindruckt war sie jeweils von den Vorträgen der Afrikamissionare. Sie äusserte sich zu ihrem Ruf in die Mission wie folgt: „Dann habe ich das tief gehört, hat mich bewegt, dieser Ruf.“³⁵⁶

B1, die Kranken- und Gemeindeschwester (1930*), kam mit 12 Jahren in eine Pflegefamilie. Sie war bis zur Konfirmation, vier Jahre später, bei ihnen geblieben und hat bei ihrer Pflegemutter kochen gelernt. Über den Kontakt einer Cousine der Bäuerin, bei der sie das Bauernhaushaltungsjahr absolvierte, in ein Jungenheim bei Liestal gehen. Dort arbeitete sie als Köchin in einem Kinderheim mit 55 Jungen und Angestellten. Diese Zeit habe ihr sehr gut getan und sie auch in ihrem Selbstwertgefühl gestärkt, da sie für ihre Arbeit sehr geschätzt wurde und sogar eine Lohnerhöhung bekam. Ihre damalige Vorsteherin hat im Bethesda in Basel ein Kind geboren und immer sehr von diesem Ort

³⁵² Vgl. Interview 007, Z26-38.

³⁵³ Anm.: Konsum ist der frühere Begriff für Coop.

³⁵⁴ Vgl. Interview 007, Z45.

³⁵⁵ Interview 007, Z38-39.

³⁵⁶ Interview 009, Z162-163 und Z111-Z151.

geschwärmt, so dass auch B1 neugierig wurde. Sie wusste nämlich schon damals, dass sie gerne „in die Gemeinde rausgehen“³⁵⁷ möchte. Doch um dies zu tun, musste sie zuerst als Schwesternhilfe arbeiten. Dies hat sie dann im Bethesda auch getan und sie fühlte sich von Anfang an wohl.³⁵⁸

B2, die Erzieherin (*1935), hatte Berufswünsche wie Handarbeitslehrerin, da sie sich als ordentlich kreativ einschätzte. Ebenfalls spielte sie damals mit dem Gedanken, die Soziale Schule zu besuchen. Sie ist dann aber zunächst ins Welschland gegangen und hat kurze Zeit in einem Heim für behinderte Kinder und später in einem Heim für Kleinkinder ein Praktikum gemacht. Bereits dann war ihr klar, dass ihr Weg in die Diakonie führen würde.³⁵⁹

Bereits als kleines Mädchen war C1, Physiotherapeutin und Gemeindediakonin (*1941), von Musik und Tanz begeistert und hoffte, auch einmal etwas in diese Richtung lernen zu dürfen.³⁶⁰ Eine Zeit lang durfte sie sogar Gesangsstunden nehmen.³⁶¹ Von ihrer Mutter lernte sie damals, dass der Konfirmandenspruch etwas Wichtiges sei. Sie meinte, der habe ihr damals als junge Frau Halt gegeben. So kam es schlussendlich, dass sie eben nicht Tanz oder Gesang studierte, sondern als Schwesternhilfe im Neumünster begann und später dann aufgrund ihrer schlechten Augen nicht die Krankenpflege, sondern die Physiotherapie am Neumünster lernte.³⁶²

Im Alter von 13 bis 15 Jahren ging C2, Primarlehrerin, Lehrerin an der Vorschule Pflege und Münsterhüsli-Mitbewohnerin (*1952), regelmässig in Jugendlager des Bibellesebundes in Vennes. Sie schwärmte dort für die jeweiligen Lagerleiterinnen. In diesem Alter waren natürlich auch die Berufswünsche ein Thema. Um das Lehrerseminar im Kanton Basel-Stadt absolvieren zu können, hätte sie jedoch damals noch einige Jahre warten müssen, sie solle doch in Bern das Lehrerseminar beginnen, das könne sie dort bereits früher starten.³⁶³

1.3 Schwesternbilder

1.3.1 Faszination Schwester und Missionarin

„Ich bin immer der Krankenschwester hinterhergelaufen, die man in der Gemeinde hatte (Lachen), und diese hat mir immer ein bisschen gefallen, eben so etwas hätte ich dann eigentlich schon gewollt, aber ich konnte das nicht.“³⁶⁴

³⁵⁷ Interview 044, Z37-38.

³⁵⁸ Vgl. Interview 044, Z43-44.

³⁵⁹ Vgl. Interview 003, Z41-46.

³⁶⁰ Vgl. Interview 010, Z35-38.

³⁶¹ Vgl. Interview 010, Z44.

³⁶² Vgl. Interview 010, Z99-102.

³⁶³ Vgl. Interview 034, Z44-45.

³⁶⁴ Interview 007, Z49-50.

Im Jahr 1935 war A1 (*1917) mit 18 Jahren noch zu jung für die Ausbildung zur Krankenschwester und wollte darum nach Bern, um mehr Arbeitserfahrung zu sammeln. Es fehlte ihr auch das Geld für die damals teure Ausbildung in der Krankenpflege. Mit einer Mischung aus Abenteuerlust, Ungewissheit und Vertrauen packte sie ihr kleines Kofferchen, um ihr Glück in der Bundeshauptstadt Bern zu versuchen. Dort gab es eine Zentrale für junge Frauen, welche sie an verschiedene Stellen in Service und Haushalt im Kanton Bern und in der ganzen Schweiz weitervermittelte. So fand sie eine Sommeranstellung in einer Ferienpension im Kanton Bern. In dieser Pension wurde sie von einer welschen Familie angefragt, ob sie nicht als Kindermädchen in ihrer Familie arbeiten möchte.³⁶⁵ Zürich war auch darum ein Thema, weil sie sich dort informieren wollte, wo sie denn Krankenschwester werden könnte.³⁶⁶ Beim Roten Kreuz konnte sie vorbeischaun und sich über die Ausbildung zur Krankenschwester informieren. Es gefiel ihr, doch war ihr auch klar, dass diese Ausbildung viel kosten würde. Sie hat immer gespart und musste auch nichts nach Hause schicken. Sie hat sogar den Eignungstest in der Pflegt (Krankenpflegeschule des Schweizerischen Roten Kreuzes) gemacht und bestanden. Doch dann haben sich ihr zwei Gemeindeschwestern des Diakonissenhauses Neumünster bei ihrer Planung der zukünftigen Ausbildung in den Weg gestellt. Anfangs hat sie diese jedoch immer abgewimmelt. Sie sei doch zu wenig fromm.³⁶⁷ Die Begründung und die Motivation in ihrer Arbeit als Krankenschwester und Diakonisse sah A1 im Hilfeleisten und aus Nächstenliebe. „Ich wollte einfach eigentlich den Armen und Kranken helfen, [...]das war mein innerster Gedanke.“³⁶⁸

A2 (*1924) hatte ebenfalls bereits früh Kontakt mit einer katholischen Ordensschwester. Sie besuchte die Schule im katholischen Andwil und war lange Zeit die einzige Reformierte unter all den Katholiken. Eine Ingenbohl-Schwester war ihre Lehrerin und ermöglichte ihren Schülerinnen und Schülern die Korrespondenz mit einem Missionar.³⁶⁹

Für A2 war nach dem Ruf zur Missionarin klar, dass sie eine pflegerische Ausbildung absolvieren musste. Sie wollte diplomierte Krankenschwester werden oder noch besser: Hebamme. Ihre ältere leibliche Schwester war Diakonisse im Neumünster auf dem Zollikerberg. Sie wollte die Ausbildung dort aber eigentlich als freie Schwester beginnen. Sie freute sich auch darauf, in der Nähe ihrer älteren Schwester zu sein.³⁷⁰ Irgendwann während ihrer Krankenpflegeausbildung, entschloss sie sich, als Diakonisse einzutreten.

³⁶⁵ Vgl. Interview 007, Z84-85.

³⁶⁶ Vgl. Interview 007, Z150-151.

³⁶⁷ Vgl. Interview 007, Z174-201.

³⁶⁸ Interview 007, Z257-258.

³⁶⁹ Vgl. Interview 009, Z35-45.

³⁷⁰ Vgl. Interview 009, Z168-174.

Auch als Diakonisse keimte in ihr der Wunsch in die Mission zu gehen³⁷¹ Doch das Mutterhaus hatte bereits drei Schwestern im Missionsfeld. Trotzdem äusserte sie ihren Wunsch und das Mutterhaus stimmte zu, so dass sie den dreimonatigen Missionskurs in Basel besuchen durfte. Für die Mission musste sie aber noch den Beruf der Hebamme lernen, was sie im Anschluss in Zürich machen durfte.³⁷²

In einer Anekdote erzählte B2 (*1935), dass sie ungefähr als 16-Jährige bereits fest davon überzeugt gewesen sei, dass sie einmal als Diakonisse eintreten würde. Dies hatte sie bereits so verinnerlicht, dass sie sich dazu entschied, ein schwarzes Velo zu kaufen. Sie meinte, dass ein schwarzes Velo besser zum Bild der Diakonisse, die sie ja später einmal sein würde, passte.³⁷³ Das Bild der Diakonisse, wie es in vielen Köpfen verhaftet war und teilweise noch ist, ist jenes einer nüchternen, unauffälligen, arbeitstüchtigen Frau. Bis in die Nachkriegszeit hinein genossen die Schwestern für ihren Einsatz in der Pflege und der sozialen Arbeit grosses Ansehen in der Gesellschaft.

1.3.2 Weitere Schwesternbilder und Gründe für den Eintritt

B2 erwähnte in ihrer Motivation zum Eintritt in das Diakonissenhaus Neumünster die Vorstellung, dass für sie ein Leben in der Diakonie auch ein Leben in der Gemeinschaft bedeutete. Sie deutete das christliche Leben als ein gemeinsames Leben – etwas, was ihrer Meinung nach in den heutigen Zeiten in ihrer Gemeinschaft im Neumünster durch die Individualisierungstendenzen viel zu kurz käme.³⁷⁴

Sr. H. S. schwärmt vor allem von dem harmonischen Zusammenleben der Jungschwestern zur Zeit ihres des Eintritts in die Ländli Schwesterngemeinschaft in der 1960er Jahren.³⁷⁵

Auch Sr. M. G. spricht in ihrem Interview von einem „Stückchen Faszination“³⁷⁶, welche von dem Leben in der Gemeinschaft ausging und das ihr zu diesem Zeitpunkt in ihrem Leben einfach gefehlt hätte.³⁷⁷

Ebenfalls Sr. R. K. lobt die Rolle der Gemeinschaft, welche ihr gerade in schlechten Zeiten und in den Krisenjahren Rückhalt geboten habe.³⁷⁸ So schilderte auch Sr. V. B., dass sie nach einer Depression immer von der Gemeinschaft getragen worden sei, das hätte ihr viel Kraft gegeben, diese dunklen Zeiten in ihrem Leben zu überstehen.³⁷⁹

Eine Möglichkeit, um auch als Missionsschwester und ausserhalb der Mutterschaft lebende Schwester die Gemeinschaft zu spüren, waren die sogenannten Ländli-Kassetten. Das

³⁷¹ Vgl. Interview 009, Z234-236.

³⁷² Vgl. Interview 009, Z. 240-257.

³⁷³ Vgl. Interview 003, Z35-38.

³⁷⁴ Vgl. Interview 003, Z7.

³⁷⁵ Vgl. Interview 019, Z24.

³⁷⁶ Interview 039, Z2.

³⁷⁷ Vgl. Interview 039, Z2.

³⁷⁸ Vgl. Interview 021, Z14.

³⁷⁹ Vgl. Interview 024, Z16.

waren Kassetten von Gottesdiensten aus der Heimat, welche in den Missionsgebieten gemeinsam gehört und abgespielt werden konnten.³⁸⁰ Auch heute noch kommen die Schwestern auf den Aussenstationen des Ländlis jeden Abend zusammen zu einer Gebetsgemeinschaft zusammen und in diesen Momenten können sie sich auch gegenseitig über Schönes und Schwieriges austauschen.³⁸¹ Insgesamt betont Sr. E. K. aber auch die Wichtigkeit der Akzeptanz der anderen. Sie Schwestern seien alle grundverschieden und eigentlich sei es doch in einer Ehe auch nicht viel anders, da müsse man sich auch ein Stück weit anpassen.³⁸² Sr. E. M. hat in ihrer Zeit in der Schwesterngemeinschaft sehr genau beobachtet, wie die Schwestern zusammenleben und weiss, wie sie mit den unterschiedlichen Schwestern und ihren Typen und Charakteren umzugehen hat. Die eine Schwester wird wütend oder eifersüchtig, wenn man eine Freude mit ihnen teilt, wiederum eine andere Schwester hingegen kann sich herzlich mitfreuen. So „menschelt’s“³⁸³ innerhalb der Gemeinschaft sehr.³⁸⁴

Gegensätzlicher könnte jedoch die Deutung der Gemeinschaft bei C1 nicht sein. Sie lebte bis zur Jahrtausendwende mit ihren Mitschwestern als Braunwald-Schwester im Kanton Glarus, ganz hinten im Linthal. Sie sei gerade durch ihre eigenbrötlerische und zurückgezogene Art ganz gut zurechtgekommen in der Gemeinschaft. Ihre Devise war, dass sie mit umso weniger Kontakt auch umso weniger Abhängigkeit und Verantwortung den anderen Schwestern gegenüber hatte. Das habe ihr die für sie nötige Freiheit innerhalb der Gemeinschaft gegeben. Sie sieht ihren Kontakt innerhalb der Gemeinschaft gerade deshalb als lose, da sie eben nicht ständig nach Hilfe suchen musste und sehr selbstständig geblieben ist. Gleichwohl bot die Gemeinschaft ihr einen gewissen Rückhalt und Sicherheit.³⁸⁵

Ähnlich sieht das zu Beginn der Zeit der noch jungen Schwesterngemeinschaft auch im Saronsbund aus. Sr. V. L. bestätigte, dass ihr das Zusammenleben in der Gemeinschaft anfänglich nicht immer leichtfiel. Vor dem Zusammenzug der Lebensgemeinschaft hätte sie als Lehrerin immer alleine gelebt und auch Annehmlichkeiten der Eigenständigkeit genossen. Das Leben in der Schwesterngemeinschaft bedeutete für sie auch den Dienst an den Mitmenschen, in der Kirchgemeinde, im Hauskreis und die Umsetzung von musikalischen Projekten, welche sie mitunter koordinierte.³⁸⁶ Ihre Mitschwester C1 hebt aber auch die basisdemokratische Struktur der jungen Schwesterngemeinschaft hervor,

³⁸⁰ Vgl. Interview 026, Z84.

³⁸¹ Vgl. Interview 027, Z20.

³⁸² Vgl. Interview 027, Z24.

³⁸³ Interview 031, Z50.

³⁸⁴ Vgl. Interview 031, Z50.

³⁸⁵ Vgl. Interview 006, Z89.

³⁸⁶ Vgl. Interview 008, Z7.

worin sie als Schwesterngemeinschaft vor allem Einheitsbeschlüsse finden und fassen möchten.³⁸⁷ Diese Art von Organisation und Struktur liess sich in der Mutterhausdiakonie nicht wirklich umsetzen. Auffällig ist zudem bei den freikirchlichen Schwesterngemeinschaften, dass der Glaube für die Motivation zum Eintritt und auch für das gängige Schwesternbild eine wichtige Rolle spielte und noch immer spielt. So erwähnt Sr. M. F. die Freude an der Gemeinschaft mit Jesus und ist auch der Meinung, dass das Innenleben einer Diakonisse sehr wichtig sei und ihr viel Freude bereitet habe.³⁸⁸

Auch heute noch beten Schwestern um Berufungen von Jungschwestern. Sie sehen dies als grosses Geschenk, wie Sr. U. R. erzählt. Aber sie müssten unterscheiden zwischen tragenden Leuten und eben solchen, die sich in der Gemeinschaft anlehnen wollten.³⁸⁹

Abschliessend meint Sr. K. J. zum Thema Gemeinschaft, dass der Ruf zur Nachfolge Jesu eigentlich ein Ruf zur Gemeinschaft sei. Denn auch in der Kirchgemeinde sei man nicht alleine. Aber sie fügt hinzu, dass Gemeinschaft zwar ein grosses Geschenk von Gott sei, aber eben auch eine grosse Herausforderung, weil sie nicht immer einfach sei.³⁹⁰

Sr. J. P. bekennt ganz klar, dass die 1968er-Bewegung nicht spurlos an den Mutterhäusernvorbeigegangen sei und die Kaiserswerther Generalkonferenz die Grundordnung auch deshalb durch den Druck von aussen geändert habe. Danach sei eine klare Öffnungstendenz der Gemeinschaft zu beobachten gewesen. An den drei Säulen Gehorsam, Armut und Keuschheit wurde somit auch innerhalb der Gemeinschaft gerüttelt.³⁹¹ Auch in den jüngeren Schwesterngemeinschaften, welche nach 1968 entstanden waren, schildert Sr. M. A. Probleme beim Zusammenleben. Sie waren jung, begeistert, im Aufbruch, mit null Erfahrung von gemeinsamem Leben, geschweige denn von Konfliktbewältigung oder Streitkultur.³⁹²

Neben dem Leben in der Gemeinschaft stand vor allem der Dienst im Mittelpunkt der Lebensweise einer Schwester. So sagte auch B2, dass in der Grundregel eigentlich der Dienst, die Gemeinschaft und das Gebet die Basis der Lebenswelt einer Diakonisse ausmachen würden. Doch im Grunde genommen hätten sie nur den Dienst gepflegt. Das Religiöse und die Gemeinschaft hätten sie sich erkämpfen müssen.³⁹³ Auch die Braunwald-Schwestern sollten vor allem einen Magddienst³⁹⁴ halten, wie es Sr. D. v. T. erzählte. Ihr

³⁸⁷ Vgl. Interview 010, Z61.

³⁸⁸ Vgl. Interview 018, Z4.

³⁸⁹ Vgl. Interview 033, Z30.

³⁹⁰ Vgl. Interview 036, Z48.

³⁹¹ Vgl. Interview 038, Z2.

³⁹² Vgl. Interview 050, Z2.

³⁹³ Vgl. Interview 003, Z49.

³⁹⁴ Anm.: Gottlob Spörri beharrte auf dem Ideal der christlichen Magddienst und sah es nicht vor, dass die Diakonissen eine Ausbildung zu absolvieren hätten. Seiner Meinung nach, besaßen die Diakonissen das nötige Rüstzeug nur schon aufgrund ihres christlichen Glaubens und dem Dienst im Namen Gottes. Er

Vorsteher Pfarrer Spörri verbot es den Schwestern sogar, eine Ausbildung zu absolvieren.³⁹⁵

Wiederum ganz anders deutet C2 (*1952) im Interview die Vorstellungen des Schwesternlebens. „Selbstverständlich denken alle, heiraten und Kinder haben ist das Normale, das ist das Tolle, ledig bleiben ist Pech.“³⁹⁶ Gleichzeitig sieht C2 auch die Vorteile im Leben als Schwester. Sie sei als Schwester ein Stück weit beweglicher und nicht so fest an eine Kleinfamilie gebunden.³⁹⁷

C2 (*1952) setzte sich mit ihrem Berufswunsch gegenüber ihren Eltern durch und durfte das Lehrerseminar in Bern besuchen. In ihrer Ausbildungszeit fühlte sie sich erstmals auch als eigenständige junge Frau und nicht nur als Teil der Grossfamilie. In Bern sei es ihr dann auch wichtig gewesen, ein Teil der Gruppe zu sein und zu machen, was Mode gewesen sei. Doch das sei ihr an einem gewissen Punkt dann sehr unehrlich vorgekommen. An einem frommen Ort sei sie fromm gewesen, sonst hätte sie den Glauben aber nicht mehr gleich gelebt, so dass sie sich mit 19 eigentlich von Gott verabschiedet habe. Kurz darauf merkte sie, dass sie sich in ihrer Zugehörigkeit innerhalb der Familie anders wahrnahm. In dieser Zeit sprach sie sehr tiefgründig über ihren Glauben und ihre Zweifel mit ihrer nächstälteren Schwester, welche kurz zuvor in Riehen eingetreten war. Sie war damals knapp 20 und sie sind zu Hause aufeinandergetroffen. Die Erzählungen der leiblichen Schwester zur Spitalarbeit hätten sie damals sehr berührt.³⁹⁸ Dieses Gespräch habe viel in ihr ausgelöst und sie habe viel nachgedacht. In dieser Zeit ereignete sich trotz anfänglichen Zweifel eine Berufung: „Imfall Esther, mit dir will ich auch gern einen Weg gehen, wenn du willst.“³⁹⁹

In dieser Zeit hatte sie auch Beziehungen zu Männern, welche zur gleichen Zeit zerbrochen sind. Sie hat dann auch gemerkt: „Nein, so will ich eigentlich nicht leben.“⁴⁰⁰

Danach habe sie sich entschieden, Richtung Lehrberuf zu gehen, und hat für drei Monate eine Stellvertretung auf Stufe der ersten Primarklasse übernommen. Das war auch die einzige Zeit, in welcher sie wirklich in ihrem Beruf im Kanton Aargau tätig war. Zur gleichen Zeit wurde sie vom Diakonissenhaus Riehen als Lehrperson für die eigene Vorschule für Pflegeberufe angefragt, das war ähnlich wie das heutige 10. Schuljahr.⁴⁰¹

gründete 1941 ein Gästehaus in Braunwald, in welchem die Diakonissen im Gästebereich arbeiteten. Dies, auch wenn Sie davor im Neumünster eine professionelle Ausbildung in der Krankenpflege erhalten hatten.

³⁹⁵ Vgl. Interview 005, Z25.

³⁹⁶ Interview 034, Z232-234.

³⁹⁷ Vgl. Interview 034, Z242-244.

³⁹⁸ Vgl. Interview 034, Z88-93.

³⁹⁹ Interview 034, Z106-107.

⁴⁰⁰ Interview 034, Z116.

⁴⁰¹ Vgl. Interview 034, Z128-134.

Sie unterrichtete Deutsch, Rechnen, Gymnastik und das Chemie-Repetitorium.⁴⁰² Sie lebte dort sehr nah an ihren Schülern, so war es nicht nur ein Unterrichten, es war mehr als einfach nur das Vermitteln von Wissen, sondern man teilte auch ein Stück Leben miteinander. Sie haben auch Blödsinn gemacht, habe sich in einen Schüler verliebt, das habe alles ein wenig dazu gehört.⁴⁰³

In den 1970er Jahren hatte sie aber auch noch andere Vorstellungen und Berufswünsche für ihr Leben. Sie fragte sich nach ihrem Lebensziel und ihrer Berufung und dachte auch an die Mission oder die Entwicklungshilfe. Einer ihren älteren Brüder war zu dieser Zeit auf den Philippinen. Seine Erzählungen über seine Arbeit hätten sie immer fasziniert. Zur gleichen Zeit begannen in Basel aber auch die Drogenproblematik und deren Untersuchung und Bekämpfung ins Zentrum des allgemeinen Interesses zu rücken. Denn der Eintritt ins Diakonissenhaus Riehen war für sie lange nicht klar. Sie fand, dass die Schwestern zu wenig radikal und deutlich seien und ihr Leben als Diakonissen zu wenig engagiert führten würden. Sie meinte hierzu:

„Ach die Schwestern, die leben auf einer frommen Insel, das ist sicher mal am Anfang gut gewesen, als das die Pionieraufgabe war mit der Krankenpflege, aber jetzt müsste man die in die Welt rausschicken und man müsste alles ganz anders machen.“⁴⁰⁴

Später musste sie sich aber eingestehen, dass es sinnvoll sei, dass es solche Orte gibt.

„Sofern andere Leute auch hierhin kommen können und die Insel erreichen und hier gestärkt werden, also es ist so wie etwas von diesen Vorurteilen, ist verbrochen und ich bin auch mir selber gegenüber realistischer geworden, habe auch gemerkt: Ich bin auch nicht so toll, wie ich tue.“⁴⁰⁵

Es erschien ihr dann plötzlich doch nicht mehr so abwegig, selbst Schwester zu werden.⁴⁰⁶

Nach ihrem Einsatz auf den Philippinen trieb sie erneut die Frage um, was sie denn nun machen solle. Da sei ihr immer deutlicher geworden: „Ich muss gar nicht mehr suchen, ich bin schon am richtigen Ort, Gott ruft mich wirklich in diese Diakonissengemeinschaft hinein.“⁴⁰⁷

Im Mai 1977 trat sie dann in die Vorprobezeit ein:

„(Ich) hatte stark eben das Bild der Insel, wie als Vision vor mir, ich habe gesehen, wir wollen, wir können miteinander als Schwestern so eine Insel gestalten, einen Ort des Lebens, des Glaubens, des miteinander Betens, des im Alltag zusammen

⁴⁰² Vgl. Interview 034, Z139-142.

⁴⁰³ Vgl. Interview 034, Z157-159.

⁴⁰⁴ Interview 034, Z186-188.

⁴⁰⁵ Interview 034, Z204-208.

⁴⁰⁶ Interview 034, Z212-213.

⁴⁰⁷ Interview 034, Z252.

Lebens und unsere Aufgaben wahrnehmen, anderen Menschen dienen, [...] ich will auch mithelfen, dass der Strand dieser Insel flach ist, dass man gut hier landen kann, dass es nicht eine hohe, steile Küste ist und ich habe auch so gedacht, es braucht aber immer wieder, dass wir mit Booten wie rausfahren, dass wir auch zu den Leuten gehen und nicht nur sagen, sie sollen zu uns kommen, das war so ein bisschen meine Vorstellung [...] und zum Beispiel mit dem Öffnen des geistlich-diakonischen Zentrums in den letzten Jahren, das so ein Ort ist mit einem flachen Strand, wo man leichter reinkommt als ins Mutterhaus.“⁴⁰⁸

Rückblickend meinte sie auch, dass sie sich durch den Halt in der Schwesterngemeinschaft an viel mehr Herausforderungen herangetraut habe, weil sie die Gemeinschaft immer im Rücken gehabt habe.⁴⁰⁹

Auch habe sie Aufgaben ausserhalb der Gemeinschaft annehmen dürfen. Sie arbeitete in der Jugendarbeit bei der CEVI, wo sie bald selbst begann, Lager und Gruppen zu leiten. Danach wurde sie als Bundessekretärin für vier Jahre engagiert.⁴¹⁰

In den darauffolgenden Jahren arbeitete sie im Marthahaus innerhalb der Gebäude des Mutterhauses in Riehen in der Weggemeinschaft für junge Frauen. Hier konnte sie sich in der Begleitung von jungen Frauen engagieren. Während eines halben oder eines ganzen Jahres konnten diese jungen Frauen Erfahrungen im Zusammenleben sammeln und verschiedene Praktika machen in der Kinderkrippe, der Pflege, der Küche, im Garten und ein Stück weit ein gemeinsames Leben einüben.⁴¹¹ Das Marthahaus bestand in dieser Zeit aus einer Gemeinschaft von maximal zehn Mädchen. Es waren auch solche dabei, die in grossen Lebenskrisen steckten. Einige von ihnen hatten sogar Suizidversuche hinter sich. Zu diesem Thema meint sie:

„Ich bin jetzt nicht eine Seelsorgerin, die grosse Erkenntnisse hat und welche die Sachen schnell auf den Punkt bringen kann oder so, aber ich merke, Gott hat mir wie einen langen Atem gegeben um Menschen zu begleiten und die Hoffnung zu behalten und da zu sein und das möchte ich auch weiterleben.“⁴¹²

Das Diakonissenhaus Riehen wurde angefragt, eine Schwester auszusenden, die in Basel in einer kleinen Wohngemeinschaft gegenüber dem Münster mit einer anderen Diakonisse aus dem Bethesda (Basel) und mit jungen Frauen im Münsterhüsli zusammen wohnen möchte. Dieser Arbeit geht die Schwester noch heute nach und lebt die halbe Zeit im Münsterhüsli und die andere Hälfte im Mutterhaus.

⁴⁰⁸ Interview 034, Z259-274.

⁴⁰⁹ Interview 034, Z277-279.

⁴¹⁰ Vgl. Interview 034, Z290-294.

⁴¹¹ Vgl. Interview 034, Z306-310.

⁴¹² Interview 034, Z323-327.

1.3.3 Reaktionen von aussen zur Entscheidung, Diakonisse zu werden

Für den Berufswunsch der evangelischen Tochter war es von essenzieller Bedeutung, dass sie für ihre Berufswahl Unterstützung von ihren Eltern erhielt. Auch wenn es für viele Eltern anfangs schwierig war, ihre Tochter ins Diakonissenhaus ziehen zu lassen, so waren die Reaktionen insgesamt positiv oder verbesserten sich zumindest im Laufe der Zeit.

Die Mutter von A1 (*1917) meinte: „Was willst du auch machen, du verdienst ja dann auch nichts.“⁴¹³ Und A1 habe geantwortet: „Ja, aber das macht ja nichts, man hat ja dann auch alles.“⁴¹⁴ Ihr Vater habe eher gemeint: „Also, wenn du das machen willst, dann gehst du aber ganz, dann machst du es ganz, nicht nur meinen, du gehst jetzt ein bisschen und dann gehst du wieder.“⁴¹⁵

Die Eltern sorgen sich um die Existenz ihrer Tochter. Sie wünschen sich für ihr Kind nur das Beste und insbesondere auch soziale Absicherung. Das war ein Punkt, welchen die Diakonissenhäuser allesamt erfüllen konnten. Die Töchter führten dort zwar ein Leben ohne grossen Luxus, es fehlte ihnen gleichzeitig aber auch an nichts. Viele Eltern beruhigte dies oder sie realisierten dies im späteren Verlauf des Lebens ihrer Töchter. Der Vater von A1 betonte jedoch auch, dass es sich beim Eintritt in eine Schwesterngemeinschaft um eine definitive Entscheidung handeln würde und dies nicht nur eine vorübergehende Lebenssituation darstellen würde. Auch als A1 ihrer ersten Chefin offenbarte, dass sie Schwester werden möchte, meinte diese als erste aussenstehende Person, sie müsse nicht Schwester, sondern Hausfrau werden.⁴¹⁶

Ähnlich waren auch die Reaktionen der Eltern von A2. Sie hatten Angst, als sie hörten, dass ihre Tochter nach Afrika gehen würde. „Afrika, der dunkle Kontinent, und die arbeitet dort hinten und kommt sie überhaupt noch wieder?“⁴¹⁷

Im gleichen Zug meinte ihre Mutter, als auch ihre zweite Tochter ins Diakonissenhaus Neumünster eintrat: „Wenn ihr glücklich seid und wenn ihr nur macht, was ihr möchtet.“⁴¹⁸

Auch wenn viele Eltern anfangs nicht davon begeistert waren, dass ihre Tochter sich für das Diakonissenamt entschied, unterstützten sie sie doch, als sie realisierten, dass es ihnen am neuen Ort an nichts fehlte.

⁴¹³ Interview 007, Z234-239.

⁴¹⁴ Interview 007, Z234-239.

⁴¹⁵ Interview 007, Z234-239.

⁴¹⁶ Vgl. Interview 007, Z214-215.

⁴¹⁷ Interview 009, Z463.

⁴¹⁸ ⁴¹⁸ Interview 009, Z463.

2. Individualität und Kollektivität in der Schwesterngemeinschaft

Diakonissen leben in einer Glaubens-, Dienst- und Lebensgemeinschaft und deshalb sollten auch alle Teilbereiche gleichermassen in ihrem Alltag in Erscheinung treten. Auffällig ist jedoch, dass vor allem auf den Dienstbereich ein sehr grosser Schwerpunkt gelegt wurde. Die Vorstellungen über die Arbeit und den Dienst einer Diakonisse haben sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts verändert. Entsprechend unterschiedlich waren ihre Ausbildungen und auch die Betätigungen, welchen sie nachgingen. Anders als in der römisch-katholischen Kirche kennen die evangelischen Schwesterngemeinschaften kein kirchliches Oberhaupt wie den Papst, welcher über die gesamte Kirche bestimmt und sie dadurch leitet. Die einzelnen Schwesterngemeinschaften und Diakonissenhäuser wurden allen voran von ihrem Vorsteher (meist ein ausgebildeter Pfarrer) und der Oberin geführt. Oftmals war es auch der Vorsteher, welcher für die Arbeitsbedingungen der Schwestern verantwortlich war. Schliesslich mussten die Aussenstationen auch wirtschaftlich rentieren. Der Vorsteher war somit wirtschaftlicher Verwalter und geistlicher Leiter in einer Person. Durch diese Doppelfunktion wurden die Mutterhäuser stark von ihrem jeweiligen Vorsteher geprägt. Gerade im Bereich der Krankenpflege erlebten die Diakonissen über die rückläufigen Schwesternzahlen, die neuen medizinischen Anforderungen und den steigenden Bedarf an medizinischem Personal bereits vor der Mitte des 20. Jahrhunderts einen ernstzunehmenden Leistungsdruck, dem sie auf vielen Aussenstationen nicht mehr gewachsen waren. Die Kritik an der Dienstleistungsorientiertheit der Diakonissenhäuser und vor allem an der Dienstleistung Pflege war nicht erst in den 1960er Jahren ein Thema. Aufgrund fehlender Eintritte von Jungschwestern wurde der eigentliche Schwesternnotstand im Mutterhaus mit der Schliessung vieler Aussenstationen erst richtig gravierend. Bereits während des Zweiten Weltkrieges, Anfang der 1940er Jahre kritisierte der damalige geistliche Vorsteher Gottlob Spörri die ökonomischen und dienstleistungsorientierten Ansätze in der Mutterhausdiakonie im Neumünster in Zürich. Die folgenden Fragen werden im vorliegenden Kapitel anhand eines historischen Falles diskutiert.

- Hat eine Diakonisse primär eine Leistung (beispielsweise in der Pflege) zu erbringen?
- Oder gibt es nicht eine andere Legitimation für ihr Dasein?
- Wie stark war diese Leistungserbringung von der männlichen Vorsteherschaft eines Diakonissenhauses abhängig?
- Welche gesellschaftliche Akzeptanz erhofften sich die Schwestern durch ihre Arbeit?
- Sollten Diakonissen ihren Dienst insbesondere in der Krankenpflege leisten?
- Oder sollten neue Betätigungsfelder erschlossen werden? Wenn ja, welche?

2.1 Konservativer Vorsteher – liberales Mutterhaus

Anhand eines Vorfalls mit einer Diakonisse in Luzern und dem damaligen Vorsteher des Neumünsters, Pfarrer Gottlieb Spörri, wird ein Fall mithilfe der Akten des Archivs der Neumünster Schwestern nachgezeichnet. Durch die Fallschilderung lassen sich die divergierenden Vorstellungen des Vorstehers und der damaligen Direktion des Neumünster Spitals zum Verhältnis von Dienst und Glauben im Zusammenhang mit dem aufkommenden weiblichen Professionalisierungsdiskurs und seinen Autonomiebestrebungen nachzeichnen. Hierzu dürfte gerade die Perspektive der Schwestern, welche durch eine Umfrage 1941 zur Zeit des Streits innerhalb der Schwesternschaft schriftlich erhoben wurde, neue Forschungseinblicke in den Wandel des eigenen Berufsverständnisses von Schwestern ergeben. In der Sitzung vom 13. November 1936 hatte der leitende Ausschuss des Neumünsters den geeigneten Kandidaten gefunden: lic. Theol. Gottlob Spörri, Jahrgang 1899, Religionslehrer und Kantonshelfer in Aarau. Er war ausgewiesen als tüchtiger Theologe, erfahrener Seelsorger und Lehrer „und ebenso als Führer und Leiter, der es versteht, der Gemeinde neues Leben zu geben.“⁴¹⁹

Am 1. April 1937 nahm Gottlob Spörri seine Arbeit im Neumünster auf. Bereits in seinem ersten Amtsjahr kritisierte er in den Spitälern die Abtreibungen, welche teilweise auch von Diakonissen aus dem Neumünster assistiert werden mussten. Aus Aufzeichnungen der Schwester von Pfarrer Carl Brenner junior geht hervor, dass es schon früher zu Spannungen zwischen den Anstaltsgeistlichen und den Ärzten in Gewissens- und Moralfragen gekommen ist. Vermutlich ging es auch dabei teilweise um das Problem des Schwangerschaftsabbruchs. Jedenfalls war dieses entscheidend für den Rückzug der Diakonissen aus der Frauenklinik des Kantonsspitals Zürich.⁴²⁰

Archivaufzeichnungen aus dem Neumünster aus dem Jahr 1938, also kurz vor der Krise, zeigen auf, dass Spörri aus seiner Perspektive im Wohle und Interesse seiner Diakonissen handelte. Die Dokumente zeigen zudem, dass er versuchte, das Sendungsprinzip im Diakonissenhaus Neumünster auf dem Zollikerberg bei Zürich nach den Wünschen und Neigungen der Schwestern zu richten. So durfte beispielsweise Sr. Lina Gyr nach ihrer Arbeit auf einer Krankenstation in Zürich in die Gemeindepflege wechseln, was sie sich bereits seit längerer Zeit gewünscht hatte.⁴²¹

Unterschiedliche Vorstellungen der Direktion und des Pfarrers in Bezug auf die Schwesterngemeinschaft führten damals zur Krise, welche die Schwesterngemeinschaft Neumünster entzweite und in der Neugründung der Schwesternschaft Braunwald unter der

⁴¹⁹ Knellwolf, Lebenshäuser, 120.

⁴²⁰ Vgl. Knellwolf, Lebenshäuser, 122.

⁴²¹ Vgl. ADN, Schreiben von Gottlob Spörri an Prof. Dr. med. G. Miescher vom 2. Dezember 1938.

Leitung von Gottlob Spörri gipfelte. 1941 ist das Jahr, in welchem die Schwesternschaft Braunwald entstand. Damals war es eine tiefgreifende Meinungsverschiedenheit zwischen dem Präsidenten des Stiftungsrates des Diakonissenhauses Neumünster, Henri Mousson und dem Vorsteher und Pfarrer Gottlob Spörri, welche die Schwesternschaft spaltete.⁴²² Auslöser dieses Streits waren, neben der als „ungerechtfertigt“ dargestellten Entlassung einer Diakonisse auch die unterschiedlichen Auffassungen der Bedeutung des diakonischen Dienstes. Pfarrer Spörri warf dem Stiftungsrat vor, das Werk zu stark im Sinne der Säkularisierung zu öffnen. Er verbot dem Stiftungsrat zudem, sich weiter in theologische Fragen einzumischen. So kam es 1941 zum Bruch.⁴²³

2.2 Der Fall Spörri

Die Beschreibung des Falls Spörri stammt zu einem Grossteil aus den im Archiv des Neumünsters aufbewahrten Dokumenten des damaligen Stiftungspräsidenten Dr. Henri Mousson, welcher diesen Bericht nach seinem Rücktritt im Jahr 1943 verfasste. Die Untersuchung entstand in gewisser Weise als Rechtfertigung für sein eigenes Handeln und erklärt die Umstände, die zum heftigen Disput und zur darauffolgenden Kündigung Spörri führten. Mousson bemühte sich in seinem Bericht „Über die Vorkommnisse, in deren Verlauf ich als Präsident der Stiftungsbehörden der Kranken- und Diakonissenanstalt Neumünster/Zürich zurücktrat“⁴²⁴ um Objektivität und sachliche Sprache. Mousson beharrte ebenfalls darauf, dass die Hauptaufgabe des Werkes im Dienst an den Kranken bestehe und dass gerade darin sein christlicher Akzent liege. Die schwammige Umkreisung einer besonderen Christlichkeit und Ausgestaltung des neuzeitlichen Diakonissenamtes von Pfarrer Spörri verletzte genau diese. Interne Streitgespräche im Neumünster prägten auch das Kriegsausbruchsjahr 1939. Nachdem der eigene Dienst zum zentralen Thema gemacht worden war und der Vorsteher den Anspruch erhoben hatte, zu bestimmen, was richtiger Dienst sei, war das Diakonissenhaus vorwiegend mit sich selbst beschäftigt. Da zudem die Massstäbe des richtigen Dienstes unklar waren, kam es zu Kompetenzstreitereien. Wie es in einem Dienstleistungsbetrieb unausweichlich ist, waren Aussenstehende davon betroffen. Dies führte dazu, dass die Krankenasyle Horgen und Richterswil aus Verstimmlung über Entscheide des Vorstehers Spörri den Vertrag mit der Diakonissenanstalt Neumünster kündigten.⁴²⁵

Auch Schwester Olga R. (*1907, eingesegnet 1927) leistete mit einer Gruppe von Mitschwestern ihren Dienst auf einer Aussenstation des Neumünsters in Luzern. Sie war

⁴²² Vgl. Schlatter, Barmherzige Kirche, 101.

⁴²³ Vgl. Knellwolf, Lebenshäuser, 126.

⁴²⁴ Vgl. ADN, Mousson Henri, Gutachten Fall Spörri, Zürich 1943.

⁴²⁵ Vgl. Knellwolf, Lebenshäuser, 124.

zum Zeitpunkt des Zwischenfalls in den Dreissigern und brachte einiges an Erfahrung als Mensch und als Krankenschwester mit. Sie war bereits eine „gestandene“ Diakonisse, wie es in den Aufzeichnungen des Gutachtens von Henri Mousson heisst. Doch führte ein in den Akten nicht genauer erläuteter Vorfall wegen unziemlichen Verhaltens auf der Aussensation in Luzern zum Eklat mit dem Vorsteher Spörri. Die Schwester fühlte sich persönlich angegriffen und tief bewegt durch die Zurechtweisung von Gottlob Spörri. Sie empfand die Worte des Vorstehers als schwere Kränkung.⁴²⁶

Es ging so weit, dass er ihr vorwarf, dass sie schon länger nicht mehr innerlich zum Mutterhaus gehörend sei oder es gar nie gewesen sei. Pfarrer Gottlob Spörri stellte sie vor die Wahl zwischen ihrer Versetzung oder ihrem Austritts⁴²⁷. Sie entschied sich für den Austritt, welchen sie am 17. Februar 1940 auch vollzog. Kurz darauf erlitt sie einen körperlichen und psychischen Zusammenbruch. Als Grund nannte sie die Liebe zu ihrem Beruf, den sie nun nicht mehr ausführen durfte. Am 6. Mai 1940 hörte der Stiftungsrat von diesem Vorfall und wollte eigentlich sofort handeln, doch kam der fortschreitende Zweite Weltkrieg dazwischen. Auch in der Schweiz war man aufgrund der weltpolitischen Lage angespannt. Am 10. Mai 1940 besetzte die deutsche Wehrmacht Holland und Belgien. Eine Sitzung zur Besprechung des Falls von Schwester Olga wurde trotzdem einberufen, weil sich dies der Vorsteher Spörri wünschte. Er selbst blieb der Versammlung jedoch fern. Dieser Umstand sorgte für Unmut und erhitze Gemüter, so dass die Situation zu eskalieren drohte. Man hatte einen „führermässigen“ Vorsteher gesucht und gefunden. Er sollte „die genuinen Anliegen des Werkes wahrnehmen und den spezifischen Auftrag wieder klarer herausstellen“⁴²⁸.

Gottlob Spörri tat beides. Er füllte seinen Inhalt in die bereitgestellten Worthülsen und setzte ihn durch. Darauf war der Leitende Ausschuss samt Stiftungsrat erstaunt und betroffen, dass dieser Inhalt sich als explosiv herausstellte und das Werk zu sprengen drohte. Es kam zu weiteren Auseinandersetzungen.

Mousson war als verdienter Magistrat gewohnt, dass man ihm mit Respekt begegnete, und war brüskiert, weil der Vorsteher sich für gewisse Entscheide nicht vor ihm rechtfertigen wollte. Wo es um Fragen der theologischen Leitung ginge, sollte der Laie Mousson nichts zu sagen haben. Ausgelöst wurde der Konflikt schliesslich durch die Entlassung der Diakonisse Olga R. Ihr warf der Vorsteher einen Fehler vor, den sie, wie sich herausstellte, gar nicht begangen hatte. Der Vorsteher hätte dies jedoch wissen können, wenn er die

⁴²⁶ Vgl. ADN, Mousson Henri, Gutachten Fall Spörri, Zürich 1943, 25.

⁴²⁷ Anm.: Wie mit dem Austritt einer Schwester umgegangen wird, ist Thema des Kapitels 7. Doch eigentlich ist hier festzuhalten, dass das Neumünster bereits in den 1940er Jahren die Erfahrung machen musste, wie es ist, wenn ganze Scharen von jungen Schwestern das Mutterhaus verlassen.

⁴²⁸ ADN, Mousson Henri, Gutachten Fall Spörri, Zürich 1943, 25.

Sache sauber abgeklärt hätte. Dass er dies nicht getan hatte, erweckte nicht nur beim Präsidenten den Eindruck, er hätte es gar nicht wissen wollen. Dies war für den Präsidenten ein Grund war, zu bezweifeln, dass Spörri der richtige Mann am richtigen Platz war. Spörri wiederum verdächtigte den Präsidenten Mousson, das Werk säkularisieren zu wollen.

Im Juni 1940 entschied sich der Stiftungsrat dazu, eine Umfrage bei der Schwesternschaft durchzuführen. Sie wollten wissen, wie es um die Führung des Mutterhauses aus der Sicht der Schwestern stehe und ob sie der Leitung des Hauses noch immer vertrauten.

2.3 Umfrage in der Schwesternschaft (1940)

Im Juni 1940 liess die Leitung ihren Schwestern eine Umfrage in Briefform zukommen, um zu erfahren, wie die Stimmung unter den Schwestern war. Leider findet sich im Archiv des Mutterhauses nirgends eine Auswertung aller Rückmeldungen. Im Jahr 1940 zählte das Diakonissenhaus Neumünster rund 500 Schwestern. Auch im Expertenbericht heisst es, dass die Umfrage zwar durchgeführt wurde, dies beweisen auch die einzelnen noch existierenden Auszüge, doch wurde nie eine vollumfängliche Auswertung der Umfrage durchgeführt. Auch die einberufene Expertenkommission hatte nie die Resultate der gesamten Auswertung zu Gesicht bekommen. Über die Gründe lässt sich hier nur spekulieren. Nichtsdestotrotz werden im Folgenden einige Auszüge vorgestellt und drei Standpunkte von Schwestern erläutert. Die Umfrage fand anonym statt, also können keine Angaben über das Alter, die Herkunft oder den Tätigkeitsbereich der hier zitierten Schwestern gemacht werden.

Die Umfrage behandelte die sehr persönliche Beziehung der Schwestern zur Mutterhausleitung. Sie beinhaltete zudem eine strukturell richtungsweisende Frage darüber, ob die Schwestern an der aktuellen diakonischen Auffassung des Mutterhauses festhalten wollten. Die Fragen der Umfrage zeigen zudem auf, dass nicht nur die Beziehung zum Vorsteher interessierte, sondern auch die Beziehung zur Oberschwester in der Umfrage ergründet wurde. Die vier Fragen lauteten wie folgt:

1. „Hat unsere Oberschwester Ihr Vertrauen?
2. Hat unser Vorsteher Ihr Vertrauen?
3. Muss nach Ihrer Auffassung etwas in der Führung unseres Hauses geändert werden?
4. Wollen Sie, dass wir festhalten an den diakonischen Grundsätzen, die bisher für uns gültig waren?“⁴²⁹

⁴²⁹ ADN, Anonymisierte Sr. in: Ordner Krisenzeit 1941, Umfrage in der Schwesterngemeinschaft betreff Vorsteherschaft 1940/41.

Die Reaktionen aus der Schwesternschaft fielen sehr unterschiedlich aus. Eine Schwester reagierte ganz entsetzt und gab etwas Überirdischem die Schuld: „Mit Entsetzung und Schmerz hab ich das Blatt gelesen. Das ist der Teufel der alles in Unordnung bringt. [...] Es soll ihm nicht gelingen, wir wollen zusammenhalten und beten, dass der Geist der Liebe und der Demut unsere Herzen mehr verbindet. Unsere liebe Oberschwester ist schon recht und unser lieber Vorsteher auch. Ich weiss, sie tun ihr Möglichstes zum Wohl einer jeden Schwester.“⁴³⁰

Auf die Frage hin, ob sie eine Veränderung wünscht, meinte diese Schwester im Jahr 1941: „Durch eine Änderung würde gewiss nichts verbessert, wem es nicht passt, soll gehen [...]. Wir wollen an dem festhalten, wie es auf dem Grundstein des Hauses eingegraben ist. Gott segne und stärke, behüte unsere liebe Oberschwester und unseren Vorsteher. Ich habe volles Vertrauen zu ihnen.“⁴³¹

Etwas anders argumentiert eine weitere ausgewählte Schwester: Sie hat Vertrauen zum Vorsteher, nicht aber zur Oberschwester. Sie meinte: „Unser Haus bedarf dringend Änderungen. Die ganze Diakonissensache ist in unserem Haus sehr eng. Sie gehen absolut nicht mit der Zeit. [...] Ungerechtigkeiten sind, Tyrannen regieren. Weil so wenig Nachwuchs da ist, fehlt eben der frische, geistige Strom, den ein solches Werk nötig hat. Gewiss gäbe es: Junge Leute, die Willens wären, zu dienen, wenn der Horizont weiter wäre und die Möglichkeit gegeben, in Frieden wieder zu gehen. Weltoffen und geistig beweglich sollte so ein Haus sein. Es braucht deswegen kein Mitglied zu werden, wenn sie nicht will, und wenn sie es will so wird's auch unter der Diakonissenhaube. Was auch sehr zu wünschen wäre, das wären junge Leute im Schwesternrat!“⁴³²

Diese Schwester spricht sehr direkt eine gewünschte Veränderung in der „ganzen Diakonissensache“ an. Sie sieht das Problem im fehlenden Nachwuchs, welcher dem Werk einen frischen und neuen Wind versprechen würde. Sie wünscht sich Weltoffenheit und geistige Beweglichkeit für die Schwesternschaft und das ganze Werk. Sie erhofft sich zudem junge Leute für den Schwesternrat.

Eine andere Schwester fügt zur Frage 4, ob sie an den bisherigen diakonischen Grundsätzen festhalten möchte, hinzu: „Ja, für die früheren, Nein, wie die jetzigen, denn Macht und Gewalt haben das Zepter. Die Christen sollten zuerst wieder Menschen werden.“⁴³³

⁴³⁰ Ebd.

⁴³¹ Ebd.

⁴³² ADN, Anonymisierte Sr. in: Ordner Krisenzeit 1941, Umfrage in der Schwesterngemeinschaft betreff Vorsteherschaft 1940/41.

⁴³³ Ebd.

Eine weitere Schwester wünschte sich auf die Frage 3 hin, ob nach ihrer Auffassung etwas in der Führung unseres Hauses geändert werden müsse und falls ja, was?: „Führung der Schwesternschaft mehr nach den Prinzipien einer Demokratie. Zu diesem Zweck Erweiterung des Schwesternrates, in dem alle Altersstufen der Schwestern vertreten sein müssen. [...]. Die Schwesternschaft sollte wieder mehr von einem wahrhaft christlichen Geist getragen werden, sowohl im Verkehr untereinander wie auch gegen Aussenstehende, nach dem Wort des Herrn: Markus 10, 23–25.“⁴³⁴

Auch auf die Frage nach dem Festhalten an den diakonischen Grundsätzen meinte sie: „Ja, doch sollten diese diakonischen Grundsätze wieder mehr gelebt werden und nicht nur auf dem Papier stehen.“⁴³⁵

Interessanterweise antworten alle drei Schwestern, dass der Vorsteher Spörri ihr vollstes Vertrauen habe. Zwei der drei Schwestern schreiben aber, dass sie der Oberschwester Rosa Hofer (1876–1949) nicht vertrauten. Das Resultat dieser kleinen Auswahl an Stimmen aus der Schwesternschaft zeigte eine klare Tendenz zum Wunsch nach mehr Offenheit, Mitbestimmung, Transparenz und demokratischen Strukturen. Auch möchten sie sich dem Zeitgeist entsprechend als Diakonissenhaus mit ihren Aufgaben und Bedürfnissen neu orientieren. Gleichzeitig wird anhand der gewählten Quellen augenscheinlich, dass die Schwestern sich der schwierigen Situation und der Unruhe in den eigenen Reihen bewusst waren und sie darum dazu aufriefen, zusammenzustehen und diesen „Sturm“ als Gemeinschaft durchzustehen. Am 16. November 1940 erhielten die Schwestern einen Schwesternbrief des Stiftungsrats. Unterzeichnet war er von Dr. Henri Mousson, Dr. M. Oswald und Robert Frick-Schoch. Der Stiftungsrat versuchte die aus den Fugen geratene Situation zu kontrollieren und die erhitzten und in Not geratenen Gemüter der Schwestern zu beruhigen. Den Ursprung dieser grossen Unruhe, welche in eine Not der Schwestern umgeschlagen hatte, sah der Stiftungsrat in den verschiedenen Auffassungen der Stiftungsleitung und der Vorsteherschaft, allen voran Gottlob Spörris. Um das Werk vor unheilvollem Schaden zu bewahren, hatte der Stiftungsrat zur Abklärung der Verhältnisse und der Begutachtung der nötigen Massnahmen eine unabhängige Expertenkommission gefordert. Die Herren Pfarrer Dr. Alphons Koechlin aus Basel, Pfarrer Franz Hoch der Schwesternanstalt Riehen und Direktor E. Walch, früheres Mitglied des Stiftungsrates, hatten sich dieser verantwortungsvollen Aufgabe unterzogen. Das Ergebnis ihrer Untersuchung wurde sorgfältig geprüft und in einem Gutachten niedergelegt. Sie betonten auch, dass sie sich für den weiteren gesunden Erhalt des Werkes einsetzen wollten, und zitierten darum § 1 ihrer Statuten als Zweck des Mutterhauses:

⁴³⁴ Ebd.

⁴³⁵ Ebd.

„Diakonissen heranzubilden, die in evangelischem Sinne Kranken- und Armenpflege üben und zu anderen Diensten der Nächstenliebe fähig und bereit sind.“⁴³⁶

Dieses Zitat entspricht unmissverständlich auch den Worten des Grundsatzes der Kaiserswerther Grundordnung. Dort wurde festgehalten: „dass das Mutterhaus Stätte der Sammlung und Erziehung, der Ausbildung und Erprobung, der Bewährung und Sichtung, der Aussendung und Leitung, des Rückhalts und der Zuflucht, kurz Heimat für seine Schwestern sein soll.“⁴³⁷

In dieser Stunde der Not rief der Brief die Schwestern auch dazu auf, dem Mutterhaus treu zu bleiben und an ihr geleistetes Gelübde zu denken. Im Informationsbrief hiess es weiter:

„Wir dürfen die Parole ‚Bleiben‘ umso getroster ausgeben, als auch Herr Pfarrer Spörri versicherte, dass die Schwestern auch im Falle seines Rücktrittes bleiben werden, wenn sie nur gewiss sein dürfen, dass Neumünster ein rechtes Diakonissenhaus bleibe. Dies soll es bleiben.“⁴³⁸

Der Vorsteher sieht sich zur Wiederherstellung und Stärkung der gestörten Gemeinschaft genötigt, die Demission einzureichen, ebenso die Oberschwester. Gottlob Spörri arbeitete während dreieinhalb Jahren als Vorsteher im Neumünster. Schwester Rosa Hofer war während 24 Jahren Oberschwester im Neumünster. In einem weiteren Schreiben vom 21. November 1940 setzte der Stiftungsrat die Schwestern zudem davon in Kenntnis, dass die bisherige Oberschwester Rosa Hofer bis auf weiteres beurlaubt sei und die Kommission Sr. Sophie Kägi gebeten habe, als stellvertretende Oberschwester zu amten.

Im Februar 1941 spitzte sich die Situation im Mutterhaus Neumünster weiter zu. In einem Rundschreiben vom 18. Februar 1941 forderte Pfarrer Spörri die Diakonissen des Diakonissenhauses Neumünster auf, ihm zu folgen und mit ihm im Haus Bergfrieden in Braunwald eine neue Schwesterngemeinschaft zu gründen. Pfarrer Spörri liess seinen Unmut über den Umgang mit der heiklen Situation in einem Schreiben an die Schwesternschaft aus und brach somit auch mit der Abmachung des Stiftungsrates. Unterzeichnet war das Schreiben von Pfarrer Gottlob Spörri, den Diakonissen Alice Keller, Mathilde Schiess und Rose Wirth. Er verurteilte im Brief an die Schwestern die desolate Lage der Untersuchungskommission, aus der alle Erstmitglieder ausgetreten waren, erwähnte die ungewisse Zukunft des Mutterhauses und schickte ihnen die Losung: „Pflüget ein Neues.“ Ein Sinnbild, welches für die Gründung einer neuen Schwesterngemeinschaft stand. Er

⁴³⁶ Vgl. ADN, Mousson Henri, Gutachten Fall Spörri, Zürich 1943, 25.

⁴³⁷ ADN, Kaiserswerther Grundordnung und Brief des Stiftungsrates an die Schwesternschaft vom 16. November 1940.

⁴³⁸ ADN, Brief des Stiftungsrates an die Schwesternschaft vom 16. November 1940.

forderte die Schwestern auf, bis Ende Mai Pfarrer Rahn ihren Austritt bekanntzugeben und ihm (Pfr. Spörri) selber zusätzlich mitzuteilen, ob sie Teil seiner neuen Gemeinschaft seien. Er nannte ihnen hierzu die Adresse einer Schwester, welche auswärts im Martahaus in Zürich wohnte. Zuvor, am 25. November 1940, kam es zu einem ersten, im Archiv dokumentierten Austritt einer Schwester. Es war die Antwort einer Schwester auf die Dispensierung von Gottlob Spörri und Rosa Hofer. Sie begründete ihren Austritt mit der fehlenden geistlichen Grundhaltung im Neumünster und schrieb im November 1940: „Mein Weg führt hinaus, wenn die Diakonie, wie sie Herr Pfr. Spörri und Schwester Rosa von der Bibel her verstanden, nicht mehr Platz haben soll in unserem Hause.“⁴³⁹

Sr. Rose Wirth bildete damals mit diesem Austrittsschreiben das eigentliche Bindeglied von Spörri mit den noch im Neumünster lebenden Schwestern. Gerade auf die jungen Schwestern dürfte sie eine grosse Ausstrahlungskraft gehabt haben. Sie kannten den Vorsteher Spörri als ersten Pfarrer, er hatte sie vielleicht sogar auch eingesegnet. Umso verständlicher war, dass sie sich ihrem einstigen Pfarrer sehr nahe fühlten und mit einem Austritt und dem Eintritt in seine Gemeinschaft liebäugelten.

Doch Pfarrer Rahn und Oberschwester Sophie Kägi reagierten postwendend auf den Aufruf des ehemaligen Vorstehers vom 19. Februar 1941. Sie kritisierten die Wirkung dieses Briefes, das Auseinanderreißen der Schwesternschaft, den Ruin des Mutterhauses. Sie riefen die Schwestern des Neumünsters dazu auf, ihnen die Treue zu halten und den Brief von Herrn Pfarrer Spörri unbeantwortet zu lassen. Der Brief war neben den Unterschriften von Pfarrer Rahn und Sr. Sophie Kägi auch mit jenen der anwesenden Schwestern des Schwesternrates versehen.⁴⁴⁰ Drei Tage später, am 22. Februar 1940, meldete sich die Leitung des Mutterhauses des Neumünsters erneut. An der Sitzung des Stiftungsrates am 21. Februar konnte garantiert werden, dass die drei bisherigen Experten der Kommission, Pfarrer Dr. Farner, Dr. M. Oswald und Robert Frick-Schoch, unter Beizug von Herrn Prof. Schrenk und Herrn Schellenberg weiterhin die Funktion des leitenden Ausschusses übernehmen würden und zugleich versuchten, neue Mitglieder für die Stiftungsbehörde zu gewinnen, nicht zuletzt, um diese zu verjüngen.

2.4 Das Gutachten

Die unabhängige Expertenkommission kam in ihrem über 40-seitigen Gutachten im März 1943 nicht wirklich zu einem Entschluss. Fakt war, dass der Stiftungsrat und Pfarrer Gottlob Spörri unterschiedliche Vorstellungen der weiblichen Diakonie und der Rolle des Geistlichen und Religiösen innerhalb des Mutterhauses und des Tätigkeitsbereichs der

⁴³⁹ ADN, Brief von Sr. Rose Wirth an die Schwesternschaft im Neumünster, 25. November 1940.

⁴⁴⁰ Vgl. ADN, Brief Pfr. Lahn und Kägi an die Schwesternschaft vom 19. Februar 1941.

Diakonissen hatten. Spörri war die fortschreitende Säkularisierung Ende der 1930er, Anfang der 1940er Jahre ein Dorn im Auge. Der Stiftungsrat wiederum warf Spörri religiöse Schwärmerei und Abspaltungswünsche vor. In Kombination mit dem erstarkenden Schwesternrat und dem Fall von Sr. Olga Rüegg führte der Eklat zum Skandal und stellte das Diakonissenhaus Neumünster vor eine grosse Herausforderung.

Als Lösung sah die Expertenkommission einzig die Demission Spörri und der damaligen Oberschwester Rosa Hofer. Zudem stellte die Expertenkommission fest, dass sich das Diakoniewerk Neumünster zu Beginn der 1940er Jahre in einer doppelten Krise befand. Denn es galt sowohl die Lücke im Stiftungsrat, sowie in der Vorsteherschaft zu schliessen. Dies sollte schnellstmöglich passieren, damit wieder Ruhe und Ordnung ins Mutterhaus Neumünster einkehren konnte. Letzteres dürfte sich als schwierig gestaltet haben, da Pfarrer Gottlob Spörri in der schweizerischen evangelischen Pfarrerschaft grosses Ansehen genoss. Aufgrund der ungünstigen Entwicklung und seiner Demission im Neumünster dürfte es deshalb schwierig gewesen sein, einen Nachfolger zu finden.⁴⁴¹

Aufgrund der Krise Anfang der 1940er Jahre durchlebte das Werk eine Erneuerung im doppelten Sinn und war seiner Zeit gar etwas voraus. Neben der neuen Vorsteherschaft wurde nämlich auch der Stiftungsrat stark verjüngt. Im Vergleich zu den anderen Mutterhäusern der Deutschschweiz war es das Diakonissenhaus Neumünster, welches sich am schnellsten öffnete und auch im Bezug auf neue Impulse des Zusammenlebens und der Akzeptanz gegenüber verheirateten Mitschwestern am meisten Toleranz zeigte. Ein Weg, der nicht immer einfach war. Wie wirkte sich die Unruhe und Not im Mutterhaus Anfang der 1940er Jahre auf die Schwesternzahlen aus? Nach den Krisenjahren war eine Austrittswelle an Probeschwestern und eingesegneten Schwestern zu beobachten. In der Krisenzeit und den darauffolgenden Monaten traten 37 Probeschwestern und 11 bereits eingesegnete Diakonissen aus. Es gibt jedoch keine Dokumente in den Archiven, die aufzeigen, ob die ausgetretenen Schwestern ihrem vorherigen Vorsteher Gottlob Spörri nach Braunwald gefolgt waren.

	Vorprobe	Probe	Eingeseget	Total
Bestand am 31.12.1941 ⁴⁴²	16	92	446	554
Eingetreten	18	15	33	66
Summa	34	107	479	620
Ausgetreten	17	37	11	65
Bestand am 31.12.1942	17	70	468	555

⁴⁴¹ ADN, Gutachten Fall Spörri, Zürich 1943, 19.

⁴⁴² ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1941, Jahresbericht 1941.

Leider fehlen für die umsichtige Dokumentation der Krise Stellungnahmen und Tagebucheinträge von Pfarrer Gottlob Spörri für die Zeit von 1938 bis 1942. Bis auf zwei gab es leider keine weiteren Dokumente von ihm, welche die Perspektive der Geschehnisse aus seiner Perspektive schildern.⁴⁴³

Im Antwortschreiben auf die Entschuldigung von Oberschwester Sophie Kägi räumte Pfarrer Spörri alle persönlichen Differenzen aus dem Weg, sah aber immer noch einen grossen Graben zwischen den Schwesterngemeinschaften Neumünster und Braunwald.⁴⁴⁴ Er stellte in seinem Brief zwei Forderungen an die neue Leitung des Diakonissenhauses Neumünster:

„1. Herr Pfarrer von Schulthess hat seiner Zeit von Schw. Rosa Hofer verlangt, dass sie den Verkehr mit uns abbrechen müsse, wenn sie in die Gemeinschaft ihres Mutterhauses wieder aufgenommen werden wolle. Diese ungebührliche und beleidigende Forderung müsste von der Leitung ihres Hauses zurückgenommen und die Aufhebung dieser Bedingung Schwester Rosa Hofer mitgeteilt werden. [...]
2. Nach unserem Bruch mit ihrem Haus hat sich eine trübe Welle von Verleumdung über meinen Namen ergossen. [...]. Ich halte es für angebracht, dass Herr Pfarrer Baumgartner in einem Brief an uns sein diesbezügliches Bedauern bekunden und anerkennen würde, dass auch die Schwesternschaft Braunwald im Dienste des Herrn der Kirche steht. Dieses Schreiben müsste, nachdem wir es angenommen und bestätigt haben, der gesamten Schwesternschaft der Anstalt Neumünster zur Kenntnis gebracht werden.“⁴⁴⁵

Spörri wollte eine neue Form von Gemeinschaft und Dienst ausserhalb der Krankenpflege erproben. In Braunwald im Kanton Glarus entstand darum sein neues Mutterhaus mit integriertem Gästehaus. Zum Gästebetrieb und zum Dienstauftrag in Braunwald gehörten die Seelsorge und die Verkündigung des Wortes Gottes. Die Diakonissen arbeiteten ähnlich wie Dienstmägde im eigenen Gästehausbetrieb ohne die Forderung nach einem Stationsgeld. Zudem waren sie in der Privatpflege, in einem Kinderheim in Braunwald, in Altersheimen und in der Kirchgemeinde tätig. Die Schwestern in Braunwald erhielten keine Ausbildung in den Tätigkeiten, welchen sie nachgingen. Im Ideal der Dienstmagd⁴⁴⁶, welches Spörri von den Schwestern hatte, nahm die Ausbildung der Diakonissen keine führende Rolle ein. Die unentgeltliche Arbeit der Diakonissen wäre ohne die reichlichen Spenden von Kirchgemeinden und dem Freundeskreis des Bergfriedens jedoch nicht

⁴⁴³ ADN, Weckrufbrief von Spörri vom 18. Februar 1940 und dem Antwortschreiben Spörri auf das Entschuldigungsschreiben von Oberschwester Sophie Kägi im März 1946.

⁴⁴⁴ ADN, Brief Kägi an Spörri, März 1946.

⁴⁴⁵ ADN, Brief Spörri an Kägi, 22. März 1946.

⁴⁴⁶ Anm.: Gottlob Spörri beharrte auf dem Ideal der christlichen Magddienst und sah es nicht vor, dass die Diakonissen eine Ausbildung zu absolvieren hätten. Seiner Meinung nach, besaßen die Diakonissen das nötige Rüstzeug nur schon aufgrund ihres christlichen Glaubens und dem Dienst im Namen Gottes. Er gründete 1941 ein Gästehaus in Braunwald, in welchem die Diakonissen im Gästebereich arbeiteten. Dies, auch wenn Sie davor im Neumünster eine professionelle Ausbildung in der Krankenpflege erhalten hatten.

möglich gewesen.⁴⁴⁷ Er wollte mitunter mit dem Dienst aus Nächstenliebe das Erlernen eines Berufes in den Hintergrund stellen, so liesse sich gut zwischen den wirklich berufenen Diakonissen unterscheiden. So ziele das Dienstmagdideal auf das reine religiöse Sendungsbewusstsein ab, während der Arbeit in der Krankenpflege auch eine Motivation für den Beruf als Krankenschwester zugrunde liegen könnte. Mitte der 1980er Jahre musste Spörri altersbedingt in den Ruhestand treten und eine der Schwestern übernahm die Leitung der Schwesterngemeinschaft. 2001 war die Schwesternschaft Braunwald aus finanziellen Gründen gezwungen, das Haus Bergfrieden zu verkaufen. Seit diesem Zeitpunkt leben sie erneut mit den Neumünster Schwestern im Diakonissenhaus Neumünster auf dem Zollikerberg.⁴⁴⁸

Am 19. April 1942 wurde der neue Vorsteher Robert Baumgartner im Diakonissenhaus Neumünster eingesetzt. Aufschlussreich war auch der Fakt, dass fortan die Jahresberichte nicht mehr mit „Der Vorsteher Pfarrer Spörri“ unterschrieben waren, sondern „Die Vorsteherschaft: Pfarrer Robert Baumgartner, Oberschwester Sophie Kägi“ als Unterschrift stand. Auch weitere neue Akzente im Neumünster erkennbar. Gottlob Spörri betonte den Dienstcharakter der Schwesternschaft. Den Diakonissendienst, der bei Spörri etwas Abstraktes anzunehmen und auf formale Unterwerfung hinauszulaufen drohte, verstand Baumgartner als besonderen Aspekt des Auftrags, den Christus seiner Gemeinde gegeben hatte. Die Gemeinde sollte „mit ihren Gliedern das Rettungswerk ausführen, das ihr vom Haupt, Jesus Christus, befohlen ist“⁴⁴⁹.

2.5 Aufbruch im Mutterhaus für Individuum und Kollektiv

Die Schwestern und Diakonissen haben die Veränderungen Ende der 1960er Jahre und Anfang der 1970er Jahre in ihren Gemeinschaften und Mutterhäusern sehr unterschiedlich wahrgenommen. Nicht nur befanden sie sich in unterschiedlichen Situationen in ihrem Berufsleben, auch waren die Unterschiede zwischen den älteren und den jüngeren Diakonissen enorm. Nachfolgend werden vor allem die Veränderungen betreffend Individualität und Kollektivität innerhalb der Schwesterngemeinschaften vorgestellt.

Sr. B2, die spätere Erzieherin, berichtete von der Umbruchzeit der 1970er Jahren im Neumünster, sie war damals eine junge Schwester und meinte:

„Wir hatten wirre Zeiten. In den (19)70er Jahren hat der Vorsteher gemeint, ja wir müssten noch Schwestern finden, es solle Nachwuchs geben und man hat alle Tore und Türen aufgemacht, so dass man sagen musste, ja jetzt sind wir weder Fisch noch Vogel.“⁴⁵⁰

⁴⁴⁷ Vgl. Knellwolf, Lebenshäuser, 197.

⁴⁴⁸ Vgl. ebd., 197.

⁴⁴⁹ Knellwolf, Lebenshäuser, 128.

⁴⁵⁰ Interview 003, Z196-199.

Diese Veränderungen stürzte die Schwesternschaft Neumünster in eine tiefe Krise. So schilderte sie aus dieser Zeit auch, dass ganz plötzlich diese neue Ordnung herausgegeben wurde, ohne dass man nochmals in den Arbeitskreisen und den Kontaktkreisen darüber gesprochen hätte. Das hat man dann einfach übersprungen und gefunden: „Jetzt müssen wir vorwärts machen und jetzt öffnen wir uns, jetzt kann man auch heiraten und dabei bleiben.“⁴⁵¹

Als Schwester kritisierte sie am Verhalten des damaligen Vorstehers vor allem, dass dieser sich einfach verzettelt hätte und eigentlich das ganze Werk sehr autoritär geleitet hätte.⁴⁵² Gleichzeitig sieht sie die Fehler aber auch auf seiten der Schwestern: „Wir sind ja selber schuld, dass wir noch nicht weiter sind, weil wir ihn zum König gemacht haben.“⁴⁵³

In dieser Zeit hat sie sich als Schwester zusammen mit den anderen Jüngeren vor allem dafür eingesetzt, dass sich die Schwestern untereinander mehr sehen würden. Nicht wie davor, als sie sich nur einmal im Jahr zusammen mit der Vorsteherschaft an den Schwesterntagen gesehen haben. Dann konnten sie als Schwesterngruppe ja gar nichts erreichen. Also haben sie sich selbst gruppiert und sich monatlich sowie an Wochenenden auswärts getroffen. Trotzdem hatten sie in dieser Zeit sehr viele Austritte zu verzeichnen.⁴⁵⁴

Das zeigt in diesem Sinne ihrer Meinung nach auch, dass die Lockerung nicht geholfen hat, da sie nicht von den Schwestern selbst gemeinsam erarbeitet wurde.⁴⁵⁵

Rückblickend erwähnt sie kritisch zur Grundregel:

„Dienst, Gebet und Gemeinschaft wären der Grund und gepflegt haben wir im Grunde genommen nur den Dienst und das Religiöse und die Gemeinschaft hat man wirklich erkämpfen müssen. Jetzt gelingt es uns mehr oder weniger. Wir sind sehr starke Individualisten“⁴⁵⁶

Derzeit sieht sie ebenfalls grossen Handlungsbedarf bei der Altersproblematik in der Schwesterngemeinschaft. Auch hier findet sie es wichtig, dass man frühzeitig und in der Gemeinschaft darüber spricht.⁴⁵⁷

Neben dem Verhältnis von Arbeit und Gebet und den Beschäftigungsfeldern hat sich durch die gesellschaftlichen Veränderungen und die rückläufigen Schwesternzahlen auch das Zusammenleben innerhalb des Mutterhauses verändert. Die jüngeren Schwestern werden von den älteren Schwesternkohorten im Mutterhaus oft als rebellisch und

⁴⁵¹ Interview 003, Z200-205.

⁴⁵² Vgl. Interview 003, Z215-217.

⁴⁵³ Interview 003, Z223-224.

⁴⁵⁴ Vgl. Interview 003, Z229-236.

⁴⁵⁵ Vgl. Interview 003, Z240-241.

⁴⁵⁶ Interview 003, Z348-350.

⁴⁵⁷ Vgl. Interview 003, Z280-Z282.

emanzipatorisch wahrgenommen.⁴⁵⁸ Und auch wenn die jüngste Kohorte von Schwestern älter wurde, so blieben die ebenfalls alternden, jüngeren Schwesternkohorten im Gegensatz zu den älteren Schwestern immer die „Jungen“. Dies liegt unter anderem an der gesellschaftlichen Prägung der Schwestern vor dem Eintritt ins Mutterhaus. Die jüngeren Kohorten haben andere Bedürfnisse und suchen andere Aufgaben in der Arbeit und der Berufung als Schwester und Diakonisse, als dies die vorherigen Kohorten taten.⁴⁵⁹

Die Beweggründe für den Eintritt in die Gesellschaft haben sich seit Ende der 1960er Jahre verändert – sie sind vielseitiger, spiritueller, individualisierter und den aktuellen Begebenheiten der Gesellschaft und dem Zeitgeist angepasst. Doch es sind nicht nur die Motivationen, die sich verändert haben, auch die Funktionen, Aufgaben und somit die eigentliche Identität der Diakonissen haben sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts stark gewandelt. Ein Prozess, der die Mutterhäuser vor eine schwierige Aufgabe stellte und dessen Lösung fortwährend mit allen Beteiligten trotz des geltenden Gehorsams und Sendungsprinzips früher oder später individuell mit jeder Schwester einzeln ausgehandelt werden musste.⁴⁶⁰

Jedes Mutterhaus entwickelte sich unterschiedlich. Dies ist auch eine der Zielformulierungen, welche am 22. April 1971 in der neuen Kaiserswerther Mutterhausordnung, der Kaiserswerther Rahmenordnung, festgehalten wurde. Darin heisst es unter II. 2 a):

„Die Diakonissengemeinschaft als eine geistliche Gemeinschaft von Schwestern, die für diesen Dienst berufen, eingesegnet und beauftragt sind. Um des Auftrages willen leben sie im ehelosen Stand, bringen den finanziellen Ertrag ihrer Arbeit in die Schwesternschaft und deren Aufgabengebiete ein und halten sich in Mitverantwortung für die gemeinsam erkannten Aufgaben verfügbar. Sie tragen eine gemeinsame Tracht.“⁴⁶¹

Davor galt für die Diakonissenmutterhäuser der Deutschschweiz, welche der Kaiserswerther Generalkonferenz angehörten, die alte Grundordnung, welche am 10. November 1953 verfasst und von den der Kaiserswerther Generalkonferenz angehörenden Deutschschweizer Diakonissenhäusern Bern, Riehen und Zollikerberg unterzeichnet wurde. Im Auszug zur neuen Rahmenordnung der Kaiserswerther Generalkonferenz wurde sehr viel Wert daraufgelegt, dass die zugehörigen Schwestern die Mitverantwortung an den gemeinsam erkannten Aufgaben trugen. Es wurde also toleriert und akzeptiert, dass

⁴⁵⁸ Vgl. Interview 043.

⁴⁵⁹ Vgl. Interviews 043, 060, 024, 034

⁴⁶⁰ Interviews 020 und 043.

⁴⁶¹ Rahmenordnung der Kaiserswerther Generalkonferenz in: Übergänge. Mutterhausdiakonie auf dem Wege (Hg. vom Präsidium der Kaiserswerther Generalkonferenz, Bonn 1984, 330.

sich die Diakonissenmutterhäuser den neuen Aufgaben in der Gesellschaft stellten und sich in diesem Rahmen auch neue Betätigungsfelder schufen.

In einem Artikel der „Helfenden Hand“ verfasste eine Schwester des Neumünsters zu dieser Zeit einen offenen Brief über den Stellenwert der Diakonisse, die Veränderungen in der Pflege und der Mutterhausdiakonie. Er erschien im Jahr 1962 unter dem Titel „Bestandsaufnahme, Warum immer noch die Mutterhausdiakonie?“:

„Es im Ganzen, das Gefühl, dass wir nicht eindeutig sind. Auf einer Seite passen wir uns stark den Massstäben der Welt an. (z. B. Finanzielles planen). Es macht mir auch sehr Mühe, dass wir so viel Zeit verbringen mit Gesprächen um äussere Sachen. Wenn die äusseren Sachen nicht aus dem geistlichen Wachstum geregelt werden, so werden wir uns immer mehr um uns selbst drehen[...].“⁴⁶²

Im offenen Brief von Sr. Hildy Geiser wird ersichtlich, dass sie sich zwischen der geistlichen und der wirtschaftlichen Welt hin- und hergerissen fühlte. Sollte ein Diakonissenmutterhaus aufgrund der angebotenen Pflegedienstleistung rentieren oder sollte ein gemeinschaftlicher und religiöser Alltag in der Lebenswelt der Schwester Platz haben? Das war eine dringende Frage, welche jedes Mutterhaus in der Umbruchzeit der 1960er und 1970er Jahre beschäftigte. Jedes Mutterhaus und jede Schwesterngemeinschaft war sich selbst überlassen und musste den je eigenen Weg finden.

C2, die Lehrerin (*1952), trat im September 1982 in das Diakonissenmutterhaus Riehen ein, als diese Umstrukturierung und Anpassung an die neue Rahmenordnung der Kaiserswerther Generalkonferenz im vollen Gange war. Sr. C2 fand zu Beginn, dass die Schwestern zu wenig radikal und deutlich seien und zudem zu wenig engagiert ihr Leben als Diakonissen führten. Sie empfand die Schwestern aber gleichzeitig gar als zu fromm, was den Austausch mit ihren Mitmenschen anbelangte. Es erschien ihr dann jedoch plötzlich doch nicht mehr so abwegig, selbst Schwester zu werden.⁴⁶³ Auch andere Diakonissenhäuser suchten sich neue Aufgabenfelder. In ihren Erzählungen und Schilderungen zum Wandel im Mutterhaus nahm sie oftmals eine vermittelnde Rolle ein: zwischen Jung und Alt, in der Funktion der jungen Lehrerin an der Vorschule für Pflege, zwischen inner- und ausserhalb des Mutterhauses. Später arbeitete sie im Bundessekretariat CVJM/CVJF mit jungen Christen zusammen. Auch danach, als sie im Marthahaus und im Münsterhüsli mit jungen Frauen zusammenlebte und sie in ihrem nicht immer einfachen Lebensweg begleitete, arbeitete sie mit Menschen zusammen und versuchte, Brücken vom Diakonissenhaus in die Gesellschaft zu schlagen.⁴⁶⁴ Oder zumindest einen „flachen

⁴⁶² ADN, Geiser Sr. Hildy. Bestandesaufnahme, warum immer noch die Mutterhausdiakonie? In: Die helfende Hand, 1962.

⁴⁶³ Interview 034, Z212-213.

⁴⁶⁴ Vgl. Interview 034, Z261-270.

Strand”⁴⁶⁵ zu bilden, an dem die Menschen gut stranden konnten und sich bedingungslos aufgenommen fühlten.⁴⁶⁶

Die Individualität hielt somit Einzug in die Schwesterngemeinschaften. Dabei wurden die verschiedenen Bedürfnisse der Schwestern berücksichtigt und es wurde versucht, niemanden auszuschliessen. Vermehrt wurde ab Ende der 1990er Jahre der einzelnen Schwester ihr persönlicher Raum zur eigenen Entfaltung zur Verfügung gestellt. Man wollte Wege finden, um eine gesunde und fruchtbare Umgangsweise mit den Bedürfnissen der Individuen und der Gemeinschaft der Schwestern zu ermöglichen. Nichtsdestotrotz erlebte beispielsweise das Ländli – aber auch andere Deutschschweizer Mutterhäuser und Gemeinschaften wie das Neumünster – in den 1990er Jahren eine tiefe Identitätskrise.⁴⁶⁷

Das Medium des Fragebogens wurde im Neumünster immer mal wieder als Mittel der Befragung der Schwesternschaft genutzt, so auch im Jahr 1989. Damals lebten insgesamt 176 Schwestern im Mutterhaus Neumünster, davon lebten 12 Schwestern in der Pflegeabteilung, 63 Schwestern befanden sich im Ruhestand, 54 Schwestern im Ruhestand mit Arbeit, 35 Schwestern befanden sich Vollzeit im Berufsleben und 12 Schwestern Teilzeit im Berufsleben. Die Umfrage⁴⁶⁸ stellte sieben Fragen an die damalige Schwesternschaft und ihrer Befindlichkeit innerhalb der Gemeinschaft und befindet sich im Anhang der Arbeit. Die Umfrage zeigte, dass sich mit 104 von insgesamt 176 Schwestern ein Grossteil der Schwestern in der Schwesterngemeinschaft geborgen fühlte, einzig zehn Schwestern gaben an, dass sie sich innerhalb der Schwesterngruppe einsam fühlten. Interessanterweise nannten viele Schwestern auf die Frage hin, was ihnen in der Gemeinschaft fehlte, nicht etwa ein grösseres geistliches Angebot, sondern vielmehr wünschen sie sich einen kleinen vertrauten Kreis an Mitschwestern oder thematische Gruppen, in denen sie über Psychologie, Theologie, Kultur und Literatur diskutieren könnten. Auch gab ein Grossteil der Schwestern (114 von 176) an, dass sie sich im Kreise einzelner Mitschwestern am wohlsten fühlen. 160 Schwestern vermerkten, dass sie jemanden hätten, dem sie sich in der Not anvertrauen könnten. Davon hatten 122 eine Mitschwester, die die Rolle der Vertrauensperson einnahm. Auch gaben viele Schwestern (103 von 176) an, dass sie ausserhalb des beruflichen Feldes anderen Personen helfen würden. Eine Mehrheit der Schwestern (96 Ja-stimmen und 47 Nein-Stimmen) gab an, dass sie sich mehr Gemeinschaft und menschliche Kontakte wünschen würden. Auch wären 71

⁴⁶⁵ Interview 034, Z272.

⁴⁶⁶ Vgl. Interview 034, Z270-279.

⁴⁶⁷ Vgl. Sr. Ruth Knüssi (Leiterin Schwesterngemeinschaft Ländli), Diakonie und Spiritualität im Spannungsfeld in unserer Gemeinschaft in: 39. Kaiserswerther Generalkonferenz 2004, 155.

⁴⁶⁸ Vgl. ADN, Abstimmung zum Befinden der Neumi-Schwestern 1989.

Schwwestern bereit sich mehr Zeit für menschliches Zusammensein unter Mitschwwestern zu nehmen. 58 Schwwestern wären jedoch nicht bereit dazu.⁴⁶⁹

3. Zusammenfassung – Wandel des Diakonissenbildes

Die folgende Zusammenfassung dient dazu, einen Überblick über die Diskurse zu den Diakonissen in den Themenbereichen Kohorten, Lebensverläufe, Motivationen und Schwwesternbilder sowie Individualität und Kollektivität in der Gemeinschaft zu erhalten. Diese Diskurse stammen einerseits aus den Oral-History-Dokumenten und andererseits aus dem schriftlichen Quellenkorpus der untersuchten Diakonissenhäuser.

Wie die quantitative und die qualitative Analyse der lebensgeschichtlichen Interviews gezeigt haben, handelte es sich bei der Motivation für den Eintritt einer jungen Schwester in eine Schwwesterngemeinschaft meist um eine Kombination aus spirituellen, beruflichen und emotionalen Gründen. Die Entscheidung, in eine Gemeinschaft oder dem Diakonissenhaus beizutreten und Schwester zu werden, trafen die meisten Schwwestern vor dem 30. Lebensjahr.⁴⁷⁰

Zudem geht aus der Untersuchung der Motivationen und Lebensverläufe hervor, dass die Motivationen, in ein Diakonissenmutterhaus einzutreten, vor allem im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verändert haben. Im Zusammenhang mit der weiblichen Professionalisierung in diversen sozial-karitativen Berufsfeldern und dem zunehmenden Versuch der gesellschaftlichen weiblichen Gleichstellung boten sich Frauen ab Ende der 1960er Jahren im evangelischen Milieu vermehrt Alternativen für ein relativ unabhängiges Leben auch innerhalb des Mutterhauses.⁴⁷¹

Analog zu den eingangs des Kapitels gestellten Fragen sollen als Erstes die Interviews in Bezug auf die Werte und Prägungen, welche die Schwwestern in ihrer Ursprungsfamilie, als Mädchen und als junge Frauen vor ihrem Eintritt erfahren haben, zusammengefasst werden. Dadurch soll das evangelische Milieu, aus welchem die jungen Frauen stammen, historisch genauer umschrieben werden. So wird versucht, die folgenden Forschungsfragen zum Wandel des Diakonissenbildes zu beantworten:

(1) Welche Werte und Prägungen haben die Schwwestern in ihrer Familie, als Mädchen, aber auch als junge Frau vor ihrem Eintritt erfahren?

⁴⁶⁹ ADN, Abstimmung zum Befinden in der Gemeinschaft, 1989. (Ausführliche Liste der Auswertung im Anhang)

⁴⁷⁰ Vgl. Interviews 007, 009, 041, 043, 058, 040, 012, 023, 011, 006, 001, 063, 035, 047, 042, 048, 069, 020, 013, 019, 022, 018, 014, 021, 016, 015, 025, 005, 062, 002, 003, 064, 065, 067, 068, 066, 028, 027, 026, 031, 030, 037, 038, 029, 032, 049, 056, 044, 069, 054, 046, 059, 060, 017, 024, 010, 008, 004, 061, 034, 036, 039, 057, 045, 050, 051, 052, 053.

⁴⁷¹ Vgl. Interviews 007, 009, 041, 043, 058, 040, 012, 023, 011, 006, 001, 063, 035, 047, 042, 048, 069, 020, 013, 019, 022, 018, 014, 021, 016, 015, 025, 005, 062, 002, 003, 064, 065, 067, 068, 066, 028, 027, 026, 031, 030, 037, 038, 029, 032, 049, 056, 044, 069, 054, 046, 059, 060, 017, 024, 010, 008, 004, 061, 034, 036, 039, 057, 045, 050, 051, 052, 053.

- (2) Welchen Einfluss hatten diese auf ihre Berufswünsche und ihren Berufsethos?
- (3) Welche Motivation und welche idealisierten Schwesternbilder besaßen sie?
- (4) Wie zeigten sich Individualität und Kollektivität in der Schwesterngemeinschaft?
- (5) Wie hat sich demnach zusammenfassend ihr Schwesternbild im Untersuchungszeitraum von 1945 bis 1990 verändert?

(1) Die Ausbildungsmöglichkeiten und Perspektiven für junge Frauen haben sich mitunter durch die Kombination von politischen, gesellschaftlichen und medizinischen Veränderungen im Verlauf der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts frappant gewandelt. Schwestern der ersten Schwesternkohorte litten oftmals darunter, dass innerhalb der Familie nicht genug Geld vorhanden war für die Ausbildungen der Mädchen. Primär galt es, die Ausbildung der Knaben zu ermöglichen. Auch bestand zu dieser Zeit die vorherrschende Meinung, dass ein Mädchen nicht unbedingt einen Beruf zu erlernen hatte. Sie würde ja dann später heiraten und hatte vor allem ihre Pflichten als gute Hausfrau und Mutter zu erfüllen.⁴⁷²

Diese Problematik wird im Verlauf der Erzählungen der Schwestern aus der zweiten und dritten Kohorte mit dem Voranschreiten des 20. Jahrhunderts weniger oft erwähnt. Weiterhin nahm der soziale Stand der Familie einen grossen Stellenwert ein und die Bildungsziele von Frauen konnten leichter erreicht werden, wenn die junge Frau aus einer finanziell gut situierten Familie stammte.

(2) Dabei hatten diese Entwicklungen Einfluss auf die zweite Frage, die Berufswünsche der angehenden Diakonissen. So waren diese bei der ersten Kohorte an Schwestern oftmals mit dem Berufswunsch Krankenschwester verbunden. Somit erfolgte der Eintritt ins Mutterhaus bei der ersten Kohorte an Schwestern nicht zuletzt, um das eigene Bildungsziel zu erreichen. Gleichzeitig hegten sie einen hohen Anspruch an das Berufsethos der Diakonisse und Krankenschwester, welcher durch christliche Grundwerte, wie die Nächstenliebe und Seelsorge am Kranken geprägt waren. Die Berufswünsche der Schwestern der zweiten und dritten Kohorte wurden jedoch durch den späteren einfacheren Zugang zu Bildung für junge Frauen abgelöst und veränderten mit dem Aufkommen von Freien Schwestern auch das Schwesternbild der Diakonisse. Die schrittweise Verdrängung der Diakonissen aus ihrem ursprünglichen Betätigungsfeld der Krankenpflege hatte auch eine Neuorientierung der Haupttätigkeit der Diakonissen zur Folge.

(3) Der dritte Aspekt der Untersuchung ging der Frage nach, worin die Motivation zum Eintritt bestand, welche Schwesternbilder und teilweise auch Vorbilder die eintretenden

⁴⁷² Interview 009, Z111.

Diakonissen besaßen und wie sich diese allenfalls im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verändert haben. Die erste Kohorte an Schwestern, welche vor 1954 in die Gemeinschaft eintrat, tat dies vor allem aus dem Grund, einen gesellschaftlich akzeptierten Lebensweg zu gehen. In dem Lebensmodell der Diakonisse durfte eine Frau den Beruf der Krankenschwester lernen und diesen Beruf ein Leben lang ausüben. Somit bedeutete er je nach sozialem Stand der Schwestern eine solide Ausbildung, einen sozialen Aufstieg, der somit auch Sicherheit für das Alter versprach. Die zweite Kohorte, welche sich in der Umbruchphase von 1955 bis 1969 für einen Eintritt in eine Schwesterngemeinschaft entschied, zeichnete sich bereits durch eine Milieuauflösung der Diakonissen aus. Die Motivationen, in die Gemeinschaften einzutreten, bestanden nun nicht mehr primär in den Ausbildungsmöglichkeiten. Doch muss erwähnt werden, dass bis Ende der 1960er Jahre oder auch später gerade Schwestern, welche aus dem ländlichen Raum und aus Grossfamilien stammten der Zugang zu einer Ausbildung weiterhin verwehrt blieb. Für sie bedeutete der Eintritt in die Gemeinschaft weiterhin eine solide Ausbildung in der Krankenpflege, sozialer Aufstieg, Akzeptanz und eine Absicherung fürs Alter. Gerade den Mädchen vom Land wäre sonst oftmals nur die Option der Arbeit als Dienstmagd offengestanden.⁴⁷³

Die eintretenden Schwestern arbeiteten immer noch primär in der Krankenpflege, doch konnten sie nun erstmals auch andere sozialkaritative Berufe erlernen, welche beispielsweise in den pädagogischen Bereichen Erziehung und Schule lagen. Die dritte Gruppe an Schwestern bilden jene, welche sich erst nach 1969 zum Eintritt oder zur Gründung einer eigenen Schwesterngemeinschaft entschieden. Oftmals handelte es sich bei ihnen um eine Kombination von primär persönlichen, gemeinschaftlichen, religiösen und spirituellen Beweggründen, welche zum Eintritt in die Gemeinschaft führten. Gerade ältere Schwestern erwähnten im Zusammenhang mit der Eintrittsmotivation oft eine Berufung. Alle drei Schwesterngruppen nannten unabhängig von ihrem Eintrittsalter die christliche Nächstenliebe und die Freude an der Pflege von Menschen als Hauptmotivation. Bei der obigen Aufzählung der Motivationen der unterschiedlichen Schwesterngruppen handelt es sich lediglich um eine kollektive Tendenz. Natürlich könnte die Kombination der Eintrittsmotivationen einer Schwester auch immer sehr individuell und konträr zur Allgemeinheit stehen. Kollektivität und Individualität bilden in allen Schwesternkohorten ein wichtiges Gegensatzpaar im Zusammenleben der Schwesterngemeinschaften und werden sowohl negativ als auch positiv bewertet.

(4) Zum Themenbereich der Individualität und Kollektivität in der Schwesterngemeinschaft ist auffällig, dass sich diese gerade in Krisenzeiten gut untersuchen

⁴⁷³ Vgl. Interview 043, Z9. und vgl. Interview 041, Z83.

lässt. Das Kollektiv einer Schwesterngemeinschaft ist dabei stark abhängig von ihrem Vorsteher. Er kann grossen Einfluss nehmen auf die Schwestern. Dieser Einfluss des Vorstehers wurde am Fall Spörri ersichtlich. Dabei wurde die Rolle der Schwestern innerhalb der Lebens-, Dienst- und Glaubensgemeinschaft diskutiert. Insbesondere das Verhältnis von Dienst und Glauben spielen eine zentrale Rolle und diese werden sowohl von der ökonomischen als auch von der theologischen Perspektive aus begründet. Unter anderem wird anhand des vorgestellten Disputs ersichtlich, wie abhängig die Mutterhäuser in ihrer Struktur und Organisation sowie in ihren Ausbildungs- und Betätigungsfeldern von ihrer männlichen Vorsteherschaft waren. Spörri äusserte sich strikt gegen eine Öffnung der Schwesterngemeinschaft und stellte nach den Schilderungen der Archivdokumente allem voran den Willen zur Aufopferung, die Liebe zum Nächsten und zu Gott als Tugenden an seine Schwesterngemeinschaft – Tugenden, welche seiner Meinung nach in den neuen Vorgaben einer modernen Kranken- und Diakonissenanstalt in Zürich vom Stiftungsrat vernachlässigt wurden. Spörri sah Diakonissen als göttliche Dienerinnen, welche nicht unbedingt eine Ausbildung brauchten. Dies war der grosse Unterschied zum Stiftungsrat und auch zu einigen nach Fortschritt, mehr Mitsprache und Öffnung lechzenden liberalen Schwestern innerhalb des Mutterhauses. Sie wollten sich dem Ruf nach Modernisierung und Professionalisierung nach aussen hin öffnen und den Austausch mit sowie den Zutritt von Freien Schwestern fördern. Doch auch innerhalb des Schwesternkollektivs gab es damals durchaus jene, welche sich ihm anschlossen und die eher konservativen Schwesternideale des 19. Jahrhunderts verfolgten. Eine zweite solche Krisenzeit lässt sich Ende der 1960er Jahre im Neumünster⁴⁷⁴ verorten. Damals entschieden sich ehemalige Jungschwestern des Neumünsters aufgrund der zu liberalen und offenen Gesinnung des Mutterhauses eine eigene Schwesterngemeinschaft zu gründen. Mitunter ausschlaggebend für das Verlassen des Diakonissenhauses dürfte die Entscheidung des damals eher liberalen Vorstehers für die Öffnung der Gemeinschaft für verheiratete Frauen gewesen sein.⁴⁷⁵ Diese Beispiele zeigen auf, dass die liberalen oder konservativen Entscheidungen des Vorstehers für die Schwestern als Individuen oder als Kollektiv weitreichende Folgen haben konnten. Schwester B2 erkannte diesen Umstand auch im Interview. Sie erwähnte darin, dass der Vorsteher eben nicht zum König gemacht werden dürfe.⁴⁷⁶ Um die Fremdbestimmung zu umgehen wurde bereits 1933 ein Schwesternrat einberufen und bis

⁴⁷⁴ Anm.: Es waren auch weitere Diakonissenhäuser Ende der 1960er Jahre von dieser durch die Erarbeitung der neuen Kaiserswerther Rahmenordnung ausgelösten Krise betroffen. Da die Archivsituation der Schwesterngemeinschaft Neumünster einen detaillierten Einblick bot, wir hier und auch später vor allem beispielhaft von dieser Schwesterngemeinschaft berichtet.

⁴⁷⁵ Vgl. Interview 003, Z200-205.

⁴⁷⁶ Vgl. Interview 003, Z223-224.

in die heutige Zeit werden Kontaktkreise abgehalten, so dass die Schwestern besser miteinander kommunizieren können.

(5) Der fünfte Aspekt der Untersuchung ging der Frage nach, wie sich das Schwesternbild im Untersuchungszeitraum von 1945 bis 1990 verändert hat. In der Summe der geführten lebensgeschichtlichen Interviews wurde ersichtlich, dass von mehreren Interpretationen ausgegangen werden kann.⁴⁷⁷

Die erste Kohorte von Schwestern dürfte sich noch stark am ursprünglichen, von Theodor Fliedner begründeten Bild der selbstlosen Schwester aus dem 19. Jahrhundert orientiert haben wonach vornehmlich die Arbeit in der Krankenpflege den Lebensmittelpunkt der Diakonissen bildete. Sie waren meist in ihrer Kindheit in Kontakt mit einer Schwesternfigur in ihrer Gemeinde gekommen, welche sie bis zu ihrem eignen Entschluss zum Eintritt begleitete oder gar mitbeeinflusst haben dürfte. Viele dieser Schwestern sahen in der Arbeit am Nächsten und ihrer Selbstaufopferung ihre Sehnsucht nach einer sinnvollen Tätigkeit gestillt. Die zweite Schwesterngruppe weist durchaus Ähnlichkeiten mit der ersten Kohorte an Schwestern auf, doch boten sich ihnen bereits vor dem Eintritt alternative Bildungswege inner- und ausserhalb des Mutterhauses. Durch die Verdrängung der Diakonissen durch die Freien Schwestern im Krankenpflegebereich stellte sich auch bald die Frage nach einer neuen Berufsidentität für Diakonissen ausserhalb der Krankenpflege. Viele eintretende Schwestern wollten ihren Nächsten dienen und helfen, doch arbeiteten diese Schwestern ab Ende der 1960er Jahre nicht mehr ausschliesslich in der Krankenpflege. Neue Betätigungsfelder mussten gefunden werden, was wiederum in vielen Schwesterngemeinschaften Identitätskrisen auslöste. Jede Schwester dürfte gegen Ende der 1960er Jahre ein immer stärker individualisiertes, eigenes Schwesternbild erhalten haben. Teilweise hatten sie auch die Möglichkeit, sehr individuell einer für sie sinnvollen Tätigkeit nachzugehen und ihre Talente und Neigungen auszuleben. Dies nicht zuletzt durch den Umstand, dass sie in einem immer breiter werdenden Spektrum an Tätigkeiten in Gästebetrieben, in pädagogischen Institutionen, in der Betreuung von Menschen am Rande der Gesellschaft und von psychisch Erkrankten sowie in diversen Seminar- und Weiterbildungsangeboten tätig waren. Eine Tendenz, welche sich bei der dritten Schwesterngruppe noch intensivierte. Sie führte teilweise zu Neugründungen von Schwesterngemeinschaften wie der Steppenblüte in Basel oder der Gemeinschaft Saronsbund in Uznach. Diese Schwesterngemeinschaften ermöglichten es ihren

⁴⁷⁷ Vgl. Interviews 007, 009, 041, 043, 058, 040, 012, 023, 011, 006, 001, 063, 035, 047, 042, 048, 069, 020, 013, 019, 022, 018, 014, 021, 016, 015, 025, 005, 062, 002, 003, 064, 065, 067, 068, 066, 028, 027, 026, 031, 030, 037, 038, 029, 032, 049, 056, 044, 069, 054, 046, 059, 060, 017, 024, 010, 008, 004, 061, 034, 036, 039, 057, 045, 050, 051, 052, 053.

Mitgliedern sehr individuell auf ihre erlernten Berufsfelder und individuellen Bedürfnisse mit spirituellen und sinnstiftenden Inhalten einzugehen.

Abschliessend ist eine Tendenz von einem kollektiven Schwesternbild, welches sich noch stark an dem Diakonissenbild des 19. Jahrhunderts orientierte, hin zu einem vermehrt aufkommenden individualisierten Schwesternbild in der dritten Schwesternkohorte zu erkennen. Diese These gilt sowohl für das Schwesternindividuum als auch für das Schwesternkollektiv. Diese Individualisierungstendenzen schlugen sich nicht zuletzt auf die veränderten Berufsbedingungen aus. Was wiederum das Berufsethos und die konfessionell professionalisierte Krankenpflege der Diakonissen in Frage stellte: Gab es für das konfessionelle Berufsethos des „Dienens“ in einer Dienstleistungsorientierten nach ökonomischen Wertesystemen ausgerichteten Gesellschaft keinen Platz mehr? Welche Folgen hat der veränderte Wertekanon des „Verdienens“ auf die Diakonissen, ihr Berufsethos und ihre Betätigungsfelder?

IV. Transformation

1. Sozialstaatliches Gesundheitssystem

Das vorliegende Kapitel behandelt die Perspektive der öffentlichen Institutionen und Organisationen, welche in der Zeit nach den beiden Weltkriegen mit der Neuorganisation eines sozialstaatlichen Gesundheitssystems beauftragt wurden. Mit den Archivadokumenten aus dem Bundesarchiv konnten verschiedene Dokumente gesichtet werden, welche die schrittweise Übernahme der Regulierung und Kontrolle des Gesundheitssystems durch SDK, VESKA (Dachverband der Spitäler) und SRK aufzeigen. Die SDK repräsentiert seit 1919 als föderalistisches Instrument die Interessen der Kantone gegenüber dem Bund. Gleichzeitig ermöglicht sie ein gemeinsames Handeln der Kantone und sichert den regelmässigen Austausch zwischen den Bundesämtern, den Kantonen und den verschiedenen Fachstellen. Seit 1978 verfügt die SDK über ein Sekretariat. Die SDK bemühte sich zudem, die nicht akademischen Gesundheitsberufe besser zu regulieren.⁴⁷⁸

Einige konsultierte Archivadokumente veranschaulichen dabei auch die Rolle der Diakonissenhäuser im Übergang von der konfessionellen Sozialfürsorge hin zu einem sozialstaatlichen Gesundheitssystem. Der Untersuchungszeitraum der vorliegenden Arbeit bezieht sich auf die Jahre 1945 bis 1990. Ab 1945, da sich ab dem Zweiten Weltkrieg konfessionelle, politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen ergaben und bis 1990, da sich ab den 1990er Jahren erneut Umbrüche in der Professionalisierung der Betreuungs- und Pflegeausbildungen ereigneten. In diesem Kapitel wird aber ebenfalls ein Blick über die Zeitgrenze von 1990 geworfen, um die weiteren Schritte der Professionalisierung und Akademisierung der Pflegeberufe bis in die heutige Zeit nachzuzeichnen. Ende der 1990er Jahre erfolgte in der Schweiz eine Berufsbildungs- und Fachhochschulreform, die für die Gesundheitsberufe, insbesondere für die Pflege und die Betreuung, grundlegende Neuerungen und Veränderungen mit sich brachte.⁴⁷⁹ Diese Entwicklungen sind das Ergebnis eines erneuten Professionalisierungsprozesses innerhalb der Krankenpflege, welche die Legitimation der bisherigen konfessionellen Professionalisierung und das dazugehörige Berufsethos der Diakonissen in Frage stellte.

⁴⁷⁸ Vgl. Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren. Online: <https://www.geschichtedersozialensicherheit.ch/akteure/verbaende-und-organisationen/default-ee6fea71d8> (Stand: 25.6.21)

⁴⁷⁹ Vgl. Heinzmann Claudia. Ausbildung und Arbeitssituation des Betreuungspersonals in stationären, intermediären und ambulanten Einrichtungen. In: Gute Betreuung im Alter in der Schweiz. Eine Bestandsaufnahme. Hg. Carlo Knöpfel et al. Zürich 2018, 113.

1.1 Geschichte des Spitalwesens und der Krankenpflege in der Schweiz

Ab dem Mittelalter galten Spitäler als karitative Fürsorgeeinrichtungen für arme, mittellose Kranke. Erst im 19. und 20. Jahrhundert nahmen sie in der Etablierung des Sozialstaats eine immer wichtigere Rolle ein. Durch bürgerliche Reformdebatten etablierten sich bereits im 19. Jahrhundert spezialisierte Einrichtungen für Bedürftige und Alte, Kranke sowie körperlich und geistig Behinderte. Die Spitäler blieben für die pflegebedürftigen Kranken zuständig. So etablierten sich neben den sogenannten Bürgerspitälern auch Kliniken, welche von den Universitäten als Ausbildungsstätte für ihre Medizinstudenten dienten. Diese Universitätsspitäler setzten durch ihre Diagnostik und Therapien neue Massstäbe für die Gesamtheit der Spitäler. Ab den 1830er-Jahren war zudem auch ein verstärkter Ausbau der Landspitäler zu beobachten, um auch auf dem Land die steigende Nachfrage nach stationärer Krankenpflege zu bewerkstelligen. Dadurch wurden erstmals auch die Kantone ins Spitalwesen miteinbezogen. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts galt das Image der Spitäler als aufholbedürftig, weil es nach wie vor die ärmere Bevölkerung als Klientel betreute. Es galt in den höheren sozialen Schichten als erstrebenswert, sich einen hausärztlichen Beistand zu leisten. Somit blieben viele Spitäler abhängig von privaten Zuwendungen. Ab 1914 etablierte sich durch eine erste Einführung von Kranken- und Unfallversicherungsbeiträgen die Finanzierungsgrundlage der Spitäler. Neu förderte der Bund das Krankenkassenwesen mit Subventionen, von welchen auch die Spitalfinanzierung profitierte. Bis 1945 waren aber nur rund 50% der Bevölkerung krankenversichert. Ab den 1950er-Jahren rüsteten die Kantone ihre Spitäler technisch auf und bauten weitere Regional- und auch Bezirksspitäler um der steigenden Nachfrage nachzukommen. Auch etablierten sich neue Heilmethoden und Medikamente, welche zur Folge hatten, dass die Häufigkeit der Spitalbesuche zwar zunahm, die Verweildauer zwecks effizienter Behandlungsmethode jedoch zurückging. Durch die Versicherungsdichte, welche im Jahr 1960 bereits auf 80% anstieg, waren auch hohe Investitionen in Apparaturen und Medikamente möglich. Kosten, welche aber auch von der öffentlichen Hand und nicht zuletzt von den Patienten getragen wurden. Erst in der Rezession von 1974/75 brach die aussergewöhnlich lange Hochkonjunktur, von welcher auch der Ausbau des Gesundheitssystems profitierte, ein und Spital- und Gesundheitskosten wurden von der Bevölkerung zunehmend kritisch betrachtet. Die Kantone ergriffen daraufhin Massnahmen, um die Spitalinfrastruktur zu restrukturieren und Doppelspurigkeiten zu verhindern. So wurden beispielsweise seit 1996 Listen entwickelt, welche angaben in welchen Spitätern die Patienten auf Kosten der obligatorischen Versicherung behandelt werden dürfen. Dies wiederum führte im Zeitraum von 1998 bis 2014 zu Schliessungen von Spitätern und Kliniken (von 378 auf 289). Zur gleichen Zeit reduzierte sich die Zahl

der Spitalbetten um rund 20%. Weitere Massnahmen, um den Kostenanstieg der Spitäler zu minimieren, zielten auf die Ökonomisierung hin. Seit 2012 wurde durch eine neue Spitalfinanzierung beschlossen, dass mittels „Fallspauschalen“ nur die einzelnen Leistungen, welche die Spitäler erbringen, abgerechnet werden. Das bedeutet auch, dass diese Leistungen zu 45 Prozent von der Versicherern und zu 55 Prozent von der öffentlichen Hand getragen werden. So wurden Ressourcen sparsamer eingesetzt und auch die Spitäler traten miteinander in Wettbewerb.⁴⁸⁰

Nicht nur die Spitalkosten wurden somit aufgeteilt. Auch die Regulierung und Kontrolle der Krankenpflegeausbildung entwickelte sich im Untersuchungszeitraum von 1945 bis 1990 von den privaten und konfessionellen Ausbildungsstätten hin zu einer überkantonalen und nationalen Ausbildungsstruktur.

1.2 Regulierung und Kontrolle der Krankenpflegeausbildung

Bereits am 31. August 1949 wurden in einem Beschluss der Sanitätsdirektorenkonferenz⁴⁸¹ im „Reglement zur interkantonalen Übereinkunft über das Krankenpflegepersonal“⁴⁸² erste Schritte unternommen, um die Krankenpflegeausbildung auf nationaler Ebene zu kontrollieren und zu vereinheitlichen. So wurde unter § 1 und §2 verdeutlicht, dass die Inhaber und Inhaberinnen mit dem anerkannten Diplom (welches mindestens 3 Jahres Ausbildung beinhaltet) in allen Krankenstation und-anstalten befugt sind der berufsmässigen Pflege nachzugehen.⁴⁸³

Somit wurde bereits zu Beginn der 1950er Jahre eine einheitliche Dauer der Ausbildung zur Krankenpflege auf 3 Jahre beschlossen. Dabei galten nur die vom SRK anerkannten Schulen als berechtigt, ein Diplom auszustellen, welches auch vom SDK akzeptiert wurde.

⁴⁸⁰ Vgl. Spitäler. Online: <https://www.geschichtedersozialensicherheit.ch/institutionen/kantonale-lokale-und-private-institutionen/spitaeler> (Stand: 15.7.22)

⁴⁸¹ Anm.: SDK ist der frühere Begriff der heutigen GDK. Gerade in Zeiten von grenzüberschreitenden Gesundheitskrisen besteht im Gesundheitswesen unter den Kantonen ein hoher Abstimmungsbedarf. Die SDK entstand 1919 während der Spanischen Grippe und wurde 2004 in den GDK (Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren) unbenannt. Ziel dieses Gremiums ist es den Austausch zwischen Kantone, Bund und wichtigen Organisationen im Gesundheitsbereich zu gewährleisten. Durch die zweimal jährlich stattfindende Plenarversammlung der kantonalen Sanitätsbeauftragten, die Expertise und Hinzuziehung externer Fachexperten konnte eine gemeinsame Wissensbasis aufgebaut werden, von der insbesondere auch kleinere Kantone profitieren konnten. Vgl. Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren. Online: <https://www.geschichtedersozialensicherheit.ch/akteure/verbaende-und-organisationen/default-ee6fea71d8> (Stand: 25.6.21)

⁴⁸² Reglement zur interkantonalen Übereinkunft über das Krankenpflegepersonal
Beschluss der Sanitätsdirektorenkonferenz vom 31. August 1949, 1. In; Dossier J2.15-01#2006/276#550*, Berufsbezeichnung FA SRK (Protokolle, Beilagen, Vernehmlassungen und Verfügung), Aktenzeichen 331.40, Zeitraum 1963-1972, Schachtel 2006/276_182, PKP, Geschichte der PKP, (Wärterin, Hilfspflegerin, Pflegerin für Betagte und Chronisch Kranke bis Praktische Krankenpflege) 1949-1981.

⁴⁸³ Vgl. Reglement zur interkantonalen Übereinkunft über das Krankenpflegepersonal
Beschluss der Sanitätsdirektorenkonferenz vom 31. August 1949, 1. In; Dossier J2.15-01#2006/276#550*, Berufsbezeichnung FA SRK (Protokolle, Beilagen, Vernehmlassungen und Verfügung), Aktenzeichen 331.40, Zeitraum 1963-1972, Schachtel 2006/276_182, PKP, Geschichte der PKP, (Wärterin, Hilfspflegerin, Pflegerin für Betagte und Chronisch Kranke bis Praktische Krankenpflege) 1949-1981.

Zudem wurden in diesem Reglement weitere erste Kategorien von Krankenpflegeberufe festgehalten (Pflege von Gemüts- und Geisteskranken, Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege sowie die Bestimmungen für Familienpflege). Schulen ausserhalb des SRKs konnten sich eine Einzelanerkennung bei Erfüllung der Rahmenbedingungen einholen.⁴⁸⁴

Dieser erste Beschluss der Sanitätsdirektorenkonferenz dürfte die Diakonissenmutterhäuser mit ihren Krankenpflegeschulen ein erstes Mal unter Zugzwang gestellt haben. Damit ihre Krankenpflegeschulen dem schweizerischen Standard genügten, mussten sie vom SRK anerkannt und akzeptiert sein.

Rund zehn Jahre später, anno 1958, fand sich in der Zeitschrift des Dachverbandes der Spitäler (VESKA) in der Maiausgabe ein Artikel zur ganzheitlichen Pflege und zu aktuellen Schwesternmangelproblem aus der Perspektive der Arbeitnehmenden in den Spitälern, also auch dem freien Pflegepersonal. Frau Dr. Margrit Kunz, Oberin der Schweizerischen Pflegerinnenschule in Zürich, schrieb darin über die neu aufkommenden angelsächsischen und nordischen Pflegekategorien Krankenschwester und Krankenpflegerin und deren neue Pflegemethoden, die zu einer klaren Funktionalisierung der Pflege führen würden. Zudem behandelt der Artikel die Einführung des Acht-Stunden-Tages sowie die damit aufkommende Berufstätigkeit der verheirateten Frau. Nicht zuletzt fragt er auch nach den ethisch-religiösen Grundlagen der Pflege. Frau Kunz pointiert in ihrem Essay insbesondere die Rolle der Krankenschwester. Darin zeigte sie auf, dass auch der Schwesternberuf Anspruch auf kurze Arbeitszeiten, gutes Gehalt und möglichst viele persönliche Freiheiten mit sich bringen soll. Der ursprünglich karitative Charakter dieses Berufes schein ein Auslaufmodell zu sein und die Zukunft wird zeigen, in welche Richtung es weitergeht. Die Reduzierung der Arbeitszeit soll ihrer Ansicht nach aber nur so weit reduziert werden, als das die ganzheitliche Methode der Krankenpflege unangetastet bleibt. Die ethisch-religiöse Grundlage bildet weiterhin das Fundament, auf dem alles aufgebaut sei.⁴⁸⁵

Der Beruf der Schwester soll somit ein spezielles ethisch-religiöses Fundament beibehalten, sich gleichzeitig aber auch gewissen Neuerungen und Bedürfnissen der Gesellschaft anpassen. Wichtig bleibt Sr. Margrit Kunz, dass die Ganzheitlichkeit der Pflege erhalten bleibt und diese nicht schrittweise funktionalisiert oder gar fragmentiert werde.

⁴⁸⁴ Vgl. Reglement zur interkantonalen Übereinkunft über das Krankenpflegepersonal Beschluss der Sanitätsdirektorenkonferenz vom 31. August 1949, 1. In; Dossier J2.15-01#2006/276#550*, Berufsbezeichnung FA SRK (Protokolle, Beilagen, Vernehmlassungen und Verfügung), Aktenzeichen 331.40, Zeitraum 1963-1972, Schachtel 2006/276_182, PKP, Geschichte der PKP, (Wärterin, Hilfspflegerin, Pflegerin für Betagte und Chronisch Kranke bis Praktische Krankenpflege) 1949-1981.

⁴⁸⁵ Vgl. Kunz Margrit, Ganzheitliche Pflege in: Zeitschrift VESKA, Mainummer (2) 1-2. in: Dossier J2.15-01#2006/276#550*, Berufsbezeichnung FA SRK (Protokolle, Beilagen, Vernehmlassungen und Verfügung), Aktenzeichen 331.40, Zeitraum 1963-1972, Schachtel 2006/276_182, PKP, Geschichte der PKP, (Wärterin, Hilfspflegerin, Pflegerin für Betagte und Chronisch Kranke bis Praktische Krankenpflege) 1949-1981.

Auch zur Rolle der staatlichen Regulierung der Krankenpflegeschulen äussert sich die Oberin der Schweizerischen Pflegerinnenschule kritisch. Anders als das SRK, welche mit einer Tendenz zur Vereinheitlichung der Pflegeausbildung plädieren, fordert sie weiterhin am privaten Charakter der Pflegeschulen festzuhalten. In der Schweiz sind Ende der 1950er Jahre immer noch ein Grossteil der Krankenpflege-Schulen privat organisiert. Sie argumentiert, dass die Schweiz immer ein kleines Land gewesen sei, das geistigen Einflüssen von allen Seiten offen stand. In ihren Augen hat die Schweiz darum die Verpflichtung, ihren eigenen Weg, den Weg der Mitte zu gehen.⁴⁸⁶

Die Kritik seitens der Krankenpflegerinnen und Krankenschwestern in den Spitälern zeuge somit ebenfalls davon, dass sie sich nur ungern Vorgaben machen liessen. Sie bevorzugten es individuell und situativ zu handeln und ihre Krankenpflegeausbildung und deren Vorgaben möglichst frei nach bestem Wissen und Gewissen umsetzen zu können. So wird im Beitrag der Oberin der Schweizerischen Pflegeschule in Zürich von einer zu starken Zentralisierung und staatlichen Reglementierung abgeraten. So verlief der Ausbau der Spitäler in der Schweiz bis in die 1960er Jahre nur wenig koordiniert. Die Folgen waren mitunter ein erhöhter Personalmangel. Es gab anfangs kaum eine kantonsübergreifende gemeinsame Planung. Erst die verstärkt aufkommende Kritik an den Kostensteigerungen im Gesundheitswesen hatte Ende der 1960er Jahre zur Folge, dass Planungsanliegen im Gesundheitsbereich an Bedeutung gewannen. Vor allem der Verband der Schweizerischen Krankenanstalten (VESKA) regte dazu an, die Zusammenarbeit zwischen Kantonen und Bund in der Spitalplanung zu optimieren. Dies hatte zur Folge, dass 1972 das Schweizerische Krankenhausinstitut (SKI) gegründet wurde. In diesem Gremium arbeiteten sowohl der Bund, die Kantone als auch die Fachstellen zusammen. Die Zusammenarbeit zwischen SRK, SDK und VESKA umfasste auch Regelungen zur Ausbildung im Gesundheitswesen. Seit den 1960er Jahren wurden unterschiedliche Massnahmen zur Entwicklung von neuen Berufskategorien unternommen. Diese erbrachten jedoch nicht immer die erhoffte Wirkung. In den 1990er Jahren traten die Kantone die Regelungskompetenzen bei den Gesundheits- und Pflegeberufen an den Bund ab. Die Kantone wehrten sich jedoch bis heute erfolgreich gegen eine Zentralisierung der Gesundheitsförderung. Die SDK, seit 2004 in die Konferenz der kantonalen

⁴⁸⁶ Vgl. Kunz Margrit, Ganzheitliche Pflege in: Zeitschrift VESKA, Mainummer (2) 1-2. in: Dossier J2.15-01#2006/276#550*, Berufsbezeichnung FA SRK (Protokolle, Beilagen, Vernehmlassungen und Verfügung), Aktenzeichen 331.40, Zeitraum 1963-1972, Schachtel 2006/276_182, PKP, Geschichte der PKP, (Wärterin, Hilfspflegerin, Pflegerin für Betagte und Chronischkranke bis Praktische Krankenpflege) 1949-1981.

Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren unbenannt, nahm auch in der jüngsten Zeit eine wichtige Scharnierfunktion zwischen Bund und Kantone ein.⁴⁸⁷

1.2.1 Der Notstand in der Krankenpflege und Etablierung der Hauspflegevereine

Im Bericht „Notstand in der Krankenfürsorge“ der „Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“⁴⁸⁸ wurde im Jahr 1966 auf die schlechten Arbeitsbedingungen der Gesundheitsberufe und das fehlende Pflegepersonal in der Krankenpflege und der häuslichen Gemeindepflege aufmerksam gemacht. Darin wurde berichtet, dass die ersten Krankenpflegevereine zum Teil bereits im 19. Jahrhundert mit dem Aufkommen der Diakonissen- und Ordenshäuser ins Leben gerufen wurden. Für viele Krankheitsfälle war bereits damals die klinische Behandlung die wirksamste und aussichtsreichste geworden. Bei anderen Fällen aber genügte die häusliche Pflege vollkommen, besonders wenn die Betreuung durch eine geschulte Pflegerin ergänzt werden konnte. Auch bei der damals üblichen Vollbesetzung oder gar Überfüllung der Krankenhäuser brachten die Hauspflegevereine⁴⁸⁹ eine willkommene Entlastung. Das wirkte sich auch wieder für die Kantone günstig aus, indem dadurch die von ihnen zu tragenden Defizite der Spitäler kleiner blieben.⁴⁹⁰

Damals drang die häusliche Pflege von den Städten vermehrt auch aufs Land hinaus. Sie stellten den Kranken ihrer Gemeinden oder Quartiere vollausgebildete Krankenschwestern zur Verfügung, die auf Anmeldung hin die zu Hause gepflegten Patienten aufsuchten und ihnen die speziell auf sie angepasste Pflege ermöglichten. Die Zahl ihrer täglichen Visiten lag zwischen fünf und fünfzehn Besuchen, weshalb sie bald darauf vermehrt von ihren Organisationen mit Motorfahrzeugen ausgerüstet worden sind. Die von Patient zu Patient eilenden Gemeindeschwestern, die ‚sœurs visitante‘ in ihren mannigfaltigen Trachten, gehörten zum eigentlichen Bild vieler damaliger Wohngebiete. Im Artikel wurde ebenfalls die Ausbildung der damaligen freien und konfessionellen Schwestern beschrieben. Eine grosse Anzahl von konfessionellen oder neutralen Schwesternschulen sorgte für die

⁴⁸⁷ Vgl. Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren. Online: <https://www.geschichtedersozialensicherheit.ch/akteure/verbaende-und-organisationen/default-ee6fea71d8> (Stand: 25.6.21)

⁴⁸⁸ Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 2.

⁴⁸⁹ Anm.: Die Hauspflegevereine wurden seit 1957 in einem aktiven Verband zusammengeschlossen, der „Schweizerischen Vereinigungen der Hauspflegeorganisationen“ mit einem Juristen an der Spitze und einem Sekretariat in Zürich. Die Vereinigung veranstaltete jährliche Versammlungen der Vereinsabgeordneten sowie solche der Vermittlerinnen. Vgl. Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 5.

⁴⁹⁰ Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 2.

gründliche Ausbildung der Gemeindeschwestern. Anstellung und Entlohnung waren in der Regel die Sache von kirchlichen oder neutralen Vereinen, die meist zu diesem Zweck gegründet wurden.⁴⁹¹

Eine neue Tendenz in der Krankenpflege war darum die Entstehung von sogenannten Hauspflegevereinen. Zu diesen Krankenpflegevereinen, die vielerorts schon ein ansehnliches Alter aufwiesen, waren, meist erst in der Nachkriegszeit die Hauspflegevereine hinzugetreten. Sie befassten sich mit den besonderen Fällen, wenn beispielsweise eine Hausfrau durch Krankheit oder Erholungsbedürftigkeit, besonders auch durch das Wochenbett an der Führung des Haushaltes verhindert war. Die Notwendigkeit dieses Dienstes war erst durch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Hochkonjunktur in vollem Masse zutage getreten und entwickelte sich aus dem Mangel an „Haustöchtern“.⁴⁹²

Während früher eine stattliche Schar von „Haustöchtern“ in Haushalten, Gewerbe oder Bauernbetrieb der Eltern tätig war, hatte sich die Lage hauptsächlich seit Kriegsende, stark verändert. „Haustöchter“ waren auf dem Land und in der Stadt überaus selten geworden, da sie in zahlreichen Berufen in Gewerbe, Handel und Industrie schon bald nach der Schulentlassung im vollen Erwerbsleben standen. Auch der ganze Berufsstand der Kranken- und Wochenpflegerinnen war gegenüber früher stark zurückgegangen. So mussten sich auch hier gemeinnützige Kreise mit der Aufgabe befassen, den Haushaltungen ihres Gebietes für Notfälle solche Kräfte zur Verfügung zu stellen und den betreffenden Familien zuzuteilen. Während am einen Ort ein Frauenverein oder der schon bestehende Krankenpflegverein die neue Aufgabe erkannte und auf sich nahm, war es an andern nötig, neue Vereine oder Kommissionen zu gründen, die sogenannten Haus- und Heimpflegevereine, mancherorts auch Familienhilfe genannt.⁴⁹³

Für die Ausbildung dieser Pflegerinnen standen Schulen in Zürich, St. Gallen, Chur, Ob- und Nidwalden, Schwyz, Basel und Bern und weitere in den welschen Kantonen offen. In einer ca. 1½ jährigen Ausbildung bereiten sie ihre Schülerinnen für diesen Dienst vor, einen Dienst, der ebenfalls eine gute praktische Begabung, viel Einfühlungsgabe und Anpassungsfähigkeit, womöglich auch Geschick für die Leitung der Kinder verlangte. Leider war die Zeit der Absolventinnen dieser wertvollen Ausbildungsstätte viel zu klein, um der Nachfrage zu genügen. So müssen sich denn zahlreiche Hauspflege-Organisationen notgedrungen mit

⁴⁹¹ Vgl. Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 2.

⁴⁹² Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 2.

⁴⁹³ Vgl. Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 2.

weniger gründlich oder gar nicht ausgebildeten Kräften begnügen. Leider reichte aber auch so die Zahl der vorhandenen Hauspflegerinnen bei weitem nicht aus, um alle Lücken zu füllen. Die Lage war ähnlich wie bei den ausgebildeten Krankenschwestern, sowohl in den Spitälern wie in den Vereinen und in der Privatpflege. Aufgrund des akuten Personalmangels mussten viele Spitäler eine Unmenge von Zeit, Kraft und Geld damit verwenden, die Lücken wieder aufzufüllen. Und was noch schlimmer war, viele Pflegerinnen, und gerade die opferwilligsten unter ihnen, waren oft in einer kaum zu verantwortenden Masse mit Überstunden belastet. Immerhin konnten die Krankenhäuser sich einigermaßen mit ausländischen Schwestern und Dienstboten behelfen. Für die Kranken- und Hauspflegevereine kam diese Lösung aber kaum in Frage, da sich für die Pflege in den Häusern nur Leute eignen, die mit unseren Verhältnissen einigermaßen vertraut sind und auch sprachlich keine Schwierigkeiten haben.⁴⁹⁴

Gerade die zum Dienstleistungssektor gehörende Pflege habe es besonders schwer, die jungen Frauen nicht an die florierende Industrie und das Gewerbe zu verlieren. Diese ganze Erscheinung sei ein Teilgebiet des in den 1960er Jahren immer bedrückender werdenden Mangels an Personal für die sogenannte Infrastruktur für den Dienstleistungssektor, wie es die Wirtschaftswissenschaft nennen. Industrie und Gewerbe konnten, wenigstens in ihren blühendsten Zweigen, dem Personalmangel ohne weiteres durch die Erhöhung der Löhne und weiterhin durch die Gewinnung ausländischer Arbeitskräfte begegnen. Die Dienstleistungsbetriebe, sogar die rein staatlichen, hatten es viel schwerer dieser Konkurrenz standzuhalten. Für die vor der Berufswahl stehende weibliche Jugend bedeute diese Situation einen starken Anreiz, den Berufen des eigentlichen Wirtschaftslebens den Vorzug zu geben, auch wenn vielleicht Neigung und Charakter sie ebenso sehr zu einem pflegerischen Beruf gezogen hätten.⁴⁹⁵

Hinzu komme zu all dem noch der Nachteil, dass die Pflegeausbildung erst später nach einem reiferen Eintrittsalter begonnen werden darf und zudem auch noch schlechter bezahlt ist als eine Bürostelle. Junge Frauen, welche bereits in einer kaufmännischen Anstellung eine gut bezahlte Stelle inne hatten, würden sich schwerlich dazu entschliessen, noch einmal in die Lehre zu treten, um dann einen weniger gut bezahlten Beruf, der zudem wenig Aufstiegsmöglichkeiten bietet, auszuüben. Darum hatte eine bessere Entlohnung dieses Dienstes oberste Priorität – neben der erzieherischen Beeinflussung – ein wichtiges

⁴⁹⁴ Vgl. Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 2.

⁴⁹⁵ Vgl. Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 2.

Mittel, diesen Bildungsgang in den Augen der Öffentlichkeit und besonders der heranwachsenden Jugend anziehender zu machen.⁴⁹⁶

1.2.2 Finanzielle Tragbarkeit der Pflege für Gemeinde und Kantone

Ein weiteres Problem stellte die finanzielle Tragbarkeit der Pflege dar. Bei jedem Wechseln einer Pflegeperson muss der Verein damit rechnen, durch Lohnerhöhungen, Freizeit- und Wohnungsentschädigung, zusätzliche Pensionsversicherung und anderes Entgegenkommen genügenden Anreiz zu bieten, um die offene Stelle wieder besetzen zu können. Der finanzielle Gewinn der Vereine waren jedoch vielerorts nur in bescheidenem Masse vorhanden. Diese Einnahmen bestanden in der Regel aus: Mitgliederbeiträgen, Beiträgen der Politischen Gemeinden, Gaben von Korporationen, Firmen und Privaten, auch Krankenkassen und den Taxen der verpflegten Familien.⁴⁹⁷

Die Finanzierung in den marginalen Bergregionen war besonders zum Problem geworden. Zwecks der Ergründung der finanziellen Situation wurde eine Befragung im Toggenburg durchgeführt und ausgewertet. Zur Jahreswende 1965/66 wurde unter den 40 Pflegevereinen der Bezirke Unter-, Alt-, Neu- und Obertoggenburg, also im voralpinen Gebiet des Kantons St. Gallen, eine Rundfrage durchgeführt, um über die finanzielle Lage der Pflegevereine einen Überblick zu gewinnen. Von 40 Pflegevereinen erhielt man 24 Antworten, während die übrigen 16 Vereine nicht reagierten. Wie sich später zeigte, rührte die Zurückhaltung in der Beantwortung der Umfrage z. T. daher, dass man sich scheute, Fremden in die eigene prekäre Lage Einblick zu gewähren. Zudem mussten bereits zwei Krankenpflegeorganisationen nach jahrzehntelangem Wirken ihre Tätigkeit einstellen, da sie keine Pflegerinnen mehr finden konnten. Von den 24 Antwortenden bestätigten 12, dass ihnen in den letzten Jahren finanzielle Schwierigkeiten in steigendem Masse zu schaffen machten, hauptsächlich deshalb, weil die Einnahmen mit den notgedrungen wachsenden Ausgaben, besonders für Besoldung, nicht mehr Schritt halten konnten. Andere hatten durch Bazole oder eingegangene Legate vorübergehende Erleichterung erfahren, konnten aber trotzdem auf die Dauer ihr Jahresbudget nicht im Gleichgewicht halten.⁴⁹⁸

Eigentliche Notstände traten zutage in Mitteilungen wie den folgenden: „Die Anstellung einer Gemeindekrankenschwester wurde verschiedentlich geprüft, scheiterte aber immer

⁴⁹⁶ Vgl. Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 3.

⁴⁹⁷ Vgl. Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 3.

⁴⁹⁸ Vgl. Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 3.

wieder an der Finanzierung.“⁴⁹⁹ „Seit zwei Jahren weder Gemeindeschwester noch Hauspflegerin eingestellt.“⁵⁰⁰ Einige Vereine konnten ihren Vermögensstand halten, weil sie während längerer Zeit keine Pflegerin angestellt hatten. Ganz im Kontrast zu der prekären Lage der ländlichen Hauspflegevereine standen grössere reichere Gemeinden. Sie hatten weniger Probleme, die Hauspflege sowie die Krankenfürsorge finanziell abzusichern.

Sorgenfrei konnten diejenigen Organisationen arbeiten, bei denen die Politische Gemeinde oder die Kirchengemeinde das jährliche Defizit trugen. Dies war vor allem in industriell geprägten Ortschaften der Fall. Es kam bei dieser Erhebung auch die Tatsache an den Tag, dass da und dort schon laut oder leise die Frage erwogen wurde, ob man angesichts der Schwierigkeiten die Hauspflegevereine überhaupt weiter führen solle.

Mit der Umfrage wurde ersichtlich, dass vielerorts eine Sanierung nur möglich war, wenn Bund oder Kantone oder besser beide die Notlage als staatliche Aufgabe erkennen würden und Unterstützung garantierten. Darum stellte der Bericht im Jahr 1965 eine zusätzliche Erhebung über die Leistungen der Kantone bei den Sanitätsdirektionen (wenigstens der meisten deutschschweizerischen Kantone) an. Die Ergebnisse waren noch überraschender als diejenige der ersten Umfrage an die Gemeinden, da sie doch die denkbar grösseren Unterschiede zutage förderten.⁵⁰¹

„(Appenzell) Ausser-Rhoden, Baselland, Schaffhausen und Thurgau zahlen keinerlei Beiträge, St. Gallen nur einmalige Gründungsbeiträge. Daneben gibt es sogar einige Bergkantone, die nach ihren Möglichkeiten Subventionen auszahlen, nämlich Glarus 350 Franken pro Pflegerin, Graubünden 20 (bis 30) Prozent der Netto-Ausgaben, Schwyz 1 Franken pro Pflegetag, Uri 100 bis 2500, Zug 50 bis 2000 Franken pro einzelnen Verein (oder Gemeinde) Genf, Neuenburg (3 Franken pro Pflegetag); Nidwalden, Solothurn und Waadt leisten ebenfalls zum Teil erhebliches. [...]“⁵⁰²

Das Zitat veranschaulicht die breit divergierende und heterogene Organisation der Gesundheitsbereiche verschiedener Kantone.

Die Dachorganisation der Hauspflegevereine leistete als Verband für Vereine beider Konfessionen aus der ganzen Schweiz gute Dienste. Problematisch war jedoch, dass gerade

⁴⁹⁹ Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 3.

⁵⁰⁰ Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 3.

⁵⁰¹ Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 4.

⁵⁰² Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 4.

kleinere ländliche Pflegevereine nicht über die nötigen finanziellen Mittel verfügten, dem Verband beizutreten. Brassel appelliert hierzu abschliessend in seinem Bericht:

„Die Kantone sollen ihre Hilfe so reglementieren, dass sie gezielt für die wirklichen Notfälle verwendet wird. Eine Hilfeleistung durch den Bund hätte aber den Vorteil, dass dadurch ein gerechter Ausgleich zwischen besser gestellten, mittleren und finanzschwachen Landesteilen geschaffen würde.“⁵⁰³

1.3 Professionalisierung in der Krankenpflegeausbildung

1.3.1 Die diplomierte Krankenpflegefachperson

Auch wenn es sich heutzutage bei der Krankenpflege um ein hoch professionalisiertes Berufsfeld handelt, werden vermehrt Laien für die Pflege von älteren Menschen angestellt. Oft stammen diese Pflegenden aus Osteuropa und besitzen nur selten eine entsprechende Ausbildung. Dabei wird Care-Arbeit in diesen Arrangements nicht als professionelle Tätigkeit verstanden, die spezifischen Fachwissens bedarf. Diese entspricht der Deutung der freiberuflichen Krankenpflege in den Anfängen, die ebenfalls die psychischen Qualitäten als „Teil des weiblichen Geschlechtscharakters“ verstanden hatte.⁵⁰⁴ Pflege- und insbesondere Betreuungsarbeiten werden bis heute mit quasi-natürlichen, weiblich konnotierten Fähigkeiten wie „Leben hegen und pflegen, sich in die Bedürfnisse anderer einfühlen, sie schützen [...]“⁵⁰⁵ verbunden. Krankenpflege und – so darf hinzugefügt werden: Betreuung –, urteilt die Pflegewissenschaftlerin Claudia Bischoff, ist „Beruf und gleichzeitig Nicht-Beruf“, dessen Beruflichkeit durch Nichtbezahlung, Verfügbarmachung der ganzen Person und die Ideologie der weiblichen Liebestätigkeit „verschleiert und geleugnet“ wird.⁵⁰⁶ Die beiden hier skizzierten Dichotomien wurden von Claudia Heinzmann untersucht. Abschliessend betont sie, dass die Pflege durchaus auch heute noch auf diesen Gegensätzen beruht, welche zu widersprüchlichen und spannungsreichen berufsinternen und -externen Problemfeldern führten und immer noch führen. Zum einen existiert das Ziel der Pflegenden, eine ganzheitliche Pflege zu erreichen, obwohl gleichzeitig die funktionale Fragmentierung in eine Vielzahl separater Aufgabengebiete führt. Zum

⁵⁰³ Brassel H., Notstand in der Krankenfürsorge in: Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni 1966 in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178, 5.

⁵⁰⁴ Vgl. Heinzmann Claudia, Ausbildung und Arbeitssituation, 112; Wecker Regina, Geschlecht Macht Beruf. Beruf Macht Geschlecht. In: Braunschweig Sabine (Hg.) Pflege Räume, Macht und Alltag. Beiträge zur Geschichte der Pflege Zürich 2006, 15-25, hier 22.

⁵⁰⁵ Vgl. Käppeli Silvia, Vom Glaubenswerk zur Pflegewissenschaft. Geschichte des Mit-Leidens in der christlichen, jüdischen und freiberuflichen Krankenpflege, Zürich 2004, 116. vgl. auch Wecker Regina. Geschlecht Macht Beruf. Beruf Macht Geschlecht. In: Braunschweig Sabine (Hg.) Pflege Räume, Macht und Alltag. Beiträge zur Geschichte der Pflege Zürich 2006.

⁵⁰⁶ Vgl. Braunschweig Sabine. Die Entwicklung der Krankenpflege und der Psychiatriepflege in der Schweiz. In: Walter Ilsemarie, Seidl E., Konzon V. (Hg.) Wider die Geschichtslosigkeit in der Pflege, Wien 2004, 113-122, hier 115. Vgl. auch Roth Sabina. Arbeit am Pflegewissen. Ausbilden, entwickeln und forschen an der Krankenpflegeschule Zürich 2010, 158.

anderen bleibt der Dualismus von Pflege und Betreuung als professionelles Handeln und der intuitiv anlastenden Laientätigkeit. Sie bilden dabei einen kontrastreichen Rahmen, in welchem professionell Pflegende und Betreuende heute agieren und gleichzeitig in ihren Handlungen und Arbeitssituationen bestimmt werden.⁵⁰⁷

In der Schweiz wurden die Ausbildungen der Pflege und Betreuung durch die Bildungsreform grundlegend verändert. Als Ausgangspunkt diente die in den 1990er Jahren revidierte Bundesverfassung, mit der die Gesundheitsausbildungen dem gesamtschweizerischen Bildungssystem angepasst und die Gesundheitsberufe neu dem Bund unterstellt wurden.⁵⁰⁸

Die Berufsgruppen Gesundheit, Soziales und Kunst (sogenannte GSK-Berufe) der Berufsbildungslandschaft in der Schweiz zeigten sich bis in die 1990er Jahre hinein als sehr heterogen. Anders als die Berufe der Industrie und des Gewerbes wurden sie nicht durch das eidgenössische Berufsbildungsgesetz (BBG) von 1978 reglementiert, sondern lagen noch immer im Zuständigkeitsbereich von Kantonen oder Verbänden.⁵⁰⁹

Der zuständige Verband für die Gesundheits- und Pflegeberufe war bis Mitte der 1990er Jahre das Schweizerische Rote Kreuz (SRK). Sie war die zentrale Instanz für die Ausbildung einer Vielzahl von Pflegeberufen wie etwa die allgemeine Krankenpflege (AKP) oder die praktische Krankenpflege (PKP). Für weitere Ausbildungsgänge im Gesundheitswesen, wie beispielsweise die Hauspflege waren jedoch weiterhin die Kantone zuständig.⁵¹⁰ Mit dem Beschluss des Bundesrates anno 1996, die Pflegeausbildung zukünftig bundesrechtlich zu regeln, erfolgte in der Praxis eine mehrjährige „Transitionsphase“, in der sich die Kantone und das Schweizerische Rote Kreuz allmählich

⁵⁰⁷ Vgl. Heinzmann Claudia. Ausbildung und Arbeitssituation des Betreuungspersonals in stationären, intermediären und ambulanten Einrichtungen. In: Gute Betreuung im Alter in der Schweiz. Eine Bestandsaufnahme. Hg. Carlo Knöpfel et al. Zürich 2018, 112.

⁵⁰⁸ Vgl. Heinzmann Claudia. Ausbildung und Arbeitssituation des Betreuungspersonals in stationären, intermediären und ambulanten Einrichtungen. In: Gute Betreuung im Alter in der Schweiz. Eine Bestandsaufnahme. Hg. Carlo Knöpfel et al. Zürich 2018, 115. Und vgl. Kaufmann Anja. Wandel der Berufe im Gesundheitswesen. Auswirkungen der Bildungsreformen auf über 50 Gesundheits- und Sozialberufe, Zürich 2010, 7. Vgl. auch , Burla Leila und Rüfenacht J. Ausbildungen in der Humanmedizin und in Pflege und Betreuungsberufen (Obsan Bulletin Nr. 2, 2013) Neuchâtel: Schweizerisches Gesundheitsobservatorium https://www.obsan.admin.ch/sites/default/files/publications/2015/obsan_bulletin_2013-02_d.pdf (Zugriff am 10.01.20) vgl. auch Schäfer Monika, Scherrer A. und Burla L. Bildungsabschlüsse im Bereich Pflege und Betreuung. Systematische Übersichtsarbeit (Obsan Bulletin Nr. 24, 2013) Neuchâtel: Schweizerisches Gesundheitsobservatorium, 7.

⁵⁰⁹ Vgl. Heinzmann Claudia. Ausbildung und Arbeitssituation des Betreuungspersonals in stationären, intermediären und ambulanten Einrichtungen. In: Gute Betreuung im Alter in der Schweiz. Eine Bestandsaufnahme. Hg. Carlo Knöpfel et al. Zürich 2018, 115. Vgl. auch Berufsbildungsgesetz, 2016, Kaufmann Anja. Wandel der Berufe im Gesundheitswesen. Auswirkungen der Bildungsreformen auf über 50 Gesundheits- und Sozialberufe, Zürich 2010, 7 vgl. auch Schäfer Monika, Scherrer A. und Burla L. Bildungsabschlüsse im Bereich Pflege und Betreuung. Systematische Übersichtsarbeit (Obsan Bulletin Nr. 24, 2013) Neuchâtel: Schweizerisches Gesundheitsobservatorium, 7.

⁵¹⁰ Vgl. Heinzmann Claudia. Ausbildung und Arbeitssituation des Betreuungspersonals in stationären, intermediären und ambulanten Einrichtungen. In: Gute Betreuung im Alter in der Schweiz. Eine Bestandsaufnahme. Hg. Carlo Knöpfel et al. Zürich 2018, 115.

aus ihrem bisherigen Verantwortungsbereich zurückzogen. Dabei wurde im Januar 2004, mit dem Inkrafttreten des Berufsbildungsgesetzes, die Pflegeausbildung dem Bundesamt für Berufsbildung und Technologie (BBT) – dem heutigen Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) – unterstellt. Damit war auch eine Umwandlung der Berufs- und Titelbezeichnungen verbunden, welche sowohl mit der eidgenössischen als auch mit der internationalen Berufsbildungssystematik in Übereinstimmung gebracht werden musste.⁵¹¹

1.3.2 Diakonissen und die Planung der Lehrpläne des SRK

Das Diakonissenhaus Riehen öffnete bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts (später auch das Diakonissenhaus Neumünster) ihre Krankenpflegeschulen schrittweise für freie Schwestern. Seit 1905 wurde in den Jahresberichten vermerkt, dass pro Abschlussjahr jeweils zwei freie Schülerinnen an der Krankenpflegeschule in Riehen aufgenommen wurden.⁵¹² Anno 1943 erhielt die Krankenpflegeschule Riehen daraufhin die volle Anerkennung des Schweizerischen Roten Kreuzes.⁵¹³

Zum einen fand eine Differenzierung von Pflegearbeiten statt, welche sich in fachlichen Spezialisierungen zeigte und damit auf die Anforderungen eines zunehmend wirtschaftlich regulierten Gesundheitssystems reagierte.⁵¹⁴ Diese Auffassung stand im Gegensatz zu einem holistischen Pflege- und Betreuungsverständnis, welchem viele Diakonissen auch im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts folgten. Gerade für Diakonissen, welche in der Pflege tätig waren, war ein rein funktionaler Ansatz der Pflege unverständlich. Zudem zeigten sich widersprüchliche Entwicklungen in der fortschreitenden Professionalisierung der Pflege. Diese stand im Kontrast zu Auffassung, dass Pflege ohne Weiteres auch von einem Laien ausgeführt werden könnte. Ein Blick auf die Wurzeln der weltlichen Krankenpflege zeigt, dass die berufliche Ausbildung und damit die Professionalisierung von Pflege ein wesentlicher und ernstzunehmender Faktor in der Entstehungsgeschichte der nichtkonfessionellen Krankenpflege einnahm.⁵¹⁵

Nachfolgend wird anhand von Korrespondenzen von Vorstehern der grösseren Deutschschweizer Diakonissenmutterhäuser mit Sr. Magdelaine Comtesse, der Sekretärin

⁵¹¹ Vgl. Heinzmann Claudia. Ausbildung und Arbeitssituation des Betreuungspersonals in stationären, intermediären und ambulanten Einrichtungen. In: Gute Betreuung im Alter in der Schweiz. Eine Bestandsaufnahme. Hg. Carlo Knöpfel et al. Zürich 2018, 115f.

⁵¹² Vgl. Kellerhals et al. (Hg.), Zeichen der Hoffnung, 213.

⁵¹³ Vgl. Kellerhals et al. (Hg.), Zeichen der Hoffnung, 213 und 79. Jahresbericht, 1931, 11-13, Heim, Schwesterntum 156, 255.)

⁵¹⁴ Vgl. Höpflinger François und Hugentobler V. Familiäre, ambulante und stationäre Pflege im Alter -- Perspektiven für die Schweiz. Bern 2005, 10.

⁵¹⁵ Vgl. Braunschweig, 2004, S. 114ff, Käppeli, 2004, 100ff in: Heinzmann Claudia. Ausbildung und Arbeitssituation des Betreuungspersonals in stationären, intermediären und ambulanten Einrichtungen. In: Gute Betreuung im Alter in der Schweiz. Eine Bestandsaufnahme. Hg. Carlo Knöpfel et al. Zürich 2018, 111.

der Kommission für Krankenpflege des SRK, verdeutlicht, wie sich die Diakonissenhäuser und ihre Krankenpflegeschulen anfänglich aktiv in die Diskussion über die neuen Stoffpläne und die Reorganisation der Krankenpflegeschulen eingebracht haben. In einem Schreiben vom 21. Juni 1958 äussert der Vorsteher des Neumünsters, Pfarrer Baumgartner, den Vorschlag die Oberinnen der Ordens- und Diakonissenhäuser auch an die Sitzungen der Arbeitsgruppen zur Ausgestaltung der Lehr- und Stoffpläne aussenden zu dürfen. Schliesslich seien diese ja mitverantwortlich für das Gelingen und hätten bei solchen Fragen zur Allgemeingültigkeit auch ein Recht auf Mitsprache.⁵¹⁶

Am 3. November 1959 wandte sich die Sekretärin der Kommission für Krankenpflege des SRK erneut an die Diakonissenhäuser. Diesmal ging das Schreiben an die Oberin der Diakonissenanstalt Riehen, Marguerite van Vloten. Sie fordert van Vloten und die Leitungen der anderen Krankenpflegeschulen der Diakonissenhäuser auf, die neu verfassten Grundsätze des SRK zur Krankenpflegeausbildung zu überprüfen und deren Qualität durch ihre Erfahrungen in ihrer Lehrtätigkeit zu garantieren. Bis Ende 1959 sollte sie in Absprache mit den anderen Diakonissenhäusern ihre Stellungnahme zurücksenden.⁵¹⁷

Die Rückmeldung erfolgte von Pfarrer Baumgartner im Namen der Konferenz der schweizerischen Diakonissenhäuser am 8. Januar 1960. Darin fordern die Diakonissenhäuser Riehen und Bern eine Einteilung in die Berufsgruppen „Alterspflegerinnen“ und „Hilfspflegerinnen“. Riehen und Bethanien-Zürich würden zudem lieber auf verbindliche Richtlinien vonseiten des Roten Kreuzes verzichten und eine Regelung innerhalb der Diakonissenhäuser bevorzugen. Das Neumünster habe vor allem den Begriff „Hilfspflegerinnen für chronisch Kranke“ vor Augen. Zudem fällt auf, dass innerhalb der Krankenpflegeschule der Diakonissenhäuser grosse Unstimmigkeit über die Dauer dieser Hilfspflegerinnen-Ausbildung herrscht. Insgesamt fällt bei den Rückmeldungen der Diakonissenhäuser auf, dass auch sie sich grösst mögliche Freiheit in der Umsetzung ihrer Praktika und schlussendlich auch ihren angebotenen Ausbildungszweigen wünschen.⁵¹⁸

⁵¹⁶ Vgl. Korrespondenz zwischen Pfarrer Baumgartner und Schwester Magdelaine Comtesse, Sekretärin der Kommission für Krankenpflege des Schweizerischen Roten Kreuzes vom 21. Juni 1958. In: Dossier J2.15-01#2006/276#550*, Berufsbezeichnung FA SRK (Protokolle, Beilagen, Vernehmlassungen und Verfügung), Aktenzeichen 331.40, Zeitraum 1963-1972, Schachtel 2006/276_182, PKP, Geschichte der PKP.

⁵¹⁷ Vgl. Korrespondenz zwischen Schwester Magdelaine Comtesse, Sekretärin der Kommission für Krankenpflege des SRK und der Oberin der Diakonissenanstalt Riehen, Marguerite van Vloten vom 3. November 1959. In: Dossier J2.15-01#2006/276#550*, Berufsbezeichnung FA SRK (Protokolle, Beilagen, Vernehmlassungen und Verfügung), Aktenzeichen 331.40, Zeitraum 1963-1972, Schachtel 2006/276_182, PKP, Geschichte der PKP.

⁵¹⁸ Vgl. Korrespondenz zwischen Pfarrer Baumgartner und Schwester Magdelaine Comtesse, Sekretärin der Kommission für Krankenpflege des Schweizerischen Roten Kreuzes vom 8. Januar 1960. (Die Rückmeldung auf Grundsätze der Krankenpflegeausbildungen erfolgten im Namen der gesamten Konferenz der schweizerischen Diakonissenhäuser) In: Dossier J2.15-01#2006/276#550*, Berufsbezeichnung FA SRK

An einer Sitzung des SRK vom 21. Januar 1960 zu den Rotkreuz-Fortbildungsschulen findet sich in den Protokollen auch der Hinweis, dass die Probemeisterin der Diakonissenanstalt Riehen, Jakoea Gelzer an der Sitzung teilgenommen habe. Im Protokoll wurde vermerkt, dass sie sich nach Gemeindepflegekursen in der Deutschschweiz erkundigt habe. Dies deutet zumindest darauf hin, dass man auch Ausbildungsschwestern der Diakonissenhäuser und ihre Krankenpflegesschulen zu den Arbeitsgruppensitzungen des SRK einlud.⁵¹⁹

1.3.3 Weiter- und Zusatzausbildungen in der Krankenpflege

Der Beruf der Krankenpflegerin geriet im Verlauf der 1970er Jahre mehr und mehr in eine Sackgasse, wie es die Archivunterlagen seitens des SRK aufzeigen. Es habe sich herauskristallisiert, dass der Begriff „Krankenpflegerin“ habe missverstanden werden können, und es wurde zudem festgestellt, dass es nicht das Ziel sei, den Krankenpflegerinnen Fortbildungen anzubieten, die zu einem der jetzigen Diplomberufe führen würden. Diese Möglichkeiten würden bereits bestehen. Vielmehr solle angestrebt werden, dass sie sich im Bereich der Langzeitpatientenpflege verbessern können. Leider passiere es jedoch weiterhin, dass Krankenpflegerinnen trotz einer Fortbildung in Bezug auf Tätigkeit und Lohn gleichgestellt blieben. Durch eine offizielle Anerkennung von bestimmten Zusatzausbildungen solle diese Situation verbessert werden.⁵²⁰

1.4 Zusammenfassung – Neue Strukturen und Werte im Gesundheitswesens

Die Finanzierungsmöglichkeit des Gesundheitsbereichs der verschiedenen Kantone weisten noch bis in die 1960er Jahre grosse Unterschiede auf. Bei der Untersuchung der Archivdokumente wurde zudem augenscheinlich, dass ab den 1960er Jahren eine schrittweise staatliche Regulierung der Krankenpflegeausbildung ins Auge gefasst wurde. Eine Vereinheitlichung der Krankenpflegeausbildungen wurde zuerst von allen Seiten gelobt und angestrebt, stellte sich jedoch als kein leichtes Unterfangen heraus. Kritische Stimmen zur Vereinheitlichung kamen insbesondere von den Diakonissenhäusern, aber auch einzelne Kantone kritisierten die vereinheitlichten Strukturen, da man sich insbesondere über die Begrifflichkeiten, die Länge der Ausbildung und die jeweiligen Zusatz- und Weiterbildungen der Pflegeberufe nicht einig war. Eine Eigenart der schweizerischen Verhältnisse war es somit, dass die Ausbildung der Krankenpflege bis weit ins 20. Jahrhundert nicht nur durch den Staat geregelt wurde, sondern die Diakonissen und

(Protokolle, Beilagen, Vernehmlassungen und Verfügung), Aktenzeichen 331.40, Zeitraum 1963-1972, Schachtel 2006/276_182, PKP, Geschichte der PKP.

⁵¹⁹ Vgl. Dossier J2.15-01#2014/51#530 *, Dossier Hugo Remund/Krankenpflege/SRK Fortbildungsschule, div. Unterlagen, Korrespondenz, Aktenzeichen: 340.1, Schachtel 2014/51_133, Zeitraum:1958-1966.

⁵²⁰ Vgl. Dossier J2.15-01#2006/276#594*, Weiterbildung der Krankenpflegerinnen/der Krankenpfleger FA SRK, 1972, Aktenzeichen 331.47, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178.

andere Verbände und Gremien der Kantone, Spitäler und der Krankenpflege vom Schweizerischen Roten Kreuz anfangs aktiv in die Entscheidungsprozesse miteinbezogen wurden. Insbesondere im Übergang der privaten Krankenpflegeschulen der Mutterhäuser hin zum einem staatlich regulierten Ausbildungssystem für Krankenpflege nahmen die Diakonissenhäuser und ihre Pflegeschulen zu Beginn eine wichtige Funktion ein.

Aus der Perspektive der Diakonissenhäuser wurde festgestellt, dass ihre Meinung bezüglich Lehrpläne und Planung der Pflegeschulen zu Beginn der Umstrukturierung durchaus gefragt war. Dies änderte aber nichts am Umstand, dass sie sich schon bald aus dem Bereich der Krankenpflegeschulen zurückziehen mussten. Insbesondere ab der Mitte der 1960er Jahre wurde dem damaligen Gesundheitssystem der Ernst der Lage bewusst. Dies zeigt sich auch in den Quellendokumenten des SRK. So finden sich in den Protokollen bis ins Jahr 1960 Hinweise auf die Anwesenheit von Diakonissen der grösseren landeskirchlichen Diakonissenmutterhäuser. Danach scheint aber ihr Einfluss auf die Lehrplanentwicklung der fortschreitenden Professionalisierung der Krankenpflege zu schwinden, da keine weiteren Hinweise auf ihre Mitarbeit weder aus den Akten des SRK noch aus Dokumenten der Archive der untersuchten Diakonissenmutterhäuser hervorgehen.

Zu viele Krankenstationen litten an Personalmangel. Dem Mangel versuchte man mit besseren Jobaussichten und Möglichkeiten im Pflegebereich entgegenzuwirken. Fragmentierung und medizinische Technisierung hatten ebenfalls ab den 1970er Jahren vermehrt zugenommen. Die Nachfrage gestaltete das Angebot und so kam es seit den 1970er Jahre zu einer erneuten Professionalisierung im Gesundheitswesen, welche nahezu losgelöst von konfessionellen Einflüssen stattfand. Bis zur Jahrtausendwende hat zudem eine Akademisierung der Pflege stattgefunden, so dass es heute möglich ist, in Pflegewissenschaften zu promovieren.

Eine weitere wichtige Beobachtung dürfte die Verschiebung des Wertekanons innerhalb der Pflegearbeit darstellen. So ist durch die vermehrte Zunahme an professionellen unabhängigen freien Schwestern in den Krankenhäusern auch ein verändertes Berufsethos in die Krankensäle vorgedrungen. Das neue Wertesystem setzt sich einerseits aus einem hoch ideell aufgeladenen konfessionellen Berufsethos und andererseits aus einem immer stärker wirtschaftlich ausgerichteten, realen sowie professionellen Berufsethos zusammen. Die kommenden beiden Kapitel ergründen die Ursprünge, Anpassungen und Kombinationen von neuen Wertekanonen in der Krankenpflege.

2. „Dienen“ - Konfessionelles Berufsethos und Professionalisierung

Zu den zentralen Arbeitsgebieten der Schwestern zählte seit Beginn der Etablierung des Diakonissenwesens Mitte des 19. Jahrhunderts die Krankenpflege. Die Krankenpflege blieb bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts zahlenmässig das grösste Betätigungsfeld der untersuchten Diakonissen- und Schwesterngemeinschaften und bildet darum den Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit. Anfänglich nahmen die Diakonissen in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Gründung ihrer Krankenpflegeschulen in der Ausbildung von Krankenpflegerinnen gar eine Vorreiterrolle ein.

Im folgenden Kapitel werden die bereits vorgestellten Lebensverläufe zweier Schwestern der ersten Kohorte als Schwesterngruppe mithilfe ihrer Interviews und Archivdaten weiter vertieft und so auch Einblicke in die Vorstellungen ihres Berufsethos ermöglicht.

Einerseits handelt es sich um den Lebensverlauf einer Diakonisse in der Krankenpflege (A1) und andererseits wird der Lebensweg einer Schwester (A2) in der Mission nachgezeichnet. Gerade durch die pflegerische Arbeit nahe am Menschen liessen sich für die Diakonissenhäuser Krankenpflege und religiöse Missionsarbeit in fernen Ländern durch die Schwestern gut vereinen. Die Missionstätigkeit war aber nicht allen Diakonissenmutterhäuser gleich wichtig.

Das erste Unterkapitel widmet sich in einem Hauptteil der weiblichen evangelischen Krankenpflege mit der Professionalisierung und deren schrittweisen Veränderungen im Untersuchungszeitraum von 1945 bis 1990. Dabei werden vor allem die Ausbildungsbedingungen in den Mutterhäusern vorgestellt.

Zudem werden die Veränderungen der Arbeitsbedingungen und -strukturen der Krankenpflege aufgezeigt. Die interviewten Schwestern mit ihren Lebensgeschichten und Lebenswegen innerhalb der Mutterhäuser lassen sich mit den Archivmaterialien der Mutterhäuser verweben, so dass eine umfangreiche Perspektive auf das Betätigungsfeld der Krankenpflege der Diakonissen in der unmittelbaren Nachkriegszeit entsteht. Mit einigen Ausblicken werden auch Tendenzen im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts aufgezeigt.

In einem Unterkapitel erwähnt die vorliegende Arbeit die Mission zwar als Teilbereich der Betätigungsfelder der Diakonissen, doch ist es im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, noch weiter auf die Veränderungen der Mission im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einzugehen. Die weibliche protestantische Missionstätigkeit von Deutschschweizer Diakonissen stellt somit nach wie vor ein bestehendes Forschungsdesiderat dar. Die vorliegende Untersuchung bietet nur eine kurze Einführung und einen Überblick. Die Arbeit erhofft sich somit neue Forschungsprojekte, welche der evangelischen Missionsarbeit von Deutschschweizer Diakonissen nachgehen, anzustossen.

Die interviewte Schwester A2⁵²¹ verbindet alle drei hier vorgestellten Themen des Forschungskontextes. Als Missionsschwester absolvierte sie vor ihrem Einsatz in Kamerun die Ausbildung zur Krankenpflege und Hebamme. In Kamerun war sie mehrere Jahre in der Mission in einem Lepradorf als Krankenschwester und Hebamme tätig, bis ein Brandunfall sie zur Genesung in die Schweiz zurückführte. Doch nach dem Heimaturlaub zur Heilung ihrer Brandverletzung, kehrte sie nicht mehr nach Afrika ins Lepradorf zurück. Ihr Mutterhaus, das Neumünster auf dem Zollikerberg, war kurz vor 1960 dringend auf der Suche nach einer neuen Oberin. Die Perspektive auf die Veränderungen innerhalb der Institutionen und ihre dazu verfassten Protokolle aus den Jahren 1960 bis 1986 und weitere Archivdokumente ermöglichen Einblicke in den institutionellen Wandel des Mutterhauses aus der Sicht einer weiblichen Oberin. Zudem dokumentiert er die Neuorientierung der Betätigungsfelder im Diakonissenhaus Neumünster auf dem Zollikerberg bei Zürich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Archivdokumente werden dazu vor allem im Kapitel 3.1, der Milieuauflösung der evangelischen Krankenpflege, erwähnt.

2.1 Krankenpflege – eine weibliche evangelische Professionsgeschichte

Die gewaltigen medizinischen Fortschritte führten im 19. Jahrhundert zu grossen Veränderungen: Das frühere Spital entwickelte sich von einer Bewahranstalt für mittellose Kranke und Alte zu einem modernen medizinischen Zentrum, in welchem Mediziner mit neuen Behandlungs- und Untersuchungsmethoden forschten und arbeiteten. Ab 1860 entstanden in der Schweiz an vielen grösseren und kleineren Orten kleinere Spitalbauten, die neu allen Bevölkerungsgruppen zugänglich waren. Diese Veränderungen übten einen grossen Einfluss auf die Pflege aus. Bis Mitte und teilweise auch Ende des 19. Jahrhunderts waren religiös gebundene Schwestern oder Brüder sowie zivile Wärterinnen und Wärter für die Betreuung der Patienten in den Spitälern verantwortlich.⁵²²

Die Krankenpflege hatte sich um die Jahrhundertwende vom 19. ins 20. Jahrhundert zu einem „idealen“ Frauenberuf entwickelt. Die vormals mitunter männlichen Krankenwärter wurden an den neu entstehenden Ausbildungsstätten nur selten zugelassen und gerieten dadurch gegenüber den diplomierten Krankenschwestern ins Hintertreffen.⁵²³

Die modernen Ärzte verlangten aber, dass die Diakonissen den wachsenden anspruchsvollen Anforderungen der Pflege gerecht wurden. Evangelische Diakonissen und katholische Nonnen standen den neuen Spitälern zahlenmässig schon damals nicht

⁵²¹ Vgl. Interview 009.

⁵²² Vgl. Fritschi Alfred: Schwesterntum. Zur Sozialgeschichte der weiblichen Berufskrankenpflege in der Schweiz 1850-1950, Zürich 1990; Braunschweig Sabine; Hüten – Warten – Pflegen. Das Pflegepersonal der Heil und Pflegeanstalt Friedmatt in Basel 1910-1930, Lizentiatsarbeit, Basel 1988.

⁵²³ Vgl. Fritschi Alfred: Schwesterntum. Zur Sozialgeschichte der weiblichen Berufskrankenpflege in der Schweiz 1850-1950, Zürich 1990; Braunschweig Sabine; Hüten – Warten – Pflegen. Das Pflegepersonal der Heil und Pflegeanstalt Friedmatt in Basel 1910-1930, Lizentiatsarbeit, Basel 1988.

ausreichend zur Verfügung. Einerseits lösten die eigenständig arbeitenden Diakonissen bei den Ärzten Skepsis aus und andererseits traute man dem früheren Wartpersonal die erforderliche Ausbildung nicht zu. Diese Lücke war ideal, um sie mit dem neuen Frauenideal aus den bürgerlichen Schichten zu füllen. Die „bürgerliche Frau“⁵²⁴ erachtete man dabei als geeignet für die notwendige Vor- und Nachbetreuung der Kranken. Zudem blieb den Frauen der Zugang zur Universität zu diesem Zeitpunkt weitgehend verschlossen und sie verfügten nur über eine kleine Auswahl an für sie standesgemässen Berufen. Es erschien somit vielen Frauen erstrebenswert, die Zeit bis zur Eheschliessung mit dem Erlernen der Krankenpflege sinnvoll zu überbrücken. Durch diese Ausbildung wurden sie gleichzeitig ideal auf ihre zukünftige Position als Gattin und Mutter vorbereitet.⁵²⁵

Zusammen mit dem Gemeinnützigen Frauenverein gründete eine der ersten Schweizer Ärztinnen, Dr. Anna Heer, 1901 die Pflegerinnenschule im Frauenspital in Zürich. Zur gleichen Zeit hatte die internationale Rotkreuz-Bewegung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts begonnen, die Verwundetenpflege im Kriegsfall neu zu organisieren. Diese Umstrukturierung sollte in der Schweiz vor allem dazu führen, dass sich in erster Linie Frauen angesprochen fühlten, sich unter militärisch-medizinischer Leitung Grundkenntnisse anzueignen. Es war ebenfalls der Zentralsekretär des SRK, der bereits erwähnte Dr. Walter Sahli, welcher 1899 die erste Rotkreuz-Pflegerinnenschule am Privatspital Lindenhof in Bern eröffnete. Zuvor gab es in den 1890er Jahren auch Bemühungen für den wenig erfolgreichen „Krankenwärterkurs für Männer und Frauen“. Diesen Kurs bot das SRK an verschiedenen Spitälern in der Schweiz an. Da sich der Erfolg dieser Kurse jedoch in Grenzen hielt, entschied man sich dafür, einen systematischen Ausbildungsgang aufzubauen. Dies führte zur Gründung der Lindenhof-Pflegerinnenschule in Bern. Bei den schulischen Inhalten konnte man zu Beginn noch eng mit den Krankenpflegesschulen der grösseren Diakonissenhäuser in Bern, Zürich und Basel (Riehen) zusammenarbeiten.⁵²⁶

An der Wende zum 20. Jahrhundert hatten die Krankenpflegesschulen der Diakonissenhäuser noch als Vorreiterrolle inne. Jedoch haben sie im Verlauf des 20. Jahrhundert ihre Monopol- und Führungsstellung verloren. Zwar haben die schweizerischen Rotkreuz-Pflegesschulen, wie auch die Archivdokumente und die späteren

⁵²⁴ Anm.: Mit „bürgerlicher Frau“ ist hier die Frau aus gut situierten Familien gemeint allen voran auch solche, welche sich die Ausbildung zur freien Krankenschwester leisten konnten oder denen diese von ihren Eltern finanziert werden konnte.

⁵²⁵ Vgl. Fritschi Alfred: *Schwesterntum. Zur Sozialgeschichte der weiblichen Berufsrankenpflege in der Schweiz 1850-1950*, Zürich 1990; Braunschweig Sabine; Hüten – Warten – Pflegen. *Das Pflegepersonal der Heil und Pflegeanstalt Friedmatt in Basel 1910-1930*, Lizentiatsarbeit, Basel 1988.

⁵²⁶ Vgl. Braunschweig Sabine. *Auf den Spuren der Männer in einem Frauenberuf – weshalb die Krankenpflege weiblich ist*. In: *Geschlecht und Wissen – Genre et savoir – Gender and Knowledge. Beiträge der 10. Schweizerischen Historikerinnentagung 2002*, Bosshart-Pfluger Catherine, Grisard Dominique, Spätri Christina (Hg.), Zürich 2004, S. 123-124.

Ausführungen dieser Arbeit noch zeigen werden, sehr wohl mit den Diakonissenmutterhäusern und ihren Schulen zusammengearbeitet, doch hatten die Letztgenannten nach dem zweiten Weltkrieg mit rückläufigen Schwesternzahlen zu kämpfen.

Die Schliessung der vielen Aussenstationen der Mutterhäuser war vornehmlich durch die rückläufigen Schwesternzahlen bedingt. Die Mutterhausleitung konnte die Schwesternzahlen auf den Aussenstationen ab den 1960er Jahren schlichtweg nicht mehr halten. Die Arbeit in der Krankenpflege stellte für die Schwestern während mehr als hundert Jahren das Hauptbetätigungsfeld dar und gab ihrem Dienst einen klaren Auftrag und eine Lebensaufgabe. Die Krankenpflege strukturierte dadurch ihren Alltag und war für die Schwestern identitätsstiftend.

2.2 Krankenpflegeausbildung im Mutterhaus

Der Ausbildungsort im Mutterhaus einer Diakonissenanstalt hatte eine wegweisende Funktion für eine Schwesterngemeinschaft. Das Mutterhaus formte dabei die junge, vorläufig eingetretene, zukünftige Schwesternkohorte und gerade die Zeit als Jung- oder Probeschwester bildete für die oftmals schwierigen, körperlich wie auch seelisch fordernden Arbeitsbedingungen in der Krankenpflege das nötige Rüstzeug für die spätere eingesegnete und standhafte Diakonisse.

Das Mutterhaus galt bis Mitte des 20. Jahrhunderts als evangelische Institution für die Mädchenausbildung in der Krankenpflege und weitere weiblich konnotierte Berufe im Sozialbereich und in der Hauswirtschaft. Die Erziehung und Ausbildung evangelischer Töchter innerhalb des Mutterhauses bot der bestehenden Schwesterngemeinschaft ebenfalls die Möglichkeit, Jungschwestern als Nachwuchs für das eigene Mutterhaus anzuwerben und zu rekrutieren. In den folgenden Unterkapiteln werden die Ausbildungsmöglichkeiten verschiedener Mutterhäuser der Deutschschweiz aus dem Zeitraum Mitte der 1940er bis Mitte der 1950er Jahre aufgezeigt. Zu Beginn der 1940er Jahre herrschte eine angespannte Stimmung im Diakonissenhaus Zollikerberg. Kurz vor dem Eintritt von A1 kam es dort zu vielen Austritten. Dies geschah im Zusammenhang mit einem Disput mit dem damals amtierenden Vorsteher und Pfarrer Gottlieb Spörri und der Direktion des Neumünster Spitals. Pfarrer Spörri hatte daraufhin eine neue Schwesterngemeinschaft in Braunwald im Kanton Glarus gegründet.⁵²⁷

1942 gab es bereits freie Schwestern und Diakonissen in den Ausbildungskursen der Krankenpflegekurse der Krankenpflegeschule Neumünster. Sie waren in ihrer Anzahl ausgeglichen: acht freie Schwestern und acht Diakonissen. A1 berichtet aus ihrer eigenen

⁵²⁷ Vgl. Interview 007, Z 252-271.

Ausbildungszeit nur sehr wenige Details, erwähnt dafür im Interview immer wieder die Überforderung, welche sie beispielsweise bei Nachtschichten und alleiniger Verantwortung für eine ganze Station verspürte.⁵²⁸

Am 1. Oktober 1942 entschloss sich A1 (*1917) definitiv dafür, ins Diakonissenhaus Neumünster einzutreten. Es war jeweils üblich, dass der Schwesternrat vor der definitiven Einsegnung einer Schwester ins Mutterhaus an der Schwesternratssitzung über die einzusegnende Schwester sprach: Zustimmung oder Ablehnung sowie teilweise auch noch ein längeres Zuwarten für die Einsegnung waren die möglichen Optionen.

Auch A1 erscheint sechs Jahre nach ihrem Eintritt in den Schwesternratsprotokollen des Diakonissenhauses Neumünster. Die Sitzung fand am 5. Juli 1948 nachmittags auf dem Zollikerberg statt. Anwesend waren jeweils die gewählten Schwesternratsmitglieder aus den Reihen der Schwesternschaft, die Probemeisterin, die Oberin und der männliche Vorsteher des Werkes. Im Traktandum 2 wurden die Einsegnungen behandelt und A1 wird als siebte einzusegnende Schwester in den Akten erwähnt:

„Schw. A1 geb. 1917, eingetr. 1942 ist gewissenhaft, zuverlässig und gesund und zeigt grosse Freudigkeit an ihrer Aufgabe im Kinderspital, ist sich auch der Verantwortung voll bewusst.“⁵²⁹

Die ausbildenden Schwestern hatten oftmals keine Zeit, ihren Schülerinnen die Abläufe und neuen Aufgaben geduldig aufzuzeigen und sie mit ihnen einzuüben. Ihr anstrengender Spitalalltag verunmöglichte dies schlichtweg. A1 musste auf den Stationen alles Mögliche machen: putzen, Essen servieren, Spucknapf leeren und betten.⁵³⁰

Dazwischen mussten sie in den Pausen auch immer wieder lesen, schreiben oder lernen. Auch die Mittagszeit war keine wirkliche Mittagspause, denn in den Mittagsstunden erhielten sie Unterrichtslektionen von den Ärzten des Krankenhauses Zollikerberg. Die eigentliche praktische Ausbildung der jungen Schwestern lief meist nebenher. Der Spitalalltag musste vor allem für die Patientinnen und Patienten möglichst angenehm und effizient gestaltet werden. Die Hauptaufgaben bestanden darin, dass die jungen Schwestern die Patienten auch gleich zu pflegen lernten. Die Schwestern hatten auch nur wenig Zeit, sich bei den Ärzten nochmals zu erkundigen und nachzufragen, falls sie im Unterricht etwas nicht ganz verstanden hatten. Oftmals schildern sie diese als geduldige Lehrer in der medizinischen Anwendung der Krankenpflege. Diese Verehrung zeigte sich insbesondere auch in der unbestrittenen hierarchischen Stellung der Ärzte in Bezug zum Krankenpflegepersonal. Diese Hierarchie wurde von den meisten Schwestern akzeptiert

⁵²⁸ Vgl. Interview 007, Z 356-383.

⁵²⁹ ADN, Schwesternratsprotokoll vom 5. Juli 1948, Zollikerberg, 1948, 1.

⁵³⁰ Vgl. Interview 007, Z 292 und 316.

und nicht weiter hinterfragt. Vor allem die jungen Diakonissen sahen sich als Ausführende, welche die von den Ärzten delegierte Arbeit zu erledigen hatten. Auch die Arbeitszeiten waren ein Grund für die Überforderung.

Die vorher genannten Beispiele von Überforderung zeigen auf, dass viele Diakonissen in schwierigen Situationen Zuflucht im Glauben suchten. Sie taten dies mit einem Stossgebet und den täglichen morgendlichen und abendlichen Andachten, in denen sie ihre Sorgen und Ängste Gott mitteilten. Viele Schwestern nannten aber auch das enge Verhältnis zur Probemeisterin als essenzielle Unterstützung in schwierigen Situationen. Sie stand ihnen mit Rat und Tat zur Seite und in schwierigen Situationen in der Arbeit oder der Gemeinschaft hatte sie immer ein offenes Ohr für ihre Schützlinge. Ein Mittel, um die Überforderung von jungen Diakonissen und Probeschwestern einzudämmen, war zudem eine solide Bibelausbildung. Diese Ausbildung erhielten sie neben der professionellen Krankenpflegeausbildung, welche meist von den Chefärzten der Spitäler und den Stationsschwestern gehalten wurden. Die Chefärzte vermittelten den jungen Diakonissen in der Regel meist die fundamentalen theoretischen medizinischen Kenntnisse, während die Stationsschwestern mehr für den praktischen Unterricht der jungen Schwestern verantwortlich waren. A1 arbeitete während zwanzig Jahren im Kinderspital Zürich (einer Aussenstation des Diakonissenhauses Neumünsters) als Krankenschwester, später gar als führende und ausbildende Stationsschwester. Die Aussenstation bestand anfangs aus zwölf Diakonissen aus dem Neumünster. Zu dieser Zeit hat sie sich als Stationsschwester auch immer wieder um die Ausbildung von jungen Diakonissen gekümmert.⁵³¹ Mitte der 1940er Jahre waren in den Kindersälen noch bis zu 26 Kinder stationiert. Doch auch diese Aussenstation musste rund 20 Jahre später im Jahr 1964 gekündigt werden, da keine jungen Schwestern mehr nachgekommen sind. Die Zeit der Übergabe der Station an den Kanton beschrieb A1 nicht nur physisch, sondern auch psychisch als sehr anstrengendes Jahr.⁵³²

In den 20 Jahren dort durfte sie neben der Ausbildung der Jungschwestern einiges dazulernen. Zum einen lernte sie Italienisch, um mit ihren Patienten und Angestellten zu sprechen, oder auch das Schreibmaschinenschreiben musste sie lernen, da die vielen Krankengeschichten in den Akten auch dokumentiert werden mussten. Neben der Erwachsenenbildung hat sie später auch die Fachschule für Krankenschwestern besucht. Nach ihrer Zeit als Stationsschwester im Kinderspital Zürich war sie an anderen Standorten stellvertretende Oberschwester. Bis im Jahr 1995, als sie 78-jährig war, hat sie immer wieder regelmässig im Mutterhaus die Hausmutter abgelöst.⁵³³

⁵³¹ Vgl. Interview 007, Z390-397.

⁵³² Vgl. Interview 007, Z515.

⁵³³ Interview 007, Z515-533.

A2 (*1924) absolvierte ebenfalls als junge Schwester die Ausbildung im Mutterhaus Neumünster. Bereits ihre Schwester hatte vor ihr den Beruf der Krankenschwester als Neumi-Diakonisse gelernt. Sie folgte ihrer leiblichen Schwester auf den Zollikerberg und hoffte insgeheim auf den Ruf in die Missionstätigkeit.

In den Protokollen des Schwesternrates der Sitzung vom 21. Juni 1954 wird sie unter dem Traktandum 2, den Einsegnungen, erwähnt. Darin wird in einem kurzen Text über sie berichtet:

„Schw. A2., geb. 1924, eingetr. 1951, in Ausbildung. Ebenfalls als Freie dipl. Neumünsterschwester eingetreten, gegenwärtig in der Hebammenschule der Frauenklinik Zürich in Ausbildung, der sich ein Aufenthalt in England anschliessen soll. Schw. M. kann Schw. E. nur empfehlen, sie ist eine treue Fürbitterin für das Haus und die Mitschw., hat ein klares nüchternes Urteil. Sie wird für die Mission ausgebildet, für die sie sich eindeutig berufen weiss. Der Vater ist mit diesem Weg noch nicht einverstanden und da auch die andere Tochter Schw. F., eine unserer Diakonissen ist, will das Mutterhaus den Eltern möglichst entgegengekommen. Zustimmung.“⁵³⁴

Auch A2 schildert ihre Erfahrungen als junge Krankenschwester. Sie war mit dem Tod von Patienten und mit der Nachtwache überfordert. In den 1940er Jahren hatte man in den Spitälern keine Intensivstationen für die Schwerkranken, man nahm sie darum einfach aus den Schlafsälen heraus und stellte ihre Betten in die Badezimmer. So erlebte sie den Tod ihres ersten Patienten völlig auf sich allein gestellt, im Badezimmer des Spitals des Neumünsters. Bis die zu Hilfe gerufene Stationsschwester aus ihrem Zimmer oberhalb des Spitals herbeigeeilt war, war der Patient bereits verstorben und der Kiefer, welcher starr nach unten gefallen war, erkaltet. Es gestaltete sich als schwierig den Kiefer für die Beerdigung und den Abschied der Familie nach oben zu binden. Gerade in solchen traumatischen beruflichen Erfahrungen war es wichtig, dass die Schwestern im Glauben verwurzelt waren. Viele hatten eine vertrauensvolle Beziehung zu ihrer Probemeisterin, oder zumindest zu einer anderen Mitschwester, um über solche Dinge reden zu können. Später hatte sie Glück und ihr eigentlicher Berufswunsch ging in Erfüllung. So arbeitete sie während mehrerer Jahre als Missionarin, Krankenpflegerin und Hebamme unter anderem in Kamerun in einem Lepradorf. 1960 hatte jedoch ihr Mutterhaus Neumünster andere Pläne für die sich damals im Heimaturlaub befindende Diakonisse: Sie sollte die Leitung des Mutterhauses übernehmen. Dank ihren Schilderungen und Dokumenten aus den Archiven ist es möglich, den institutionellen Wandel in der Ausbildung, der Betätigung und

⁵³⁴ ADN, Schwesternratsprotokoll vom 21. Juni 1954 in der Jungschwesternstube der Diakonissenanstalt Zollikerberg, 1954, 2.

dem Zusammenleben der Schwestern im Diakonissenhaus Neumünster in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts historisch nachzuzeichnen.⁵³⁵

B1 (*1930) wurde nach dem Ende ihrer Ausbildung in der Krankenpflege im Bethesda für drei Jahre nach Walenstadtberg geschickt.⁵³⁶

Nach der Ausbildung der Diakonissen wurde frei über deren Arbeitseinsatz verfügt. Die Mutterhausleitung musste ihr Schwesternkontingent an den verschiedenen Standorten ihrer Aussenstationen erfüllen. Die Schwestern hatten bis Ende der 1960er Jahre nur wenig Einfluss auf ihren Entsendungsort. Sie versprachen beim Eintritt mitunter den Gehorsam. Erst Mitte der 1970er Jahren erfüllte sich dann ihr lang gehegter Traum, als Gemeindeschwester in einer Gemeinde sehr unabhängig in der Pflege von Kranken und Betagten zu arbeiten.⁵³⁷

Die Gemeindeschwester wurde vielerorts als Inbegriff der starken, aufopfernden, selbstbestimmten, mitdenkenden Krankenschwester wahrgenommen. Anders als die Diakonissen, welche in den Spitälern und auf den Aussenstationen arbeiteten, verstand die Gemeindeschwester es auch unabhängig von Ärzten und Direktoren, ihren Pflegeaufgaben nachzugehen. Die Diakonissen in den Spitälern auf den Aussenstationen waren der strengen Hierarchie der Stationsschwestern und der Ärzte in den Spitälern unterstellt.

B2 (*1935) war gerade in ihren frühen 20ern, als sie sich entschloss in das Diakonissenhaus Neumünster einzutreten. Sie erzählte in ihrem Interview davon, dass sie damals eine Art Unikum in der Schwesterngemeinschaft darstellte, da sie Mitte der 1950er Jahre die Soziale Schule in Zürich besuchen und dort ihre Ausbildung zur Erzieherin absolvieren durfte. Im Werbeprospekt aus dem Jahr 1956 hiess es zwar bereits: „Wer für eine soziale Arbeit sich eignet, besucht die nötigen Kurse im nahen Zürich.“⁵³⁸

Doch bedeutete das noch lange nicht, dass diese neuen Ausbildungswege auch wirklich für alle Jungschwestern zugänglich waren.⁵³⁹ B2 bezeichnete sich in ihrer Ausbildungszeit in den späten 1960er Jahren immer noch als „Unikum“, da sie als Erzieherin als eine der wenigen Jungschwestern ihre Ausbildung ausserhalb der Krankenpflege absolvieren durfte.⁵⁴⁰

C1 (*1941) absolvierte ihre Physiotherapieausbildung zwar am Neumünster und arbeitete nach deren Abschluss viele Jahre in der Wäckerling Stiftung als Physiotherapeutin. Sie trat zwar als Schwesternhilfe in das Neumünster ein, entschied sich aber gegen eine Einsegnung im Diakonissenhaus Neumünster. In den 1960er Jahren waren ihr die neuen

⁵³⁵ Vgl. Interview 009.

⁵³⁶ Vgl. Interview 044, Z67.

⁵³⁷ Vgl. Interview 044.

⁵³⁸ ADN, Werbebroschüre „Was soll ich werden?“ 1956, Zollikerberg, 10-11.

⁵³⁹ Vgl. Interview 003.

⁵⁴⁰ Vgl. Interview 003.

Entwicklungen und Strukturen des Mutterhauses zu liberal und zu offen. So gründete sie zusammen mit einigen Mitschwestern, die ähnlich dachten, eine eigene Schwesterngemeinschaft: den Saronsbund. Als Vereins- und Gründungsmitglied des Saronsbundes äusserte sie 1974 aber auch den Wunsch, eine Bibelschulausbildung zu machen. Sie wollte gerne in der Gemeinde im theologischen Bereich arbeiten.⁵⁴¹ Es wurde aufgrund ihres Bedürfnisses nach einer Bibelschulausbildung beschlossen, dass alle Saronsbundmitglieder mindestens einmal für drei Monate eine Bibelschulausbildung absolvieren sollten.⁵⁴² C1 absolvierte die dreijährige Bibelschulausbildung und kam 1977 zurück.⁵⁴³

C2 (*1952)⁵⁴⁴ absolvierte ihre Ausbildung voll und ganz ausserhalb der Krankenpflege und ihres späteren Arbeitsorts, des Diakonissenhauses Riehen. Sie entschied sich für das Lehrerinnenseminar in Bern und war auch nach dem Eintritt an der Vorschule für Pflegeberufe des Diakonissenhauses Riehen im Unterrichtsbereich tätig. Sie wird im Zusammenhang der Bildungsinstitutionen der Krankenpflege nicht weiter erwähnt. Dies gilt auch für B2, welche aufgrund ihrer ausserhalb des Mutterhauses absolvierten Ausbildung zur Erzieherin nicht weiter in den Archivdokumenten erschien und auch in den Oral-History-Dokumenten keine weiteren Angaben zur Entwicklung der Krankenpflege und zu ihren Ausbildungszweigen innerhalb des Diakonissenhauses geben konnte.

2.2.1 Diakonissenhaus Neumünster

Ein Foto von 1956⁵⁴⁵ aus den Archivdokumenten des Diakonissenhauses Neumünster, welches der evangelisch-reformierten Landeskirche angehörte, zeigt wie Diakonissen in verschiedenen hauswirtschaftlichen, medizinischen und pflegerischen Arbeitsgebieten tätig sind: bei der Arbeit mit den Patienten im Krankenzimmer, bei der Beratung, in der Wäscherei und im Labor sowie bei der Auswertung von medizinischen Untersuchungen.⁵⁴⁶

Ziel des vorliegenden Prospekts dürfte es gewesen sein, durch die Visualisierung der vielen Arbeitsbereiche möglichst viele junge, ledige, bildungsferne Frauen anzusprechen und sie nicht zuletzt auch durch die modernen Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten in das Diakonissenhaus Neumünster zu führen. In der Krankenpflegeschule des Neumünsters sieht der Stundenplan 1956 für die Diakonissen Folgendes vor: „Bibelkunde,

⁵⁴¹ Vgl. Interview 010, Z125-126.

⁵⁴² Vgl. Interview 010, Z128-129.

⁵⁴³ Vgl. Interview 010, Z138-139.

⁵⁴⁴ Vgl. Interview 034.

⁵⁴⁵ ADN, Werbebroschüre „Was soll ich werden?“ 1956, Zollikerberg, 9.

⁵⁴⁶ ADN, Verschiedene Aufgabengebiete der Schwestern, Werbeprospekt, Neumünster 1956.

Glaubenslehre, Kirchengeschichte, Geschichte der christlichen Liebe, Seelsorge, Kirchenlied, Praktische Bibelarbeit, Christliche Lebensbilder, Kunstgeschichte usw.⁵⁴⁷

Wie auch andere Mutterhäuser betonten die Krankenpflegeschulen des Diakonissenhauses Neumünster gerne ausdrücklich, dass ihre Schulen vom Schweizerischen Roten Kreuz anerkannt wurden. In den 1950er Jahren zeigte sich bereits eine klare Tendenz dazu, dass das Schweizerische Rote Kreuz als nationales Gremium für die Kontrolle und die Verifizierung von Pflegeberufen zuständig ist. Schon damals kam es im Neumünster zu einer Diversifizierung der Tätigkeitsbereiche der weiblichen Diakonie. Obwohl bereits für die Vielfalt an Berufsfeldern für Diakonissen geworben wird, hiess es in der Realität immer noch, dass ein Grossteil der Schwestern in der Krankenpflege benötigt wurden. Die Öffnung für weitere Betätigungsfelder begann aber bereits in den 1950er Jahren. Das Neumünster war in solchen Belangen eines der ersten Mutterhäuser, welches gewillt war, sich an die Bedürfnisse der jungen Frauen und Schwestern⁵⁴⁸ anzupassen und sich auch ihren Bedürfnissen und Neigungen in beruflichen Belangen zu öffnen.

In den Archivunterlagen des Neumünsters liegt auch der Jahresbericht des Diakonissenhauses auf dem Zollikerberg vor. Dieser zeigt im Jahr 1952 die Verteilung von Spitälern, Gemeindepflegen, Altersheimen, Kinderpflegen, Kindergarten, Ferienheimen und Fürsorgeinstitutionen in welchen Schwestern des Diakonissenmutterhauses Neumünster tätig waren. Gerade in Stadtnähe und rund um das nördliche Zürichseeufer ist eine besonders hohe Dichte an Spitälern, Altersheimen, Kindergärten⁵⁴⁹ zu beobachten. In den ländlichen Gebieten der Kantone Zürich und St. Gallen gehörten auch diverse Landspitäler als Aussenstationen zum Neumünster. In Appenzell Ausserrhoden und Thurgau waren es vor allem Gemeindepflegen, in welchen die Neumünster Diakonissen tätig waren.⁵⁵⁰

2.2.2 Diakonissenhaus Riehen

Über welche Eigenschaften eine Jungschwester des Diakonissenhauses Riehen Mitte der 1950er Jahre verfügen sollte, zeigte die Ausstellung des Schweizerischen Roten Kreuzes vom 2. bis 24. Juni 1956 in Basel.

Die Krankenpflegeschule Riehen wurde zusammen mit anderen Krankenpflegeschulen eingeladen, sich an der Ausstellung zu beteiligen und sich darin selbst zu präsentieren. Keine leichte Aufgabe, wie die Schwestern in ihrem Schwesterntagebuch aus dem Jahr 1956 festhielten. Ihnen war es wichtig, dass sie den Beruf der Diakonisse nicht mit

⁵⁴⁷ ADN, Werbebroschüre „Was soll ich werden?“ 1956, Zollikerberg, 9.

⁵⁴⁸ Vgl. Interview 003 B2.

⁵⁴⁹ Anm.: Einer dieser Kindergärten, welcher von Neumünster Schwestern geführt wurde, befand sich in Luzern. Er wurde von C1 gegen Ende der 1940er Jahre besucht.

⁵⁵⁰ Vgl. ADN, Verteilung der Aussenstationen der Neumünster Diakonissen, Jahresbericht 1952.

demjenigen der freien Schwester gleichsetzten. Zudem war für sie zentral, dass sie nicht einen Beruf bewerben würden, für den es ihrer Meinung nach eine göttliche Berufung benötige. Die Schwestern nahmen sich somit bewusst als Dienerinnen Gottes und ihrer Nächsten wahr. Sie fühlten sich berufen und verstanden dabei die Arbeit, die sie an ihren Mitmenschen leisteten, als göttliche Arbeit und keineswegs nur als dienstleistungsorientierte Pflegearbeit. Sie unterscheiden dadurch sehr bewusst zwischen der Krankenpflege als Diakonisse und als freie Schwester. Zudem wurden verschiedene Szenen aus dem Alltag der Diakonissen in der Ausstellung fotografisch festgehalten. Aus der Abfolge der Fotos wird dem Betrachtenden klar, dass die Schwestern zuerst lernen mussten, bevor sie pflegen konnten. Ebenfalls wird durch diese Abbildungen gezeigt, dass das Leben als Diakonisse in einer Lebens-, Dienst- und Glaubensgemeinschaft stattfindet. Denn die Schwestern verbringen sowohl Zeit im Dienst, in der Gemeinschaft als auch in der Stille und im Gebet.⁵⁵¹

Die Ausbildung der Diakonissen in Riehen wurde ab 1966 ganz nach den Vorgaben des SRK organisiert. Der Fächerkanon wurde aufgeteilt in allgemeine Fächer, grundlegende Fächer und berufliche Fächer, welche wiederum in einzelne Teilfächer unterteilt wurden.⁵⁵²

2.2.3 Diakonissenhaus Bern

Im ersten Semester des ersten Lehrjahres arbeiteten die Schwestern zudem in verschiedenen Praktika im Spital Salem in den Bereichen Massage und praktische Krankenlehre, Verbandslehre, Bibelstunde, Katechismus, Repetieren, Anatomie sowie Physiologie. Am Ende des ersten Semesters mussten die Schwestern ein erstes Examen in den propädeutischen Fächern absolvieren.⁵⁵³

Im zweiten Semester wurde der Schwerpunkt auf die praktische Arbeit im Salem gelegt, sodass nur wöchentlich eine Katechismus- und eine Bibelstunde abgehalten wurden. Während des ersten Lehrjahrs hatten die auszubildenden Schwestern Anspruch auf vier Wochen Ferien. Im zweiten Lehrjahr kamen neue Fächer hinzu, und bereits bekannte wurden noch weiter vertieft. Sie absolvierten zuerst einen dreieinhalbmonatigen medizinischen Kurs. Die Schwestern wurden zudem in den Kursen Ethik, Chirurgie, Innere Medizin, Krankenbeobachtung, Arzneilehre, Psychologie, Säuglings- und Krankenpflege sowie Haut- und Geschlechtskrankheiten, Augenkrankheiten, Nasen- Hals- und Ohrenkrankheiten, Geburtshilfe- Wochenbett und Gynäkologie, Rechnen, Diät, praktische Krankenpflege, Verbandslehre, Erste Hilfe praktisch und theoretisch,

⁵⁵¹ Vgl. AKR, Auszüge aus dem Schwesterntagebuch Riehen, 1956.

⁵⁵² Vgl. AKR, Übersicht der Schwesternausbildung nach SRK und Sr. Jacobea Geltzer (Probemeisterin, Riehen) 1966.

⁵⁵³ Vgl. ADB, Zusammenstellung des Stundepans der Krankenpflege des Diakonissenhauses Bern, 1945.

Gemeinschafts- und Fürsorgedenken, Untersuchungen und Instrumentenlehre, Besichtigungen, Geschichte der Krankenpflege Sektion Inselspital, Rechtsfragen ausgebildet.⁵⁵⁴

Im dritten Lehrjahr mussten sie in drei unterschiedlichen Aussenstationen Praktika absolvieren. Besonderes Augenmerk wurde den Fächern Chirurgie, Innere Medizin, Praktische Krankenpflege, Verbandslehre, Untersuchungen, Erste Hilfe und Ethik geschenkt. Am Ende der Ausbildung kam es zudem zu einer militärischen Musterung der Schwestern durch das Schweizerische Rote Kreuz.⁵⁵⁵

2.2.4 Schwesterngemeinschaft Bethanien

Das Mutterhaus stellte nicht nur einen Arbeitsort, sondern vor allem eine Bildungsanstalt für junge Frauen dar. Auch die evangelisch-methodistische Schwesterngemeinschaft Bethanien aus Zürich wirbt mit Bildern aus dem Arbeitsalltag der Schwestern im Prospekt der Jahre 1955–57 um evangelische Töchter, welche bei ihnen die Ausbildung zur Krankenschwester und gegen Ende der 1950er Jahre vermehrt auch als freie Schwestern die Ausbildung in der Krankenpflege absolvierten. Auch auf den Bildern in den Werbeprospekten des Bethanien kann man Schwestern bei ihrer Arbeit beobachten. Eine junge Schwester misst den Blutdruck mit dem Blutdruckmessgerät am Patienten, eine weitere Schwester trägt die typische Tracht mit gestärkter Haube und Kragen sowie der weissen Schürze. Mithilfe von Prospekten, die Bilder von Schwestern in der Ausbildung oder bei der Arbeit zeigten sowie eingängige klare Appelle an junge Frauen richteten, erhofften sich die Mutterhäuser, die beginnenden rückläufigen Schwesternzahlen mit Neueintritten zu kompensieren. Oftmals wurde in diesen Texten und Fotos das Bild der Diakonisse im Dienst repräsentiert. Darin würde sie ihre weiblichen „Qualitäten“ ausleben und aus Liebe zum Nächsten die Pflege als Lebensaufgabe wahrnehmen. Der Beruf der Schwester wird gar mit dem Beruf der Mutter gleichgesetzt. Und zudem findet sich erneut die Metapher zu den Händen, welche zugleich stark, mild, sanft und weich sein sollten. Sie deuten auf die sinnvolle Tätigkeit der Diakonissen hin.

Als Voraussetzungen für den Eintritt eines jungen evangelischen Mädchens listen sie gute Gesundheit, gute Schulbildung, gute Kenntnisse in allen Hausarbeiten, einer Fremdsprache und Freude am Lernen im Allgemeinen auf. Sie schreiben in ihrem Prospekt ebenfalls, dass die Schule vom Schweizerischen Roten Kreuz anerkannt sei, dass die Ausbildung drei Jahre daure und dass kein Schulgeld von den Töchtern verlangt werde. Im Gegenteil: Die Schwestern in Ausbildung verdienen sogar ihren eigenen Lohn. Dieser beträgt im ersten

⁵⁵⁴ Vgl. ADB, Zusammenstellung des Stundepans der Krankenpflege des Diakonissenhauses Bern, 1945.

⁵⁵⁵ Vgl. ADB, Zusammenstellung des Stundepans der Krankenpflege des Diakonissenhauses Bern, 1945.

Lehrjahr 50 Fr. pro Monat, im zweiten Lehrjahr 150 Fr. pro Monat und im dritten Lehrjahr 175 Fr. pro Monat. Zudem wird den angehenden Schwestern garantiert, dass sie vier Wochen bezahlte Ferien erhalten und pro Woche mindestens eineinhalb freie Tage erhalten. Diese günstigen Ausbildungsbedingungen sowie die Lohnbeschreibungen dürften für mittellose junge Frauen mit wenig finanzieller Unterstützung ein grosser Anreiz gewesen sein.⁵⁵⁶

Die Diakonissen und die freien Schwestern besuchten bereits Ende der 1950er Jahre zusammen den Unterricht und verbrachten auch ihre Freizeit gemeinsam. Ein Modell, welches nicht in allen Mutterhauspflegeschulen so umgesetzt wurde. Auch die Freizeit galt es gehalt- und sinnvoll zu gestalten. So widmeten sich die jungen Schwestern der Musik, dem Gesang und guten Büchern. Gerne wurde auch einmal eine Wanderung unternommen.⁵⁵⁷

2.2.5 Schwesterngemeinschaft Bethesda

Der Unterricht am Bethesda war in den theoretischen und den praktischen Unterricht aufgeteilt. Es fanden ein theoretischer Einführungskurs von sechs Wochen sowie ein theoretischer Schlusskurs von vier Monaten statt, an welchem die Schwestern sich vor allem theoretisches Wissen aneignen sollten. Ein Grossteil des Unterrichts fand jedoch auch hier praktisch im Bethesda-Spital statt. Während zweieinhalb Jahren wurde der gesamte praktische Unterricht auf verschiedenen Krankenabteilungen abgehalten. Davon waren ebenfalls wöchentlich ein bis zwei Stunden theoretischer Unterricht, beispielsweise im Labor zu absolvieren. Im Mutterhaus liegen auch die Wurzeln für die Entwicklung eines vielgestaltigen Schulwesens, das aus bescheidenen Anfängen herausgewachsen ist. Auch der Prospekt der Schwesternschule Bethesda von 1955–57 deutet darauf hin, dass in dieser Krankenpflegeausbildung hauptsächlich ein Augenmerk auf die praktische Krankenpflege gelegt wurde.⁵⁵⁸

2.3 Alternativen zur Pflege

2.3.1 Deutschschweizer Schwestern in der Mission

Die Anfänge der protestantischen Mission finden sich ausgehend von der Erweckungsbewegung⁵⁵⁹ ungefähr nach dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Die Basler

⁵⁵⁶ Vgl. ADBZ, Werbeprospekt Bethanien 1955–57.

⁵⁵⁷ Vgl. ADBZ, Werbeprospekt Bethanien 1955–57.

⁵⁵⁸ Vgl. ADBB, Prospekte der Schwesternschule Bethesda (1955–57).

⁵⁵⁹ Anm.: Der Begriff der Erweckung bezeichnet eine religiös motivierte Erneuerungsbemühung im europäischen und nordamerikanischen Protestantismus des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Erweckungsbewegungen in den angelsächsischen Ländern stellten durch ihren zeitlichen Vorsprung einen Vorbildcharakter für die Schweiz dar. In ihrer Gesamtheit können sie als Teil der neuzeitlichen Modernisierungsprozesse der Gesellschaft verstanden werden. Als Erweckung wird der plötzliche

Mission ist eine der klassischen protestantischen Missionen, welche in Europa um 1800 zur Verbreitung des christlichen Glaubens in Afrika, Lateinamerika und Asien ins Leben gerufen wurde.⁵⁶⁰

Für das rasche Erstarken der 1815 gegründeten Basler Mission waren das organisatorische Wissen und die internationalen Kontakte der pietistischen Elite Basels verantwortlich. Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich die Basler Mission vom patriarchal geführten Missionskomitee zu einem demokratisch organisierten Verein, welcher seine Tätigkeit in der Schweiz von 1970 bis 2000 über die „Kooperation evangelischer Kirchen und Missionen der deutschen Schweiz“ (KEM) zusammen mit den missionarischen Aktivitäten der Kantonal- und Landeskirche koordinierte. Die Diakonissenhäuser stellten auch immer wieder Diakonissen zur Verfügung, welche zusammen mit der Basler Mission an verschiedenen Standorten in Afrika und Asien einer Missionstätigkeit, meist in der Krankenpflege, nachgingen.⁵⁶¹

Von den 69 interviewten Schwestern haben vier Diakonissen in der Mission in Afrika oder Asien gearbeitet. Zwei Schwestern stammen aus dem Ländli in Oberägeri, eine Schwester aus dem Neumünster auf dem Zollikerberg bei Zürich und eine Schwester aus dem Bethesda bei Basel. Im nachfolgenden Kapitel werden diese vier Schwestern und ihre Betätigungsfelder in der Mission genauer beschrieben.⁵⁶²

Ein Betätigungsfeld der Deutschschweizer Mutterhäuser ausserhalb der eigenen Mutterhäuser und Aussenstationen im Inland war die Mission. Nachfolgend werden die Missionsfelder zweier Mutterhäuser mit ihren Veränderungen im Untersuchungszeitraum vorgestellt. Von insgesamt 69 interviewten Schwestern haben vier zumindest für einige Jahre auf dem Missionsfeld gearbeitet: zwei interviewte Schwestern Sr. U. R. (*1937) und Sr. M. G. (*1947) und eine nicht-interviewte (Sr. H. G. 1920) aus dem Ländli sowie A2 (*1924) aus dem Diakonissenhaus Neumünster. Ebenfalls hat Sr. E. M. (*1946) aus dem

vernommene Anruf zur völligen Hingabe an Gott bezeichnet. Die Erweckungsbewegung wird als Strömung im Christentum bezeichnet, welche die Bekehrung des Einzelnen und die praktische christliche Lebensweise besonders betonen. Dabei sind persönliche Bekehrungen, die ebenfalls zu einer Veränderung der Lebensweise führen, charakteristisch für die Erweckungsbewegung. Vgl. Gäbler, Ulrich: „Erweckungsbewegungen“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 23.03.2011. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011425/2011-03-23/>, konsultiert am 13.11.2020.

⁵⁶⁰ Jenkins Paul, Basler Mission in HLS online: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D45256.php> (Stand: 20.09.2018)

⁵⁶¹ Jenkins Paul, Basler Mission in HLS online: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D45256.php> (Stand: 20.09.2018)

⁵⁶² Vgl. Interviews 009, 016, 026, 045. Anm.: „Die christlichen Missionen des 19. und 20. Jahrhunderts verband über ihre nationalen, sprachlichen und theologischen Differenzen hinweg ein gemeinsames Ziel: die Verbreitung des christlichen Glaubens.“ (Ratschiller Linda/Wetjen Karolin (Hg.), *Verflochtene Mission*, Köln Weimar 2018, 15.)

Bethesda in Basel vor ihrem Eintritt ins Diakonissenhaus als Missionarin in Thailand gearbeitet.⁵⁶³

Es handelt sich hierbei nur um einen Einblick in das Missionsfeld der Diakonissenhäuser. Die Archive der genannten Diakonissenmutterhäuser horten eine Vielzahl von noch unerforschten Archivdokumenten zur Missionsgeschichte der Mutterhäuser von evangelischen Schwestern der Deutschschweiz, die für eine weitere und vertiefte Untersuchung zur Verfügung stehen.

Der Beginn der China-Mission der Ländli-Schwestern 1936

Die Entstehung der Lolochristengemeinde auf den Bergen des Jantsekiang begann 1936. Der damalige Missionar ersetzte den vorherigen Missionar Dietrich und seine Familie, wie es in einem Bericht aus dem „Missionsblättli“ des Ländlis heisst.⁵⁶⁴ Der Missionar Dietrich war zu diesem Zeitpunkt der dort gesprochenen Sprache noch wenig kundig. Das Team bestand zudem aus einem lokalen Arzt namens Herr Lo, dem Helfer Peh und den beiden Lehrern Tao und Lo. Die Missionare versuchten somit eng mit der lokalen Bevölkerung zusammenzuarbeiten, und integrierten sie in die Arbeitsprozesse vor Ort. Sie erarbeiteten einen Winterarbeitsplan für die Jantsekiangebene und für die Bewohner ihrer 33 Dörfer.⁵⁶⁵

Sr. H. G. und die Ländlimission in den 1950er Jahren

Das Blättchen „Missionsnachrichten aus Yünnan“ wurde seit dem Jahr 1929 vom Mutterhaus der Ländli-Schwestern veröffentlicht. Es erschien monatlich und die Schwestern berichteten darin von den verschiedenen Missionsstationen ihrer Arbeit, ihren Sorgen und ihrem Einsatz für die meist als Minderheit vertretene Christenheit. Hauptsächlich wurde darin auch von der Situation der Christen berichtet und wie diesen geholfen wurde. In einem Reisebericht aus dem Jahr 1951 berichtete die nicht interviewte Ländli-Schwester Sr. H. G. (*1920) ihren Missionsfreunden von ihrer beschwerlichen Heimreise aus China, das aufgrund der Kommunisten einen weiteren Erhalt der Missionsstation verunmöglichte. Sie schrieb anno 1951:

„Am 13. April erlaubte mir die chinesische Landesregierung meine Heimreise anzutreten. Am 20. April erhielt ich einen Flugplatz und durfte mit anderen Missionaren der China-Inland-Mission bis Chungking fliegen. Wir wurden von den

⁵⁶³ Vgl. Interviews 009, 016, 026, 045.

⁵⁶⁴ Vgl. ADL, Die Entstehung der Lolochristengemeinde auf den Bergen Yüankiangs, in: Missionsnachrichten aus Yünnan 1950.

⁵⁶⁵ Vgl. ADL, Die Entstehung der Lolochristengemeinde auf den Bergen Yüankiangs, in: Missionsnachrichten aus Yünnan 1950.

Geschwistern dort abgeholt und ins Missionsheim gebracht, von dort traten wir dann die lange Heimreise nach Europa und in die Schweiz an.“⁵⁶⁶

Sr. H. G. wurde als Schwester in der Krankenpflege und in der Mission eingesetzt. Nachdem sie bereits in China in der Mission tätig gewesen war, freute sie sich darauf, nach der längeren Zwangspause wieder ins Missionsfeld einzutreten. Durch die Kämpfe in China 1951 waren sie gezwungen, ihre chinesische Missionsstätte abubrechen und wieder in die Schweiz zurückzukehren. Umso grösser war die Freude als klar wurde, dass sie wieder losziehen dürfe, diesmal nach Afrika, nach Wamba-Luadi im Belgisch-Kongo (heute Demokratische Republik Kongo). In ihrer damaligen Rede bedankte sie sich vor allem bei ihren Eltern für die Unterstützung und ihre Zustimmung, sie erneut in die Mission ziehen zu lassen.⁵⁶⁷

Oftmals fragte sich Sr. H. G. bei der Missionsarbeit, was das werden soll. Da halfen ihr die vielen herrlichen Gottesworte und Verheissungen zur täglichen Stärkung. In der Aussichtslosigkeit half ihr das Singen: „Doch hilft Er nicht zum Siege dem Feigling, welcher flieht, o sei ihm heil’gen Kriege ein Mann, des Herz erglüht!“ So waren auch die Schwestern in schwierigen Situationen oftmals alleine verantwortlich und mussten sich den unvorhersehbaren Herausforderungen stellen. Auch zwanzig Jahre später hat sich die Missionarbeit in Wamba-Luadi nicht sonderlich verändert. Noch heute führt die Mission 21 – das evangelische Missionswerk Basel eine Handwerksschule in Wamba-Luadi.⁵⁶⁸

Sr. U. R. und die Ländlimission in den 1960er und 1970er Jahren⁵⁶⁹

Auch Sr. U. R. erzählt in ihrem Bericht von der Missionsarbeit mit den Kindern. Auffällig war in ihren Erzählungen, wie sie gerne bildlich und symbolisch mit den Kindern arbeitete. Sie bastelte eine Darstellung mit einer hohen Mauer und vier Türen. Dahinter befand sich der blaue Himmel. Über den Türen stand dann: „Gehorsam, Jesus, Zauberei, Gebet und getauft werden.“⁵⁷⁰

Sie fragte die Kinder, durch welche Tür sie eintreten müssten, um zum Himmel zu gelangen. Sie antworteten durch jene von Jesus. Und als die Kinder die Tür öffneten, befand sich goldenes Papier dahinter. Es ist der Weg zur leuchtenden Stadt Gottes. Bei der Frage, was sich denn hinter den anderen Türen befinde, waren sich die Kinder uneinig. Braucht es diese Türen zu Gott oder sind sie unnötig. Sie braucht es nicht und darum

⁵⁶⁶ Vgl. ADL, Ländli Missionsnachrichten, 1949 und vgl. Ländlimission, Missionsnachrichten aus Yünnan, Juli 1951.

⁵⁶⁷ Vgl. ADL, Ländli Missionsnachrichten im Belgisch Kongo, 1954.

⁵⁶⁸ ADL, Ländli Missionsnachrichten im Belgisch Kongo, 1954.

⁵⁶⁹ Vgl. Interview 016.

⁵⁷⁰ ADL, Ländli Missionsnachrichten aus Wamba Luadi, 1970.

befindet sich hinter der Tür ein schwarzes Blatt Papier. In diesem Zusammenhang lehrte sie den Kindern den Vers: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich.“⁵⁷¹

Die Sr. versuchte so, den Kindern spielerisch den christlichen Glauben näherzubringen.⁵⁷²

Im zweiten Bericht von Sr. U. R. erzählte sie vor allem von ihrem Alltag auf der Krankenstation in Wamba-Luadi. Die Pflege der Kranken war in den noch bestehenden Missionstäten der 1970er Jahre die Hauptaufgabe der Missionsschwestern. Der Warteraum für die ambulanten Patienten befand sich draussen unter freiem Himmel und wenn es regnete, wurden die Patienten unter dem breiten Strohdach untersucht. Sie nimmt in ihrem Bericht auch Bezug auf die Lichtbilder (Dias), welche den Leserinnen und Lesern des Missionsheftchens bereits bekannt waren. Auf diesen Lichtbildern seien Spitalhütten zu sehen gewesen. Auch war es damals dort typisch, dass die Patienten ihre Angehörigen mit ins Spital brachten. Die Familienangehörigen waren für die Essenszubereitung für den Patienten verantwortlich. In den Hütten war es sehr dunkel, auf dem Lehm Boden brannte darum eigentlich immer ein Feuer. Die Mutter sass davor und rührte in der „Lukupfanne“. Luku ist ein Hauptnahrungsmittel der Kongolesen, welches aus Maniokmehl hergestellt wird. Doch hofften die Missionsschwestern auch, dass das jeden Tag verkündigte Wort Gottes etwas in ihrem Herzen ausrichten würde. Zudem gab es etwas ausserhalb der Spitalhüttensiedlung auch eine Grashütte, dort erhielten die Aussätzigen alle 14 Tage ihre Spritzen und zwei Mitarbeiter legten dort ihre Verbände an. Die Verbände machten einen Grossteil der Krankenpflege aus. Gerade auch Kinder hatten manchmal grosse Tropengeschwüre an den Beinen, die viel Pflege und Zeit zum Ausheilen brauchten.⁵⁷³

Sr. M. G. und die Ländlimission in den späten 1970er Jahren⁵⁷⁴

Die dritte Ländli-Schwester, welche nach Wamba-Luadi geschickt wurde, war Sr. M. G. Sie wurde nach einer längeren Zeit in der Pflege und dem Haushalt ins Missionsfeld nach Afrika geschickt. Auch sie war eine der wenigen Ländli-Schwestern, welche in der Mission in Wamba-Luadi arbeiten durfte. Sie wurde, wie es für alle Schwestern üblich war, vor Antritt der Reise in einen Tropenkurs geschickt und sollte dort die nötigen Informationen und Vorbereitungen für die Zeit in Afrika erhalten.⁵⁷⁵

Vor Beginn ihrer Arbeit sollte sie zuerst ein Praktikum in der Hauptstadt absolvieren. Sehr eigenständig musste sie sich vor Ort um ihren Ausbildungsplatz bemühen und betreute

⁵⁷¹ ADL, Ländli Missionsnachrichten aus Wamba Luadi, 1970.

⁵⁷² Vgl. ADL, Ländli Missionsnachrichten aus Wamba Luadi, 1970.

⁵⁷³ Vgl. Ländli Missionsnachrichten aus Wamba Luadi, 1970.

⁵⁷⁴ Vgl. Interview 026.

⁵⁷⁵ Vgl. Interview 026.

Prostituierte und Aidskranke in den 1970er und 1980er Jahren. Sie machte Hausbesuche und versorgte ihre Patienten medizinisch. In Wamba-Luadi angekommen war es ihr wichtig in der Prävention zu arbeiten und die lokale Bevölkerung möglichst effizient über ihre Krankheiten und Behandlungsmöglichkeiten zu informieren. Dabei spielte gerade die Prävention eine wichtige Rolle. Ihr war es sehr wichtig, dass sich die Missionsstation mit dem gesammelten Wissen und Know-how selbst oder zumindest teilweise eigenständig versorgen konnte. Sie sah in der Mission immer auch die Erziehung zur Selbstständigkeit und nicht nur primär die Verbreitung des Glaubens – Ein sehr säkularisiertes Bild der Mission also.⁵⁷⁶ Im Vergleich zu ihren älteren Schwestern pflegte sie in den 1970er Jahren also einen vorrangig medizinischen und nicht mehr religiösen Charakter der Mission.

Sr. A2 und das Missionsfeld der Neumünster Schwestern⁵⁷⁷

A2 arbeitete in einer Leprasiedlung in Kamerun. Sie beschreibt ihren Alltag sehr vielseitig und oftmals beinhaltet diese Unvorhersehbares. Den Kontakt zur lokalen Bevölkerung beschreibt sie als sehr harmonisch und liebevoll. Sie erzählte in ihrem Interview über die Herzlichkeit der Bevölkerung in Kamerun, sie sei nach einem Brandunfall mit einer Petrol-Gaslampe nach längerer Krankheitszeit von den Dorfbewohnern empfangen worden wie die Königin von England.⁵⁷⁸ Sehr vieles musste A2 in der Pflege vereinfachen und pragmatisch umsetzen, da die Infrastruktur sei natürlich nicht vergleichbar war mit der schweizerischen gewesen sei. Der Unfall in Kamerun zwang A2 aber auch, zur Erholung in die Schweiz zu kommen. In Herisau, wo ihre leibliche Schwester, selbst Diakonisse, auf einer Aussenstation arbeitete, wollte sie die Zeit auch nutzen, um sich in Chirurgie besser ausbilden zu lassen, so dass sie selbst auch kleinere chirurgische Eingriffe an ihren Patienten vornehmen konnte.⁵⁷⁹ Doch das Mutterhaus hatte für A2 eine andere Aufgabe vorgesehen. Sie solle das Oberinnenamt übernehmen. Einerseits wollte sie dies nicht und gleichzeitig fühlte sie sich dazu verpflichtet. Sie mochte etwas Zeit für sich und zog sich für diese Entscheidung an ihren Geburtsort Schönengrund zurück. Sie war damals erst 36 und die amtierende Oberin bereits 70. Sie entschloss sich, der neuen Aufgabe zuzusagen.⁵⁸⁰

Abschliessend lassen sich durchaus unterschiedliche „Missionstypen“ und „Wirkungsmuster“ der Missionierung zwischen den beiden Mutterhäusern Neumünster und Ländli feststellen. Im freikirchlichen Ländli war die Mission bis in die 1970er Jahre

⁵⁷⁶ Vgl. Interview 026.

⁵⁷⁷ Vgl. Interview 009.

⁵⁷⁸ Vgl. Interview 009, Z430.

⁵⁷⁹ Vgl. Interview 009, Z452-454.

⁵⁸⁰ Vgl. Interview 009, Z479-489.

stark von der Verbreitung des christlichen Glaubens geprägt. So wie dies beispielsweise spielerisch im Religionsunterricht einer Ländli-Schwester mir den dort ansässigen Kindern umgesetzt wurde. Beim Missionsgedanken des landeskirchlichen Neumünsters sind aber bereits in den 1950er Jahr Schwerpunkte in der professionellen und breit angelegten Prävention im Gesundheitsbereich zu beobachten. Das religiös-missionarische scheint hier in den Hintergrund zu rücken. Je nach Grösse der Schwesterngemeinschaft waren nur jeweils nur drei bis zehn Schwestern in der Mission tätig. Das entspricht also nur einem kleinen Bruchteil der Schwesternanzahl eines Deutschschweizer Mutterhauses. Ihre Missionsstationen befanden sich in verschiedenen Regionen Afrikas, beispielsweise in der Demokratischen Republik Kongo und in Kamerun oder in Asien, beispielsweise in China oder in Thailand. Sie haben in diesen Regionen meist bei evangelischen Missionaren (beispielsweise der Basler Mission oder der Chrischona-Mission) gearbeitet und sich vor allem um die Krankenstationen vor Ort gekümmert. Ihre Arbeit bestand dabei aus dem Pflegedienst und oftmals auch aus der Ausbildung von lokalen Pflegenden im Gesundheitsbereich, später teilweise auch in der Prävention. Bis Ende der 1960er Jahre blieben die innere und äussere Mission⁵⁸¹ wichtige Bestandteile der Betätigungsfelder der Diakonissenhäuser, dies bezeugen verschiedene gedruckte „Missionsblättli“ von unterschiedlichen untersuchten Mutterhäusern der Deutschschweiz. Gerade bis in die 1960er Jahre war die Missionsarbeit in vielen Mutterhäusern, auch wenn nur wenige Schwestern in ihr beschäftigt waren, weiterhin ein wichtiger Bestandteil der Mutterhäuser. Doch die Anzahl an missionarischen Aussenstationen nahm in den Folgejahrzehnten aufgrund der fehlenden Schwesterneintritte rapide ab.⁵⁸²

2.3.2 Haushaltungsschulen der Ländli-Diakonissen

Eine beliebte Ausbildungsstätte für evangelische Töchter nach der obligatorischen Schulzeit war der Besuch eines Haushaltungsschuljahres in einem der von Ländli-Schwestern geführten Häuser. Sie boten jungen Frauen eine Ausbildung für Haushalt und weitere Fächer in Sprache und Handel an. Viele französischsprachige evangelische Töchter absolvierten darum ein Haushaltslehrjahr in Iseltwald im Kanton Bern, während die deutschsprachigen evangelischen Töchter neben der Wartburg am Bodensee auch Haushaltungsschulen im Welschland, beispielsweise in Fénile, besuchten.⁵⁸³

⁵⁸¹ Anm.: Es wird unterschieden zwischen innerer und äusserer Mission: „Innere“ für das Missionieren in der Heimat und „Äussere“ für die Mission im Ausland.

⁵⁸² Vgl. ADB, Arbeitsgebiete der Schwestern im Diakonissenhaus Bern 1964/65.

⁵⁸³ Vgl. ADL, Prospekte Haushaltungsschule und Pensionat, Wartburg, 1959.

Der vorliegende Werbeprospekt erläutert das Programm, welches die jungen Frauen in diesem Jahr erwartete. Dabei betont die Ländli-Schwesterngemeinschaft, dass ihre Haushaltungskurse im christlichen Sinne geführt und von Diakonissen geleitet werden. Das Mindestalter für Töchter betrug 15 Jahre und es wurden Mädchen aus der deutschen und der französischen Schweiz sowie aus dem Ausland aufgenommen. Die Kurse verfolgten den Zweck, den jungen Töchtern eine sorgfältige Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft zu geben und ihnen durch gründliche Anleitung zur möglichst selbstständigen Führung eines bürgerlichen Haushaltes und zur Vorbereitung auf den Hausfrauenberuf im Allgemeinen zu verhelfen. Dabei wurde auf Einfachheit, Sparsamkeit, Ordnung und Pünktlichkeit besonderer Wert gelegt.⁵⁸⁴

Die Wartburg befindet sich auf günstiger, gesunder Lage auf einer Anhöhe am Waldrand mit Blick auf den See und die Insel Reichenau am Bodensee. Das Haus war zudem modern eingerichtet, mit Zentralheizung, und die Schülerinnen schliefen in Zweierzimmern und hatten gemeinsame Wohnräume. Die Bilder des Prospekts zeigen den Unterrichtssaal, den Speisesaal und die Küche. Das Kursgeld betrug im Jahr 1959 100 Fr. im Monat und war im Voraus zu bezahlen. 5 Fr. wurden zusätzlich für Wäsche bezahlt. Im Angebot standen auch Musikstunden, ein Stenographiekurs und Maschinenschreibkurse. Mitzubringen hatten die Töchter etwa drei Hauskleider, zwei bis drei bessere Kleider, genügend Leibwäsche für vier Wochen und etwa drei Küchenschürzen.⁵⁸⁵

Die Kurse waren als Halbjahreskurs oder Ganzjahreskurs angelegt. Den welschschweizerischen Töchtern wurde dabei empfohlen, für die gründliche Erlernung der Sprache an einem Jahreskurs teilzunehmen. Der Unterricht bestand aus praktischen und theoretischen Fächern. In den praktischen Fächern lernten die Töchter Kochen, Hausarbeit, Servieren, Waschen, Bügeln, Flickern, Anfertigung einfacher Kleider sowie feiner Handarbeiten in Leder, Peddigrohr und Porzellanmalerei. Besonderer Wert wurde auf die Erlernung des Kochens gelegt mitsamt Backen, Konservieren von Früchten und Gemüsen. Zum theoretischen Fächerkanon gehörten Ende der 1950er Jahre Nahrungsmittellehre, Haushaltungskunde, Gesundheitslehre, Krankenpflege, Säuglingspflege, hauswirtschaftliche Buchführung, Erziehungslehre, Literatur, Bürgerkunde, Warenkunde, Lebenskunde und Gesang.⁵⁸⁶

Ein Grossteil der Ländli-Schwestern hatte selbst einst als evangelische Tochter das Ländli besucht. Dies zeigt auch auf, dass diese Schulen indirekte auch zur Rekrutierung von Jungschwwestern benutzt wurden oder zumindest dazu führen konnten.⁵⁸⁷

⁵⁸⁴ Vgl. ADL, Prospekte Haushaltungsschule und Pensionat, Wartburg, 1959.

⁵⁸⁵ Vgl. ADL, Prospekte Haushaltungsschule und Pensionat, Wartburg, 1959.

⁵⁸⁶ Vgl. ADL, Prospekte Haushaltungsschule und Pensionat, Wartburg, 1959.

⁵⁸⁷ Vgl. ADL, Prospekte Haushaltungsschule und Pensionat, Wartburg, 1959.

In einem Bericht aus dem Ländli-Archiv beschreibt eine welsche Schwester die Haushaltungsschule in Iseltwald Ende der 1970er Jahre. Sie beschreibt darin die eigene Berufung, welche sie durch Gott habe erfahren dürfen. Sie habe schon früh sein Werk in ihrem Herzen gespürt. Als Kind hätte sie an Versammlungen der Heilsarmee teilgenommen. Später ging sie in Bibellager nach Vennes, wo sie in einem Lager ihr Leben dem Herrn übergab. Nach der Lehre arbeitete sie einige Monate in einem Büro. Die Arbeit gefiel ihr sehr gut, doch sie musste besser Deutsch lernen, weshalb ihre Eltern ihr einen Platz in einer Haushaltungsschule suchten. Ihre Entscheidung fiel auf Iseltwald im Berner Oberland. Damals habe sie noch nicht gewusst, was eine Diakonisse sei, sie habe erst gedacht, es sei eine katholische Schwester. Ihre Mutter erklärte ihr aber damals, dass es auch reformierte Schwestern gebe. So kam sie nach Iseltwald und lernte sehr viel in den 15 Monaten, die sie dort verbrachte. Vor allem innerlich: Sie habe dort gelernt, den kleinen wie in den grossen Sachen treu zu sein. Im zweiten Jahr durfte sie an ein Jahresfest im Ländli mitgehen. Sie habe damals längst nicht alles verstanden, was in der Predigt gesagt worden sei, aber das, was sie verstanden habe, das habe ihr keine Ruhe mehr gelassen. Alle Schwestern, die sie sah, waren einmal junge Töchter gewesen, wie sie damals. Sie hatten alle den Ruf Gottes gehört und hatten Ja gesagt. Warum sie nicht? Aber ihre persönlichen, geliebten Pläne? Gott war stärker und sie durfte damals mit grosser Freude Ja sagen. Sie kehrte nicht mehr ins Büro zurück und trat bald ins Mutterhaus ein. Nach der Schwesternschule durfte sie das Seminar besuchen, um Hauswirtschaftslehrerin zu werden. Und nun arbeite sie seit einem Jahr wieder in der Haushaltungsschule in Iseltwald, dort, wo alles begonnen habe.⁵⁸⁸

Das Ländli bot bis in die 1980er Jahre Haushaltungslehrejahre für evangelische Töchter an. Die Ländli-Gemeinschaft war somit eine der wenigen Mutterhäuser, welche sich allen voran dem Schuldienst von jungen evangelischen Töchtern verschrieb und nicht nur primär auf die Ausbildung in der Krankenpflege setzte. Doch auch hier wurde die Nachfrage immer kleiner, so dass die verschiedenen Schulen im Kanton Waadt und Bern geschlossen werden mussten. Im Ländli-Mutterhaus in Oberägeri blieb sie am längsten bestehen.⁵⁸⁹ In Männedorf betrieben die Ländli-Schwestern zudem noch bis zu Beginn der 1990er Jahre eine eigene Krankenpflegeschule.

2.4 Rückgang der Schwesternzahlen und Aussenstationen

Die interviewten Schwestern blicken auf eine arbeitsintensive Zeit in den Spitälern und Pflegeinstitutionen ihrer Aussenstationen zurück. Sie haben zu verschiedenen Zeitpunkten

⁵⁸⁸ Vgl. Interview 022. und ADL Bericht Sr. Jacqueline Droz (Ländli-Schwester) in der Haushaltungsschule, ohne Datum, ca. Ende der 1970er Jahre.

⁵⁸⁹ Vgl. ADL, Werbeprospekt Ländli, 1983.

im Verlauf ihres Lebens den Rückzug aus den Aussenstationen und die darauffolgenden Schliessungen erlebt. Dementsprechend unterschiedlich waren ihre neuen Funktionen und der veränderte Arbeitsalltag, den sie manchmal auch ausserhalb ihres einst erlernten Berufsfeldes, der Krankenpflege zu bewältigen hatten. Beispielhaft werden im folgenden Kapitel die Schwesternzahlen und die Entwicklungen der Aussenstationen zweier grosser Diakonissenhäuser Bern und Neumünster in Zürich, im Zeitraum von 1940 bis 1965 aufgezeigt. Aus den aus dem Archiv des Diakonissenhauses Bern vorliegenden Dokumenten wird ersichtlich, dass innerhalb von 25 Jahren (1941 bis 1965) circa 170 Schwestern in verschiedenen Aufgabengebieten fehlten. Der Rückgang ist vor allem dadurch zu erklären, dass keine neuen Schwestern in die Gemeinschaften eintraten. Gleichzeitig wuchs die Zahl der älteren Schwestern, was wiederum zu einem Rückgang der berufstätigen Schwestern führte und somit die Schliessung vieler Aussenstationen (Kantonsspitäler, Bezirks- und andere Krankenhäuser, Pflegeheime) und Gemeindepflegen nach sich zog. Auffällig ist einzig, dass die Anzahl Missionsstationen in den Jahren 1964/65 mit fünf Aussenstationen mit den Vergleichswerten von 1940/41 und 1954/55 zugenommen hatte. In der Spalte Institutionstypen lässt sich zudem der Wandel von Begrifflichkeiten für soziale und karitative Institutionen aufzeigen. Die Gemeindepflegeschwestern, welche relativ unabhängig vom Mutterhaus oder von einem Spital den Alltag als mobile Krankenschwestern in den Dörfern und Städten meisterten, wurden zudem im Jahresbericht aus dem Jahr 1954/55 für die „Fürsorge“ eingesetzt. Im Jahresbericht des Diakonissenmutterhauses Bern wurde dies 1964/65 sogar noch präzisiert und in „Fabrik-Fürsorge“ unterteilt. Dies deshalb, weil in den 1960er Jahren ein Grossteil der Bevölkerung im zweiten Wirtschaftssektor, der Industrie, tätig war und man sich so an die damaligen Bedürfnisse der Gesellschaft anpassen wollte. Innerhalb von 25 Jahren sank die Anzahl der Mutterhaus eigenen Institutionen und Aussenstationen der Diakonissen von 131 auf 91. Während die Mutterhaus eigenen Betriebe insgesamt abnahmen, stieg die Anzahl der darin beschäftigten Schwestern an – von 241 im Jahr 1940/41 auf 357 im Jahr 1964/65. Hierfür dürften auch die zunehmend heimkehrenden Schwestern aus den geschlossenen Aussenstationen verantwortlich sein. Für sie wurde im Mutterhaus eine neue Aufgabe gesucht. Viele von ihnen arbeiteten in der Pflege der eigenen pensionierten und pflegebedürftigen Diakonissen. Ähnliche Tendenzen wie im Diakonissenhaus Bern lassen sich aus den Schwesternzahlen des Diakonissenhauses Neumünster von 1942 bis 1962 herauslesen. Sie beschreiben zwar nicht, in welchen Arbeitsgebieten die Schwestern tätig waren, geben dafür aussagekräftige Informationen über die Anzahl Schwestern, welche sich

in der Vorprobe- (meist Schwesternhilfen) oder Probezeit (Schwestern, welche sich in der Ausbildung) befanden, und enthalten zudem die Anzahl eingeseigneter Schwestern.⁵⁹⁰

Die Zahlen aus dem Jahr 1942 zeigen, dass unmittelbar nach dem Eklat mit einer Schwester und der darauffolgenden Krise mit dem Vorsteher und Pfarrer Gottlob Spörri im Mutterhaus rund ein Drittel der Probeschwestern (37 von insgesamt 107) und auch 11 bereits eingeseignete Schwestern das Mutterhaus verliessen. Insgesamt waren es im Jahr 1942 65 Schwestern, welche sich gegen den definitiven Eintritt in ein Mutterhaus entschieden und somit wieder austraten.⁵⁹¹

Ähnlich zeichnete sich dies auch in den Jahren 1952 und 1962 im Diakonissenhaus Neumünster auf dem Zollikerberg ab. 1952 traten insgesamt 21 Schwestern als Vorprobeschwester, Probeschwester oder eingeseignete Schwester in das Diakonissenhaus Neumünster ein, 1962 dies nur noch insgesamt 12 Schwestern. 1942 waren es noch 66 Schwestern gewesen. Die Schwesternzahlen widerspiegeln trotz einzelner Eintritte den allgemeinen Trend in allen Mutterhäusern: Die Schwesternzahlen nahmen auch dort stark ab. In den genannten Jahren schrumpfte die totale Schwesternzahl von 555 (1942) über 544 (1952) auf 525 (1962). Der grosse Schwesternrückgang stand den Mutterhäusern aber erst noch bevor.⁵⁹²

2.5 Zusammenfassung – Veränderung im Berufsverständnis der Diakonisse

„Der Glaube gehört nicht allein, sondern der Glaube muss Werke haben [...]“⁵⁹³

Eine Schwester aus Riehen (*1930) bringt mit dem oben genannten Zitat von Löhe präzise zur Sprache, wie die Lebensgemeinschaften von Schwestern durch den tätigen Dienst und Glauben definiert wurden. Nach dem Verständnis vieler Schwestern gehört Dienst und Glauben nach wie vor zusammen – ihr Tun war und ist somit Ausdruck ihrer Spiritualität. Wilhelm Löhe sah die Frau vor allem als gehorsame Gehilfin.⁵⁹⁴

⁵⁹⁰ Vgl. ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1942, Jahresbericht 1942.; ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1952, Jahresbericht 1952.; ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1962, Jahresbericht 1962.

⁵⁹¹ Vgl. ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1942, Jahresbericht 1942.; ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1952, Jahresbericht 1952.; ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1962, Jahresbericht 1962.

⁵⁹² Vgl. ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1942, Jahresbericht 1942.; ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1952, Jahresbericht 1952.; ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1962, Jahresbericht 1962.

⁵⁹³ Zitat von Wichern, zitiert von Interview 038 (Z11-12) Anm.: Johann Hinrich Wichern (1808-1881) war ein deutscher protestantischer Theologe, Sozialpädagoge, Gründer Inneren Mission der evangelischen Kirche und des Rauhen Hauses und Gefängnisreformer. (Vgl. Sander. Wichern, Johann Hinrich, in: Allgemeine Deutsche Biographie 42 (1897), S. 775-780. (Online-Version): <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11863223X.html#adbcontent> (Stand: 09.10.17))

⁵⁹⁴ Vgl. Weber Elsy, Die Emanzipation der Frau in ihrer Auswirkung auf eine christliche Lebensgemeinschaft. In: Übergänge. Mutterhaus, Bonn 1984, 18-32, hier 21.

Im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert lag die Fürsorge meist in den Händen von kirchlich orientierten Einzelpersonlichkeiten und Einrichtungen. Dementsprechend war die Arbeit in hohem Masse religiös motiviert. Rund hundert Jahre später, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, hatte sich die Ausgangslage stark verändert. Die katholische „Caritas“ und die evangelische „Diakonie“ spielen in den sozialen Institutionen immer noch eine tragende Rolle, doch haben sich die Rahmenbedingungen, Angebote und Leistungen ihrer Institutionen stark verändert.⁵⁹⁵

Seelsorge und ganzheitliche Pflege von Patienten in Krankenhäusern lassen sich aber nicht funktionalisieren oder gar objektivieren. Der Glaube wirkte und wirkt auf das Individuum noch immer organisierend, verbindend und identitätsstiftend. Dabei schliesst sich nicht aus, dass eine Schwester sich aufgrund dessen, was sie tut, und nicht was sie glaubt, zu einer Gemeinschaft hingezogen fühlt. Auch kann es sein, dass zwar die Arbeit und die Ausbildung sie erfüllen, die geistige und spirituelle Nahrung ihr aber zu karg oder zu einseitig ist. Die Ausbildungszeit als junge Schwester, früher stark geprägt durch die sogenannte Probemeisterin als wichtigste Bezugsperson, legte den Grundstein dafür, wie sich die Schwester geistig und beruflich weiterentwickelte und ob sie die inneren und äusseren Erwartungen des Lebens als Diakonisse erfüllte und ihnen standhalten konnte. Die weibliche Diakonie und die Frauenbewegung besitzen Widersprüche. Die Frauenbewegung setzte sich für Demokratisierung und die Rechtsgleichheit der Frau ein, während die Mutterhausdiakonie weiterhin patriarchalisch und hierarchisch organisiert wurde. Somit wurde die Frau in ihrem Dienst für die Kirche und die Welt aufgewertet, zugleich wurde jedoch das patriarchalische Gefüge lange Zeit aufrechterhalten.⁵⁹⁶

Die Ursachen für den Rückgang der weiblichen Diakonie sind vielfältig und wurden Mitte der 1980er Jahre von einer Schwester erfasst. Erstens können sich junge Frauen selbst in einem dienenden Beruf verwirklichen, beispielsweise in der Entwicklungshilfe oder als Pflegefachfrau. Wenn junge Frauen von der Erweckungsbewegung begeistert sind, so besuchen sie eher eine Bibelschule und treten in die evangelischen Dienste ein, als in ein Diakonissenhaus einzutreten. Zweitens haben junge Frauen einen grossen Drang zur Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Das reibt sich mit der grossen Generationenspannweite. Im Mutterhaus leben rund drei Kohorten zusammen. Drittens gehört zur Emanzipation die neue freie Beziehung der Geschlechter untereinander. Die Mädchen bewegen sich im Kreis ihrer männlichen Kameraden und viele haben einen Freund. Viertens haben bereits Jugendliche in den 1980er Jahren eine kritische Einstellung gegenüber Autoritäten, die in einem Mutterhaus aber unumgänglich sind. Dazu gehört

⁵⁹⁵ Schroeder, Konfessionelle Wohlfahrtsverbände, 2-3.

⁵⁹⁶ Vgl. Weber, Die Emanzipation der Frau, 21.

auch eine gewisse Emanzipation gegenüber den Gutbürgerlichen. Die Unabhängigkeit widerspricht der lebenslänglichen Bindung an ein Mutterhaus. Zudem haben junge Frauen seit der 1980er Jahre nicht nur ein grösseres Selbstbewusstsein, sondern sie haben auch ein Weltbewusstsein.⁵⁹⁷

Insbesondere seit den 1960er Jahren haben sich auch die Sozialsysteme im Zusammenhang mit dem aufkommenden Sozialstaat grundlegend verändert. Eine wichtige Rolle spielten dabei die Bevorzugung von sogenannten freien Trägern, die Verrechtlichung und Verstaatlichung der öffentlichen Wohlfahrt sowie die weitgehende Professionalisierung und Verwissenschaftlichung sozialer und karitativer Berufsgruppen. Ökonomische Bewertungsmuster entwickelten sich in dieser Zeit zu zentralen Steuerungsinstrumenten von sozialer Arbeit. Diese Entwicklung erklärt auch, warum heute in der Gesundheits- und Altenpflege ein solcher Wettbewerb vorherrscht. Durch die Einführung der Pflegeversicherung etablierten sich neben der öffentlichen Fürsorge und der Sozialarbeit auch kommerzielle Sozialunternehmen. Dies führte zu einem regelrechten Kurswechsel im Sozialwesen, den die „Diakonie“ verliert und unter dem Konkurrenzdruck ihr eigentliches neues Profil erhält. Das bedeutet im Konkreten, dass ihre Arbeit aus einem freiwilligen und ehrenamtlichen Engagement besteht. Trotzdem haben die „Caritas“ und die „Diakonie“ immer wieder versucht, sich an die neuen Rahmenbedingungen anzupassen.⁵⁹⁸

Auch die Begrifflichkeiten innerhalb der Mutterhausdiakonie galt es dem neuen Zeitgeist anzupassen. Der Begriff „Mutterhaus“ suggeriert, dass es sich bei der Diakonisse um ein Kind des Hauses handle. Diese Definition einer ledigen Frau dürfte zu Beginn des 21. Jahrhunderts als überholt wirken. Auch der Begriff „Dienst“ hat sich in der Diskussion der Professionalisierung der Krankenpflege einem Wandel unterzogen. Doch soll weiterhin am christlichen Grundgedanken des Dienens festgehalten werden. Dienst sei jedoch bewusst vom Leitungsprinzipdenken zu lösen.⁵⁹⁹ Bereits 1964 entschlossen sich zwei Mutterhäuser, Kaiserswerth und Neumünster, unabhängig voneinander, anstelle von „Kranken- und Diakonissenanstalt“ das Wort „Diakoniewerk“ zu benutzen. Das neue Wort symbolisiere eine Stätte diakonischer Tätigkeit, an der sich Diakonissen und freie Mitarbeiter um christliche Aufgaben kümmern würden. Die Bezeichnung beinhalte auch die Absicht, dass die Werke trotz der abnehmenden Diakonissenzahl weitergehen sollten.⁶⁰⁰

Diese Problematik der veralteten, einengenden Mutterhausstrukturen und dem teilweise liberalen und offenen Geistes einiger Schwestern wird auch in den vertraulichen

⁵⁹⁷ Vgl. Weber, Die Emanzipation der Frau, 23-24.

⁵⁹⁸ Schroeder, Konfessionelle Wohlfahrtsverbände im Umbruch, 2-3.

⁵⁹⁹ Vgl. Weber, Die Emanzipation der Frau, 23-24.

⁶⁰⁰ Vgl. Dürig Hans. Von Bern nach Neuendettelsau. In: Übergänge. Mutterhaus, Bonn 1984, 75-89, hier 76-77.

Archivdokumenten des Diakonissenhauses Neumünster behandelt. Darin sind vor allem drei Schlüsseldokumente für die Beantwortung der Veränderungen im Berufsverständnis der Diakonisse und der damit einhergehenden institutionellen Veränderungen innerhalb des Diakonissenhauses Neumünster von Interesse. Gerade in den 1950er und 1960er Jahren befanden sich in der Ausgestaltung der Ausbildungspläne für Pflegeberufe des Schweizerischen Roten Kreuzes auch Diakonissen in den Gremien der Arbeitsgruppen. Eine davon war die Probemeisterin und ausbildende Diakonisse Jacobea Geltzer aus dem Diakonissenhaus Riehen. Sie war beispielsweise an der Ausarbeitung des Stoffplanes des Schweizerischen Roten Kreuzes aus dem Jahr 1966 beteiligt. Zudem ist auch dem Privatarchiv der Schwesternschaft Braunwald eine weitere Schwester bekannt, welche in den 1960er Jahren in die Begründung der Ausbildungszweige der Krankenpflege des Schweizerischen Roten Kreuzes aus dem Diakonissenhaus Riehen involviert war. Sr. D. v. T. war 1965 noch dem Diakonissenhaus Riehen zugehörig. Seit 1963 war sie in Riehen Lehrerin der mutterhauseigenen Schule für praktische Krankenpflege. 1965 besuchte sie die Kaderschule des Schweizerischen Roten Kreuzes (Fachgebiet Schulleitung und Unterricht) mit einem integrierten Praktikum im Lindenhof in Bern. Sie war zudem als Prüfungsexpertin an diversen Schulen für praktische Krankenpflege und das Herstellen von Arbeitsmaterialien für den Unterricht tätig, bis sie sich 1975 aus persönlichen Gründen dazu entschied, das Diakonissenhaus Riehen zu verlassen und sich in der Schwesternschaft Braunwald einsegnen zu lassen.⁶⁰¹

Anno 1951, also rund fünfzehn Jahre bevor der Stoffplan des Schweizerischen Roten Kreuzes ausgearbeitet wurde, stand am Montagmorgen in der ersten Lektion von 8 bis 9 Bibelkunde auf dem Stundenplan der Diakonissen des Diakonissenhauses Neumünster.⁶⁰²

Die Säkularisierung der Stoffpläne und ihre weltliche und gesundheitspolitische Ausrichtung dürften für die Diakonissen und ihre früheren Ausbildungen eine grosse Veränderung dargestellt haben. Zwar finden sich im Stoffplan des SRK von 1966 weiterhin Themen wie Berufsethik, Geschichte der Krankenpflege, Psychologie sowie Berufsfragen. Diese Themenbereiche dürften zumindest Teile der christlichen und moralischen Werthaltungen der Schwestern enthalten, doch weichen sie klar von ihrem religiösen Auftrag ab. Gerade mit dem Fachbereich Psychologie verschwinden die Fächer Bibelkunde und geistliche Krankenbegleitung.

Auch die Lernziele sind allgemeiner formuliert und zeugen von einer weltlichen und medizinischen Wertegrundlage. Das Religiöse findet in den neuen Stoffplänen des

⁶⁰¹ ASB, Daten zum Lebenslauf von Sr. D. V. T., 2001.

⁶⁰² ADN, Diakonissenanstalt Neumünster, Berichte von 1951-1955, Zollikerberg Stundenplan vom 3. Dezember 1951.

Schweizerischen Roten Kreuzes ab 1966 keinen Platz mehr. Insgesamt zeigte sich somit eine sehr heterogene Struktur der Krankenpflegeausbildungen innerhalb der Deutschschweizer Mutterhäuser während der 1950er Jahre. Einige Mutterhäuser wie das Neumünster betonten bereits in den 1940er Jahren, dass ihre Krankenpflegeschulen auch freien Schwestern den Zugang zu einer Ausbildung in der Krankenpflege ermöglichten. Das Neumünster gilt bereits zu dieser Zeit als relativ offenes und liberales Diakonissenmutterhaus, wie auch spätere Aufzeichnungen zum Fall Gottlieb Spörri noch weiter ausführen werden. Das Diakonissenmutterhaus Riehen betonte jedoch noch 1956 an der Ausstellung des Schweizerischen Roten Kreuzes, dass man sehr wohl freie Schwestern aufnehmen für die Ausbildung, der Beruf der freien Schwestern jedoch keineswegs mit dem für sie angestrebten Beruf der Diakonisse gleichzusetzen sei. Sie können darum ihrer Meinung nach nicht einen Beruf bewerben, für den es eine eigentliche Berufung durch Gott brauche. Die Schwesterntagebücher aus dem Bibelkundeunterricht mit der damaligen Probemeisterin aus Riehen verdeutlichen diesen holistischen Ansatz von Körper- und Seelenpflege, der sich auch in der pflegerischen Arbeit der Diakonissen niederschlägt. Eine homogene Eigenschaft der Krankenpflegeschulen der unterschiedlichen Diakonissenhäuser der Deutschschweiz ist die Erwähnung der Anerkennung ihrer Ausbildung durch das Schweizerische Rote Kreuz. Es scheint, als hätten die Diakonissenhäuser schon damals über die Wichtigkeit der Akzeptanz ihrer Abschlüsse durch dieses nationale Gremium Bescheid gewusst. In den 1950er Jahren kristallisierte sich diese nationale Organisation als federführend und zukunftsweisend in der Organisation, der Regulierung und der Kontrolle der Krankenpflegeausbildung heraus. In Zusammenarbeit mit den ebenfalls vom SRK anerkannten Krankenpflegeschulen Lindenhof in Bern und der Pflegi in Zürich entstanden erste Weiterbildungsangebote des SRK innerhalb der Krankenpflege in Zürich.

1968 wurde die Schulleitung der Krankenpflegeschule Neumünster, Sr. M. S., von den Behörden des Diakoniewerks beauftragt eine Analyse⁶⁰³ der aktuellen Problemen der Diakonissenschwesternschaft zu verfassen. Daraufhin versuchte der Stiftungsrat in einem Antwortschreiben⁶⁰⁴ an den Schwesternrat im Jahr 1969 die wichtigsten Probleme zu besprechen. Neben den Vorbemerkungen wurde die Lage in den Mutterhäusern geschildert und dadurch nach den Gründen der Krise in den Diakonissenhäusern gesucht. Damit einhergehend wurden abschliessend auch die Schwierigkeiten beim Suchen einer Lösung

⁶⁰³ ADN, Vertraulich, für die Behörden des Diakoniewerkes. Probleme der Diakonissenschwesternschaft, Referat von Sr. M. S., 1968.

⁶⁰⁴ ADN, Einleitende Gedanken zum Gespräch des Stiftungsrates mit dem Schwesternrat, Zollikerberg, 3. Januar 1969.

erläutert. Zudem hat A2 am Ende ihrer Amtszeit einen Rückblick⁶⁰⁵ auf die 26 Jahre als Oberschwester verfasst. Auch darin lassen sich wichtige Wendepunkte innerhalb der Mutterhausdiakonie von 1960 bis 1986 erkennen. Im Folgenden werden die Probleme der Diakonissenschwesternschaft zusammengefasst. Diese Gründe zeigen sehr anschaulich den Wandel im Berufsverständnis der Diakonissen auf und lassen Rückschlüsse auf Identitätskrisen der Schwesternschaft zu.

Sie wurden von der damaligen Schulleitung Sr. M. S. wie folgt zusammengefasst:

- a) „Eine Anzahl an Diakonissen, welche wohl noch an ihrer Berufung und ihrem abgelegten Gelübde festhalten, aber zu Struktur des Mutterhauses nicht mehr Ja sagen können.
- b) Eine Anzahl Diakonissen, welche unbefriedigt sind mit dem eigenen Leben, in der Arbeit, im Zusammenleben.
- c) Diakonissen, welche charakterlich oder berufsmässig den Anforderungen nicht mehr genügen.
- d) Diakonissen, die unselbstständig als Mensch und Christ in der Mutterhaus-Gemeinschaft stehen und mitlaufen.
- e) Eine grosse Anzahl Diakonissen, welche durch das Leben in einer Mutterhausgemeinschaft mit bestimmten Normen (leben), diesen verfallen und daher nicht mehr fähig sind, umzudenken.
- f) Austritte von Diakonissen, welche sich ‚draussen‘ wohler fühlen und sich auch anders bewähren als in der Mutterhaus-Gemeinschaft.
- g) Mangel an Nachwuchs.“⁶⁰⁶

Die Auflistung der unterschiedlichen Schwesterngruppen innerhalb der Schwesterngemeinschaft Neumünster verdeutlichen die Komplexität und Vielschichtigkeit des Zusammenlebens in einer kohortenübergreifenden Schwesterngemeinschaft. An einer Tagung in St. Chrischona äusserte sich Hans Pachlatko, ehemaliger Vorsteher des Mutterhauses Riehen, im Jahr 1972 ebenfalls ähnlich zur Entwicklung der evangelischen Gemeinschaften:

„Im 19. Jahrhundert galten die Gemeinschaften und das gemeinsame Leben als verdächtig, es war etwas unerhört Neues und Gewagtes. In den Mutterhäusern musste man darauf bedacht sein, das kommunitäre, gemeinschaftliche Moment in den Hintergrund treten und stattdessen das Diakonische umso mehr leuchten zu lassen. Denn hier, in der tätigen Aktivität, war man gegen Angriffe von aussen gefeit. Hier konnte man auf seine Nützlichkeit hinweisen, eine statistisch erwiesene Leistung vorzeigen und nicht zuletzt durch das erfolgreiche Wachstum der Werke beeindrucken. Damit aber geriet man unweigerlich von der ursprünglichen Sicht ab.

⁶⁰⁵ ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., Referat gehalten von Sr. E. S. in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986.

⁶⁰⁶ ADN, Vertraulich, für die Behörden des Diakoniewerkes. Probleme der Diakonissenschwesternschaft, Referat von Sr. M. S., 1968.

Nicht mehr die Erneuerung der Kirche stand im Vordergrund, sondern mehr und mehr das Leistungsprinzip, ein Nützlichkeitsdenken.⁶⁰⁷

Dieses Zitat veranschaulicht, wie Diakonissen teilweise bis in die heutige Zeit in der Gesellschaft wahrgenommen werden: als ledige, arbeitsame Krankenschwestern in Tracht und Haube. Dies war über lange Zeit ihre Identität und ihr Lebensinhalt und diese Lebensweise sicherte ihnen im gleichen Zuge ihre gesellschaftliche Akzeptanz. Die Akzeptanz der Frauengemeinschaften in der Gesellschaft wurde nicht zuletzt durch den geleisteten Dienst der Schwestern in den Krankenhäusern legitimiert. Dieser war aus ökonomischer Sicht für die Krankenhäuser interessant, da die Diakonissen für wenig Lohn ihre Arbeit auf den Aussenstationen in Kantons- und Landspitäler leisteten. Die Schwesterngemeinschaften befanden sich im Spannungsfeld von Wandel und Kontinuität, ihre Identität und ihre Arbeitsfelder standen und stehen dabei vor immer neuen Herausforderungen. B2 beschreibt in ihrem Interview zusammenfassend das veränderte Diakonissenbild des 19. und des 20. Jahrhunderts: „(Erstens) Die Frau hat (nach dem Zweiten Weltkrieg) andere Möglichkeiten, sie kann studieren und Berufe ausüben ohne dass sie das Mutterhaus im Hintergrund braucht.“⁶⁰⁸

Sie erzählt weiter, dass dies zur Gründungszeit der Diakonissenhäuser noch nicht der Fall gewesen sei, und dass die Frauen damals noch gar keine andere Möglichkeit gehabt hätten. Sie sagt zudem, dass das Diakonissenhaus die erste Institution überhaupt gewesen sei, welche Schwestern und später dann auch freie Schwestern ausgebildet habe. So betont B2 in ihrem Interview zum einen die neuen Möglichkeiten, welche sich ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für die Frau eröffneten und eine Veränderung des Ansehens einer Diakonisse in der Gesellschaft mit sich brachten. Eine Diakonisse entscheide sich durch ihren Eintritt in das Diakonissenmutterhaus bewusst für den Verzicht auf diese neuen Möglichkeiten für die Frau entscheiden.⁶⁰⁹

Etwas überspitzt formuliert, bedeute das, dass im 19. und auch noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Diakonissen von der breiten Gesellschaft als starke und selbstbestimmte Frauen wahrgenommen worden seien, deren Hauptaufgabe darin bestanden habe, Gutes zu tun. Ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schlug das Pendel in der Wahrnehmung der Diakonissen von aussen teilweise in die komplett andere Richtung aus. Durch die freie Wahl zum Eintritt in ein Diakonissenmutterhaus innerhalb all der weiblichen Möglichkeiten, der Emanzipation und Verwirklichung weiblicher Träume erschien das

⁶⁰⁷ ADN, Hans Pachlatko, Unsere Schwesternschaft und ihr Weg in die Zukunft. Tagung des Bundes Deutscher Gemeinschafts-Diakonissen-Mutterhäuser, St. Chrischona, 1972.

⁶⁰⁸ Interview 003, Z259-270.

⁶⁰⁹ Vgl. Interview 003, Z259-290.

Leben der Diakonisse plötzlich als schwaches Schäfchen in der Herde, welches der Realität ausserhalb des Mutterhauses nicht gewachsen wäre. „Zweitens hatte man (in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg) nicht mehr die grossen Familien, in denen man auch gelernt hat, zu dienen. Das gemeinsame Leben ist dort (in den Grossfamilien) gepflegt worden und eben auch das religiöse Leben. Zumindest bei uns ist das recht stark gepflegt worden. Das hat einfach einen Boden gegeben, den dann die späteren Generationen nicht mehr hatten und auch nicht mehr die Grossfamilien, wo es ja dann fast selbstverständlich war, dass hie und da eines der Kinder ins Kloster oder ins Diakonissenhaus gegangen ist.“⁶¹⁰

Zudem spricht B2 ein kohortenpezifisches Problem der Diakonissenhäuser an. Viele junge Schwestern, welche der späten zweiten Schwesternkohorte oder der dritten Schwesternkohorte angehörten, hatten ein anderes Verständnis von Beruf und Zusammenleben. Vor allem die Vorstellungen des „Dienstens“ oder des „Dienstes“ hatten sich in den 1960er Jahren verändert. Die meisten Schwestern der späteren Schwesternkohorten stammten nicht mehr aus Grossfamilien, in welchen das gemeinsame Leben einen festen, durchstrukturierten, religiösen und gemeinschaftlichen Ansatz besass. Dabei stellte der gemeinschaftliche Ansatz ohne zu hinterfragen das Allgemeinwohl der Grossfamilie im Vordergrund und nicht die individuellen Bedürfnisse und Interessen. Dies seien Merkmale, die den oftmals jüngeren Schwesternkohorten gefehlt hätten, da sie in der Zeit vor ihrem Eintritt in die Schwesterngemeinschaft eine ganz andere Art von Zusammenleben kennengelernt hätten.⁶¹¹

Als weiteren Grund im Wandel des Diakonissenbildes fügt B2 zudem die Sexualität an, die durch die neu aufkommenden Verhütungsmittel eine selbstbestimmte, weibliche Sexualität ermöglichten. Dadurch waren die Frauen ihrer Meinung nach auch nicht mehr bereit, ledig zu bleiben und sich beispielsweise auf Lebzeiten dem Diakonissenamt zu verpflichten.⁶¹²

Die Krankenpflegeausbildung gehört heute zu einem hoch professionalisierten und anspruchsvollen Ausbildungszweig. Aus der Perspektive der Diakonissen stellte die Transformation in diesen modernen, professionalisierten, weiblich dominierten Beruf eine schwierige Aufgabe und eine Identitätskrise dar. In den Forschungsnarrativen von weiblicher Emanzipation, Säkularisierung, Moderne und dem heutigen Gesundheitswesen dürften die Diakonissenhäuser grundlegend als defizitäre Institutionen wahrgenommen werden. Doch handelt es sich bei genauerer Untersuchung der individuellen und kollektiven Berufsidentitäten keineswegs um eine reine Verlustgeschichte. Vielmehr fliessen

⁶¹⁰ Interview 003, Z259-270.

⁶¹¹ Vgl. Interview 003, Z267-272.

⁶¹² Vgl. Interview 003, Z270-272.

konfessionell geprägte Narrative in das heutige Berufsethos der Krankenpflege ein. Die oftmals als Niedergangsgeschichte dargestellte konfessionelle Krankenpflege behielt allen Säkularisierungstendenzen zum Trotz identitätsstiftende Werte wie beispielsweise die Nächstenliebe in der heutigen professionalisierten Krankenpflege bei. In den Hintergrund trat aber auch bei den Diakonissen das rein konfessionell geprägte Berufsethos der „nächstenliebenden Dienstmagd“. Gleichzeitig nahmen zwar die Anzahl der Schwesterneintritte ab, doch gibt es vereinzelt junge Frauen, welche ihrer Berufung nachgehen und allen ökonomisch geprägten „Verdienstrends“ zum Trotz in eine Schwesterngemeinschaft eintreten.

3. „Verdienen“ - Neues professionelles Berufsethos im Krankensaal

„Ich sage immer, wir bewegen uns so zwischen Mittelalter und Raumschiff Enterprise, und das ist ganz, ganz schwer, diese Traditionen von früher, die Leitbilder, diese Sachen, mit in die Zukunft zu nehmen – und gleichzeitig den professionellen Anspruch klarzukriegen.“⁶¹³

Dieses Zitat stammt von einer deutschen Diakonisse, welche von Christine Kumbruck für ihr Forschungsprojekt „Diakonische Pflege im Wandel. Nächstenliebe unter Zeitdruck“ interviewt wurde. Diese Zeilen konkretisieren die Problematik des Zusammentreffens von konfessionellem und professionellem Berufsethos. Das Milieu der Diakonissenmutterhäuser und mit ihnen die darin lebenden Diakonissen, begann schrittweise zu erodieren. Dies ereignete sich nicht zuletzt durch den Wertewechsel. Der konfessionell begründete Dienst aus Nächstenliebe wurde abgelöst von der ökonomisch orientierten Dienstleistung der Pflege. Diese Dienstleistung war selbstverständlich mit einem Verdienst in Form eines Lohnes gekoppelt.

Dieses Kapitel zum Thema Milieuauflösung geht den folgenden Forschungsfragen nach:

- Welche Auswirkungen hatte die Zunahme der Anzahl freier Schwestern in den Spitälern und den Aussenstationen auf die Diakonissen und ihre Mutterhäuser?
- Wie veränderten diese Umstände das Berufsethos und die Betätigungsfelder der Schwestern?
- Waren sie gerade im Zusammenhang mit dem Rückzug aus den zahlreichen Aussenstationen gezwungen neue Arbeitsfelder zu erschliessen?
- Welche Rahmenbedingungen für neue Betätigungsfelder boten die Mutterhäuser hierfür?

⁶¹³ Zit. in: Kumbruck, Diakonische Pflege im Wandel, 6.

- Und wie gingen die Schwestern individuell und kollektiv mit den Veränderungen inner- und ausserhalb des Mutterhauses um?
- Gibt es Hinweise darauf, dass sich die heute „systemrelevante“, oftmals weibliche Pflege aus historischen Gründen zu einem schlecht bezahlten Berufsfeld entwickelte?
- Hängt es insbesondere damit zusammen, dass viele Schwestern bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts teilweise nur für Gottes Lohn arbeiteten und sich mit einem „Sackgeld“ zufriedengaben? Ist dies wiederum ein Grund für die immer noch spärliche Bezahlung der Gesundheitsberufe?

Im Anbetracht der neuen Arbeitsfelder und der gesellschaftlichen Möglichkeiten, welche sich den Frauen in den 1960er und 1970er Jahren boten, sahen sich die Mutterhausleitungen einem gesellschaftlichen Druck ausgesetzt. Insbesondere die Perspektive aus Interview A2 (*1924), der ehemaligen Oberin des Diakonissenhauses und des späteren Diakoniewerks Neumünster, bietet durch die Schilderungen in ihrem lebensgeschichtlichen Interview im Jahr 2015 und mit dem vorhandenen schriftlichen Archivmaterial Einblicke in die Veränderungen eines vergleichsweise liberalen Diakonissenmutterhauses der Deutschschweiz von 1960 bis 1986.

Die evangelische Krankenpflege, die neuen Möglichkeiten für die Frauen in der Gesellschaft und in der Arbeitswelt sowie die Professionalisierung der Krankenpflege und der Care-Arbeit ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben die Bedingungen für die Mutterhäuser frappant verändert. Die Krankenpflege bildete für die Diakonissen seit ihrer Gründung Mitte des 19. Jahrhunderts ein Hauptbetätigungsfeld. Mit dem stark wachsenden medizinischen Fortschritt seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert waren auch die Diakonissenhäuser gezwungen, ihre Schwestern in den eigenen Krankenpflegeschulen professionell auszubilden, damit sie dem modernen und fordernden Spitalalltag in den öffentlichen Spitälern und den Aussenstationen gewachsen waren. Aus der Analyse der Oral-History-Dokumente zur Umbruchzeit und zu den Veränderungen in der Krankenpflege der 1950er und 1960er Jahre konnten zwei Hauptthesen erstellt werden:

Erstens bestand die Ausbildung der Diakonissen seit Mitte des 19. Jahrhundert sowohl aus medizinischen und geistlichen als auch seelsorgerischen Inhalten. Um weiter auf den Aussenstationen der Schweizer Spitäler zu arbeiten, mussten sie besonders beim medizinischen Wissen mit den SRK-Krankenpflegeschulen, wie dem Lindenhof in Bern oder der Pflegi in Zürich mithalten können. Als Reaktion auf die Tendenz einer Vereinheitlichung der Krankenpflegeausbildung öffneten viele Krankenpflegeschulen der Diakonissenmutterhäuser ihr Tore ebenfalls für freie Schwestern. So wurden beispielsweise

ab den 1940er Jahren in die Krankenpflegeschule Neumünster auf dem Zollikerberg vermehrt freie Schwestern in die Ausbildung der Krankenpflege aufgenommen.⁶¹⁴

Eine weitere Erkenntnis wurde durch die Fortschritte in der Medizin und der Forschung ausgelöst, welche sich immer schneller weiterentwickelten. Dabei war eine Funktionalisierung und Fragmentierung der Berufsfelder in der Krankenpflege zu beobachten. Doch das war nicht das Hauptproblem der Schwesterngemeinschaften. Vielmehr fehlte ihnen der nötige Schwesternnachwuchs, um das Kontingent an Schwestern auf den Aussenstationen zu bewältigen und die von der Gesellschaft benötigte Dienstleistung in der Krankenpflege zu garantieren. Zweitens führten der Rückgang der Schwesternzahlen sowie die Modernisierung und Professionalisierung in den Krankenhäusern zu einem kontinuierlichen Rückzug der Diakonissen aus den Aussenstationen, was die Schwestern und ihre Mutterhäuser dazu zwang, nach neuen Aufgabengebieten für ihre Schwestern ausserhalb der Krankenpflege zu suchen. Die Diakonissenhäuser der Deutschschweiz sowie die kleineren Schwesterngemeinschaften reagierten, wie die folgenden Ausführungen zeigen werden, sehr unterschiedlich auf diese neue Herausforderung.

3.1 Milieuauflösung der evangelischen Krankenpflege

Die Gesamtheit der europäischen Diakonissenhäuser befand sich Ende der 1960er Jahre in einer tiefen Krise. Im Spannungsfeld zwischen religiöser Tradition und gesellschaftlichem Wandel mussten sich die Diakonissenhäuser neu verorten. Die Kaiserswerther Generalkonferenz tagte zu diesem Thema bereits 1968 in Freudenstadt und diskutierte über nötige strukturelle Veränderungen der Mutterhäuser.⁶¹⁵

Dabei stellten die Mutterhäuser der Kaiserswerther Generalkonferenz fest, dass sich nicht nur das Bild der Diakonisse in den 1960er Jahren gewandelt hatte, sondern sich auch das Bild der weiblichen Diakonie in den 1960er Jahren frappant verändert hatte. Noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein galten die soziale und die biologische Mutterschaft als zwei sich ausschliessende Bereiche. Folglich war die weibliche Diakonie mit Kaiserswerther Prägung streng mit der Enthaltbarkeit verbunden. Das Bild der enthaltsamen Krankenschwester wurde aber unweigerlich infrage gestellt, als freie Schwestern sowohl die biologische als auch die soziale Mutterschaft lebten. Dies führte zu Spannungen zwischen den Diakonissen und den Freien Schwestern.⁶¹⁶

Begünstigt durch die Regelung der Arbeitszeiten (Fünf-Tage-Woche und Acht-Stunden-Tage) wurden die Arbeitsfelder in der Pflege nicht mehr nur von aufopfernden

⁶¹⁴ Vgl. Knellwolf, Lebenshäuser, 124.

⁶¹⁵ Vgl. Scheepers, Transformationen des Sozialen Protestantismus, 435.

⁶¹⁶ Vgl. ebd., 448.

Krankenschwestern und Diakonissen besetzt, sondern war diese Art von Pflegearbeit neu auch für Familienmütter möglich, welche in einem Teilzeitpensum einem geregelten Arbeitsverhältnis nachgingen.⁶¹⁷

Das Jahr 1968 stellte dabei eine erste Zäsur in einem „längeren Entwicklungsprozess auf dem Weg zu einer Wiederbelebung und Reformierung des Diakonissenwesens dar: ‚Vor oder nach Freudenstadt‘ ist innerhalb des Kaiserswerther Verbandes zu einem historischen Fixpunkt geworden, von dem jeder Insider weiss, was gemeint ist.“⁶¹⁸

Drängende Probleme waren an der genannten Tagung ebenfalls die Neubestimmung des diakonischen Auftrages und damit die Aufgabe, in gemeinsamer Arbeit und Aussprache eine Richtung für die Weiterentwicklung der Mutterhausdiakonie zu finden. Im Februar 1968 trafen sich 120 Oberinnen und Vorsteher des Kaiserswerther Verbandes aus Deutschland, der Schweiz, Österreich und Frankreich, um über die Zukunft der Mutterhausdiakonie zu diskutieren. Mitunter kamen die Tagenden zum Schluss, dass in den ersten 130 Jahren der Geschichte des Kaiserswerther Verbandes viel Anstrengung darauf verwandt wurde, „die Mutterhäuser in Form und Gestalt einander möglichst ähnlich zu gestalten – durch ein und dieselbe Tracht, dieselben Regeln, dieselben Strukturen“.⁶¹⁹

Von dieser Tendenz wollte man sich nun distanzieren, so dass jedes Mutterhaus – und mit ihm ihre Diakonissen – selbst entscheiden konnten wie sie zusammenleben, beten und arbeiten wollten. Dies war für die Mutterhäuser mit Kaiserswerther Prägung ein nahezu revolutionärer Gedanke. Die Verantwortlichen verabschiedeten sich von der Einförmigkeit hin zu einem Pluralismus an Formen der Mutterhausdiakonie. Zudem wurde in Freudenstadt 1968 beschlossen, dass die revidierte Grundordnung aus dem Jahr 1953 einer Rahmenordnung weichen sollte. Diese beinhaltete vor allem die Vorstellung, dass die Mutterhäuser selbst eine eigene Lebensordnung erarbeiteten.⁶²⁰

Im Jahr 1971 wurde diese neue Rahmenordnung an der Kaiserswerther Generalkonferenz verabschiedet. In zehn Paragraphen legten sie die Stellung der Diakonissen und die neue Form des Mutterhauses und des Diakoniewerks dar. Sie beschreibt mitunter die neuen Aufgaben und Pflichten. Im April 1971 fand im Diakonissenhaus Neumünster bei Zürich mit 160 Teilnehmenden die Vollversammlung der Kaiserswerther Generalkonferenz statt.

Die Rahmenordnung proklamierte: „Der Pluralismus der Gesellschaft gehört nun auch zur Kaiserswerther Mutterhausdiakonie.“⁶²¹

⁶¹⁷ Vgl. Scheepers, Transformationen des Sozialen Protestantismus, 448.

⁶¹⁸ Felgentreff, Profil, 146. Zit. in: Scheepers, Transformationen des Sozialen Protestantismus, 435.

⁶¹⁹ Scheepers, Transformationen des Sozialen Protestantismus, 438.

⁶²⁰ Ebd. 438-439.

⁶²¹ Felgentreff, Profil, 153, zitiert in: Scheepers, Transformationen des Sozialen Protestantismus, 440.

Dass die von vielen erhoffte und von manchen erwartete Neubelebung der Mutterhausdiakonie nicht einsetzte, ist heute rückblickend Realität. Die Eintritte nahmen weiter ab, doch positiv entwickelte sich beispielsweise die internationale und grössere Offenheit zwischen den Mutterhäusern. Ein Beispiel hierfür ist die erfolgreiche Übersiedlung und Integration einer deutschen und einer schwedischen Diakonisse⁶²² im Diakonissenmutterhaus Riehen Mitte der 1980er Jahre. Die Herausforderung der Mutterhäuser in den 1970er und 1980er Jahre lag vor allem darin, in der Vielfalt die Einheit zu wahren.⁶²³

Die Hebamme, Missionarin und ehemalige Oberin des Diakonissenhauses Neumünster (*1924) wurde als 36-jährige Diakonisse im Jahr 1960 zur Oberin berufen. Die 26 Jahre in der Mutterhausleitung stellten eine intensive Zeit dar, in der sich im Mutterhaus viel veränderte. Das Diakoniewerk Neumünster gilt im Vergleich zu anderen Diakonissenhäusern der Deutschschweiz als sehr liberales und offenes Haus, doch das war nicht immer so. Dieser Aufbruch wird anhand von Erzählungen der Schwestern und von Archivdokumenten beispielhaft am Diakoniewerk Neumünster nachgezeichnet und zeigt exemplarisch die Zeit des Aufbruchs und der Veränderungen der 1960er Jahre sowie die daraus entstandenen Anpassungen nach dem Beschluss der Kaiserswerther Rahmenordnung 1971 auf.⁶²⁴

Vor ihrem Amtsantritt zur Oberin 1960 durfte A2 einen Oberschwesternkurs des SRK in Zürich besuchen. Doch die Doppelbelastung von Oberschwester im Spital und Oberin der Schwesterngemeinschaft war für sie nach zwei Jahren nicht mehr zu bewältigen.⁶²⁵

Auch standen in der Zeit nach 1962 viele wichtige Entscheidungen an. Sie wusste bereits, dass sie weniger Eintritte hatten, gleichzeitig aber noch sehr viele Aussenstationen und Spitäler besaßen. Zudem hatten sie 70 Gemeindeschwestern in den Kantonen Zürich, Graubünden und St. Gallen.⁶²⁶ Das war keine einfache Zeit und für die Diakonissen war es „ein Stück weit Sterben“.⁶²⁷

Doch in dieser Phase waren die europäischen Diakonissenhäuser Kaiserswerther Prägung näher zusammengedrückt und hatten diskutiert, was sie in der Umbruchsphase der 1960er und 1970er Jahre tun können.⁶²⁸

„Frei in gemeinsamer Verantwortung“⁶²⁹ lautet darum auch heute noch das Motto in der Schwesternordnung der Schwesterngemeinschaft Neumünster.

⁶²² Vgl. Interview 036 und 037.

⁶²³ Vgl. Scheepers, Transformationen des Sozialen Protestantismus, 440.

⁶²⁴ Vgl. ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., gehalten von Sr. E. S. in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986, 1. Und vgl. Interview 009.

⁶²⁵ Vgl. Interview 009, Z512-519.

⁶²⁶ Vgl. Interview 009, Z526-529.

⁶²⁷ Interview 009, Z545.

⁶²⁸ Vgl. Interview 009, Z547-549.

In ihrem Rückblick auf 26 Amtsjahre (1960-1986) hielt A2 verschiedene Veränderungen fest. Sie beschreibt, dass in den ersten Jahren ihrer Amtszeit nur wenige Schwesternratssitzungen stattgefunden hätten und diese eigentlich nur der Besprechung von der Aufnahme von Jungschwestern gedient hätten. Die Mitglieder des Schwesternrates amtierten mehrere Jahre oder teilweise auch jahrzehntelang. In den Jahren 1960–1965 war es ihre Aufgabe, die zahlreichen Aussenstationen nacheinander aufgrund des Schwesternmangels aufzukünden. Auch schlug der damalige Verwalter, Herr Robert Widler, regelmässig die dringend nötige Altersversicherung für die Schwestern vor, der damalige Vorsteher nahm dies jedoch zu wenig ernst. Noch 1963 führte beispielsweise die Schuhentschädigung im Schwesternrat zu Diskussionen. Die vorherige Regelung beinhaltete einen Schuh-Bon für jede Schwester. Doch der damalige Vorsteher Pfarrer Dürig wollte die Diakonissen nicht bevormunden und hielt darum weiter daran fest, dass jeder Schwester 100 Fr. ausbezahlt würden. Diese Regelung führte bereits in den 1960er Jahren zu fortwährenden Diskussionen.⁶³⁰

Erst im Jahr 1965 kam es zu einem Vorsteherwechsel. Dieser neue Vorsteher meinte 1965: „Die Schwesternschaft soll sich künftig viel mehr an der Verantwortung für das ganze Werk beteiligen.“⁶³¹

Damit kritisierte der neue Vorsteher auch die ruhige und passive Art vieler Schwester, welche es nicht gewohnt waren, selbst Entscheidungen zu treffen. Er stellt sich auch 1965 die folgende Frage:

„Wo stehen wir heute? Wir sollen uns bewusst sein, dass wir an einem kritischen Punkte angelangt sind, wir erleben die Situation eines Engpasses: Ausfall von vielen Schwestern durch Alter und Austritte. Reissende Wölfe gehen um, Wölfe in unseren eigenen Reihen.“⁶³²

Mit seinem Bericht wollte er auch die Schwesternschaft dazu bringen, über sich selbst nachzudenken und an sich selbst zu arbeiten. Im gleichen Jahr wurde mit dem neu formulierten Werksnamen „Diakoniewerk Neumünster“ die Arbeit an einer neuen Schwesternordnung aufgenommen. Im Jahr 1966 schreibt A2 vom Wunsch des Schwesternrates, öfters zusammenzukommen. Das Problem, welches viele Schwestern beschäftigte, war, wie sie als Schwesternschaft die Entfremdung von Schwestern, besonders von Schwestern auf Einzelposten, abbauen konnten. Im gleichen Jahr wurde zudem eine Kleiderkommission gegründet, ein Thema, das die Schwesternschaft ebenfalls

⁶²⁹ Interview 009, Z607.

⁶³⁰ ADN, Schwesternratssitzung vom 20. März 1963. Neumünster, Sr. E. Scherrer und Pfr. Dürig.

⁶³¹ ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., gehalten von Sr. E. S. in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986, 1.

⁶³² ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., gehalten von Sr. E. S. in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986, 1.

schon länger beschäftigte war das Tragen der Tracht und die Frage, ob diese überhaupt noch zeitgemäss sei.⁶³³

1967 ereignete sich im Zuge der Individualisierung der Schwesternschaft der Entschluss zu einem Freitagesentschädigungsbeitrag und zu einer Modernisierung der Tracht, eine Art Reisekleid, welches an ein Deux-Pièces erinnerte. Die Diskussion zur Kleiderordnung ging Anfang der 1970er Jahre noch weiter. So wurde in einem Merkblatt zur Kleiderordnung des Diakonissenhauses Neumünster festgehalten⁶³⁴: „Ein wichtiges Anliegen ist dem Schwesternrat, sich gegenseitig in ihren verschiedenen ‚Kleidern‘ anzunehmen und die Zusammengehörigkeit zu leben.“⁶³⁵

Dieses Zitat veranschaulicht die Schwierigkeit, welche die individuellen Vorstellungen (hier am Beispiel der Freiheit in der Kleiderordnung) in einer Schwesterngemeinschaft mit sich brachten. Noch individueller gestaltet sich die Kleiderordnung Anfang der 1990er Jahre.

Ein Dokument aus dem Jahr 1992 veranschaulicht zudem die finanziellen Möglichkeiten einer Schwester innerhalb der Schwesterngemeinschaft Neumünster. Je nachdem, ob die Schwestern im Mutterhaus, auf einer Aussenstation oder im eigenen Haushalt lebten, erhielten sie auch dafür zwischen 320 und 600 Fr. im Monat. Das Fergiengeld für eine aktive Schwester betrug 1992 2100 Fr. im Jahr. Mit diesem Geld musste sie auch die persönlichen Kosten für Schuhe, Schuhreparaturen und persönliche Weiterbildungen bestreiten. Auch erhielten die Schwestern ein Kleidergeld von 850 Fr. im Jahr. Für die Erstanschaffung von Zivilkleidern wurde ein Erstbetrag von 1100 Fr. ausbezahlt. Die Beiträge für die Schwestern im Ruhestand sind etwas kleiner. Die Schwestern ab dem 76. Lebensjahr erhielten zudem nochmals weniger Beiträge, da sie dann tendenziell mehr Pflege, dafür weniger Geld benötigen.⁶³⁶

1969 kommt es nach langer Vorbereitung zum Erlass der neuen Schwesternordnung, welche neu sogar die Mitgliedschaft von verheirateten Schwestern ermöglichte.⁶³⁷ Eine solche Verordnung existierte nur in der Schwesterngemeinschaft Neumünster.

Diese offene und liberale Schwesternordnung hatte aber ebenfalls zur Folge, dass viele Schwestern mit dieser neuen Ordnung nicht einverstanden waren und den Austritt einreichten. Unter ihnen waren einige Probe- und Jungschwestern sowie Schwesternhilfen, welche sich daraufhin für einen alternativen Weg entschieden und kurz darauf 1969 eine eigene Schwesterngemeinschaft gründeten. 1971 hielt A2 fest, dass der Schwesternrat nach

⁶³³ ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., gehalten von Sr. E. S. in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986, 2.

⁶³⁴ Vgl. ADN, Merkblatt zur Kleiderordnung im Neumünster 1971.

⁶³⁵ ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., gehalten von Sr. E. S. in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986, 3.

⁶³⁶ Vgl. ADN, Finanzregelung einer austretenden Diakonisse im Diakoniewerk Neumünster 1992.

⁶³⁷ Vgl. ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., gehalten von Sr. E. S. in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986, 1-2.

neuem Reglement gewählt worden sei, was den Rücktritt mehrerer langjähriger Schwestern zur Folge gehabt habe. Im selben Jahr tagte die Kaiserswerther Generalkonferenz auf dem Zollikerberg. Neu gab sie keine Grundordnungen, sondern eine Rahmenordnung für die ihr zugehörigen Diakonissenhäuser und Werke vor. Das bedeutete auch, dass das Diakoniewerk Neumünster weiterhin Mitglied der Kaiserswerther Generalkonferenz bleiben konnte. Dies obwohl der Begriff „Mutterhaus“ im Werksnamen nicht mehr enthalten war. An einem der Vorträge auf dem Neumünster 1971 wurde zum Thema der Zukunft des Diakoniewerkes Neumünster Folgendes erwähnt:

„Unser Diakoniewerk soll auf jeden Fall erhalten bleiben, ob eine Schwesternschaft da ist oder nicht. Die Schwesternschaft muss sich innerhalb des Ganzen stark profilieren. Sie ist immer noch geistlicher Impuls, gerade deshalb ist eine gute theologische Ausbildung nötig. Wir müssen für diese Entwicklung mit Jahren rechnen. Es braucht Geduld und Kraft und das Hauptgewicht muss auf der Vertiefung liegen.“⁶³⁸

In diesem Zitat wird beschrieben, dass die Hauptaufgabe der Diakonissen in Zukunft nicht mehr die Pflege oder Dienstleistungen in der Pflege sein werden. Vielmehr gibt es zu verstehen, dass es auch für sie wichtig sein wird, umzudenken und sich mittels theologischer und geistlicher Ausbildung ihrer eigentlichen Berufung bewusst zu werden. Daraus werden neue Angebote von ihnen an die Gesellschaft herangetragen. Eine stärkere Verinnerlichung dieser Aufgabe sollte in den kommenden Jahren wegweisend wirken.

Damit die Schwestern lernten, über sich selbst und ihre Zukunft mitzubestimmen, wurden noch im Jahr 1971 kleine Schwesterngruppen gebildet. Die Schaffung dieser Kontaktkreise teilte die gesamte Schwesternschaft in Kleingruppen ein, in denen die Schwestern ihre eigene Meinung in kleineren Gruppen entwickeln und diskutieren konnten: „Die Schwesternschaft soll überall Mitspracherecht haben und auch die freien Schwestern sollen mit der Zeit ein Mitspracherecht bekommen.“⁶³⁹

Dieses Zitat der damaligen Vorsteherschaft veranschaulicht die rapide Öffnung des Werkes, welche danach strebte, freie Schwestern und Diakonissen gleichberechtigt zu behandeln. Ein Entscheid dem die Schwesternschaft nicht vollumfänglich zustimmte.

Im Text beschreibt A2 sogar, dass sie damals eine Spaltung der Schwesternschaft befürchtet habe. 1975 kam es zu einer Revision der Mitgliedschaft von verheirateten Frauen. Sie fiel negativ aus. 1979 hielt A2 im Blick auf die Austritte fest: „Sie bereiten mir enorme Mühe. Es ist ein unbewusster Halt vor den Fragen des geistlichen Lebens. Wir

⁶³⁸ ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., gehalten von Sr. E. S. in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986, 2-3.

⁶³⁹ ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., gehalten von Sr. E. S. in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986, 3.

müssen daran in den Kontaktkreisen arbeiten. Und immer wieder in das rechte Licht neigen. Genau wissen, wo das hinführt – Ziel? Wissen, wo wir hinmöchten. Fragen und Suchen gehören zu unserem Sein. Es braucht festen Boden. Wir versuchen, so vieles in Worte zu fassen. Erfahren wir auch, was wir gesagt haben? Auf die Schwesternschaft gesehen – alt – nicht so attraktiv – der Zahl nach rückläufig. Es braucht Mut, hier dabei zu sein. Wir schauen sorgenvoll in die Zukunft. Wir tragen je länger, je schwerer an den Austritten. Wieder ist eine Schwester weggegangen, die hätte mittragen können. Bleiben eigentlich nur die Dummen? Ist Gemeinschaft Last oder Kraft?⁶⁴⁰

Die hier zusammengetragenen Worte und Überlegungen zeigen auf, in welcher Situation sich die Schwesternschaft, aber auch die einzelnen Schwestern befanden. Je nach Perspektive tendierten die Veränderungen innerhalb der Mutterhausdiakonie dazu, als sinkendes Schiff oder als ein mit Auftrieb versprechender Rettungsring wahrgenommen zu werden. Doch die Betrachtungsweise hängt schlussendlich von der einzelnen Schwester ab. Im Jahr 1986 wurde die neue Oberschwester in ihr Amt eingesetzt.⁶⁴¹

3.2 „Der Trend sei verdienen und nicht dienen“⁶⁴²

Sr. M. S., Diakonisse des Neumünsters und Schulleiterin der dazugehörigen Krankenpflegeschule, wurde Ende 1968 vom Stiftungsrat des Diakoniewerkes gebeten, eine Untersuchung zum neusten Stand der Schwesterngemeinschaft durchzuführen. In einem Vortrag sollte sie die aktuelle Situation der Schwesternschaft wiedergeben. Darin sollte sie die Behörden des Diakoniewerkes Neumünster vertraulich über die Probleme in der Diakonissengemeinschaft informieren. In ihrem Beitrag zeigte sie auf, dass Ende der 1960er Jahre nicht von einer einheitlichen Schwesterngemeinschaft die Rede sein konnte und legte darum die unterschiedlichen Schwesterngruppen innerhalb der Gemeinschaft offen, ebenso wie ihre jeweiligen Probleme und Wünsche. Weiter suchte sie in ihrem Vortrag nach Gründen für diese Situation. Sie versuchte somit, eine Bestandsaufnahme, der in eine Krise geratenen Schwesternschaft, zu machen.⁶⁴³

Als wichtigste Gründe, welche zu dieser Misslage in der Gemeinschaft führten, sah sie: erstens eine Gruppe Schwestern, welche an ihrer Berufung festhielten, diese aber nicht mehr mit den Strukturen des Mutterhauses vereinbaren konnten. Zweitens gäbe es eine Anzahl Diakonissen, welche allgemein unzufrieden seien mit dem eigenen Leben, ihrer

⁶⁴⁰ ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., gehalten von Sr. E.S. in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986, 4.

⁶⁴¹ ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., gehalten von Sr. E.S. in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986, 5.

⁶⁴² ADN, Einleitende Gedanken zum Gespräch des Stiftungsrates mit dem Schwesternrat vom 3. Januar 1969 auf dem Zollikerberg, 3.

⁶⁴³ ADN, Vertraulich, für die Behörden des Diakoniewerkes. Probleme der Diakonissenschwesternschaft. Ein Referat von Sr. Margrit Scheu, 28. Oktober 1968, 1.

Arbeit und dem Zusammenleben. Auch müsse sie drittens festhalten, dass es Diakonissen in der Gemeinschaft gäbe, welche charakterlich und berufsmässig den Anforderungen nicht mehr genügen würden. Viertens hätte es sogenannte Mitläuferinnen gegeben, welche unselbstständig als Mensch und Christin in der Mutterhausgemeinschaft stünden. Fünftens sprach sie von einer grossen Anzahl Diakonissen, welche durch das Leben in der Mutterhausgemeinschaft bereits bestimmte Normen gewohnt seien und denen das Umdenken dementsprechend schwerfalle. Hinzu kamen sechstens die zunehmenden Austritte von Schwestern, welche sich draussen wohler fühlten als in der Mutterhausgemeinschaft sowie der Mangel an Nachwuchs.⁶⁴⁴

Sr. M. S. argumentierte weiter, dass früher die Berufung einer Diakonisse als klar und unwiderruflich gegolten habe. Heute würden sich jedoch gerade junge Menschen fragen, ob eine solche Berufung durch Gott in die Mutterhausgemeinschaft noch richtig sei. Daraus entstand in der Schwesternschaft zudem die weitreichende Frage, ob diese Form der Mutterhausdiakonie denn noch richtig sei. Das Problem der Unzufriedenheit der Diakonissen kam weitgehend daher, dass in der raschlebenden und hochkonjunkturreichen Zeit Vergleiche gezogen würden. Auch die Diakonissen hätten Angst, im Leben etwas zu verpassen. Zwar hätte man zu seiner Berufung Ja gesagt, doch gleichzeitig, seien in den letzten Jahren die persönlichen und individuellen Bedürfnisse angestiegen. Viele Schwestern seien es ebenfalls nicht gewohnt, mit den freien Mitarbeitern in einem partnerschaftlichen Verhältnis zusammen zu arbeiten, sie fürchten sich gar vor ihrem „weltlichen“ Einfluss. „Je nach charakterlichen Veranlagung der Diakonisse kann dies zu unerfreulichen Verhältnissen in der Zusammenarbeit kommen“⁶⁴⁵, wie Sr. M. S. es in ihrem Vortrag beschrieb. Bis Mitte der 1960er Jahre sei es im Mutterhaus so gelaufen, dass eine Diakonisse ihren Beruf erlernt und ihn eigentlich das ganze Leben ausgeführt habe. Es wurde über ihre Arbeit und ihren Einsatzort bestimmt und sie war somit gehorsam. Berufsmässig gab es nur wenig Ausbildungs- oder Weiterbildungsmöglichkeiten für die Schwester. Das war ein Problem, da zu dieser Zeit viele Diakonissen an Arbeitsplätzen standen, denen sie kaum gewachsen waren. Auch waren die Diakonissen gewohnt, dass die Mutterhausleitung auf ihren Einsatz achtete. Dieser musste aufgrund der Bedürfnisse des Mutterhauses oftmals Schwestern auch an Arbeitsplätze schicken, die nicht nur ihrer Begabung und ihren Fähigkeiten entsprachen. Die Folgen waren für die betroffenen Schwestern nicht immer einfach. Durch die jahrelange Überforderung, den pausenlosen Einsatz mit ganzer Hingabe waren viele Diakonissen vorzeitig „verbraucht“. Erlahmende

⁶⁴⁴ ADN, Vertraulich, für die Behörden des Diakoniewerkes. Probleme der Diakonissenschwesternschaft. Ein Referat von Sr. Margrit Scheu, 28. Oktober 1968, 1.

⁶⁴⁵ ADN, Vertraulich, für die Behörden des Diakoniewerkes. Probleme der Diakonissenschwesternschaft. Ein Referat von Sr. Margrit Scheu, 28. Oktober 1968, 2.

Freudigkeit und Minderwertigkeitsgefühle waren oftmals die Folge. Auch als mit der neuen Kaiserswerther Rahmenordnung glücklicherweise ab 1968 Veränderungen vorgenommen wurden, änderte dies nicht die Tatsache, dass viele der tätigen Diakonissen unter den oben beschriebenen Umständen litten und unbefriedigt waren. Auch die Unselbstständigkeit einiger Diakonissen rührte noch daher, dass in jeder Beziehung für sie gesorgt wurde. Sie mussten sich weder um Kleidung, Nahrung, Unterkunft, Arbeitsplatz und Verdienst noch um eine Altersversorgung kümmern. Nur dadurch konnten sie einen umfassenden und totalen Einsatz leisten. Doch gerade diese Bestimmung konnte auch zum Verhängnis werden, denn die wichtigsten Faktoren zur Erlangung einer gewissen Selbstständigkeit und Persönlichkeitsreife wurden ihnen damit abgenommen.⁶⁴⁶

Zudem herrschten im Mutterhaus bestimmte Ordnungen, Formen und Bräuche. Durch Überlieferung und Tradition wurden sie von Generation zu Generation weitergegeben und führten geradezu zu verhärteten Normen. Jede Diakonisse wurde angewiesen, sich in diese einzufügen. Im Laufe der Jahre lebte sie sich so stark ein, dass sie kaum noch andere Normen (der Aussenwelt) anerkennen konnte. Einige dieser Normen waren die gemeinsame Tracht, Gebetszeiten, Mahlzeiten und gleiche Unterkunft im gleichen Mutterhaus. Die Diakonisse wurde also geprägt durch das gemeinsame Leben: „Hier das Diakonissenleben – draussen das weltliche Leben“. Und die Diakonisse wurde von der „Welt“ hochgeachtet, denn Letztere profitierte von der Hingabe und Aufopferung der Schwestern. Wurden solche Vorgaben und Normen jedoch gebrochen, so wurde diese von den Diakonissen als Unrecht oder Sünde empfunden. Es war gerade deshalb für eine Mutterhausdiakonisse nicht leicht, Normen zu brechen, umzudenken, Neues zu beginnen.⁶⁴⁷

Die Emanzipation der Frau sei somit genau das Gegenteil vom Leben in einer heutigen Mutterhausgemeinschaft wie es Scheu in ihrem Bericht beschreibt. Eine lebenslängliche Verpflichtung einer Institution gegenüber war für die junge Frau Ende der 1960er Jahre eine Überforderung. Die Möglichkeit zur Heirat oder zu einer Veränderung überhaupt, muss der Frau Ende der 1960er Jahre offenbleiben. Diese Gründe zeigen nach Sr. Margrit Scheu auf, dass eine Änderung in der Mutterhaus-Struktur vorgenommen werden müsse. Sie zitiert zum Schluss den evangelischen Theologen Paul Gerhard Aring: „Das Menschenbild der Zukunft wird ein wertfreies, sachliches, entsakralisiertes sein.“⁶⁴⁸

⁶⁴⁶ Vgl. ADN, Vertraulich, für die Behörden des Diakoniewerkes. Probleme der Diakonissenschwesternschaft. Ein Referat von Sr. Margrit Scheu, 28. Oktober 1968, 3.

⁶⁴⁷ ADN, Vertraulich, für die Behörden des Diakoniewerkes. Probleme der Diakonissenschwesternschaft. Ein Referat von Sr. Margrit Scheu, 28. Oktober 1968, 3-4.

⁶⁴⁸ ADN, Vertraulich, für die Behörden des Diakoniewerkes. Probleme der Diakonissenschwesternschaft. Ein Referat von Sr. Margrit Scheu, 28. Oktober 1968, 5.

Daraufhin wurde am 3. Januar 1969 eine Sitzung des Schwesternrates mit dem Stiftungsrat des Neumünsters auf dem Zollikerberg einberufen. Darin wurden einige einleitende Gedanken zur Lage der Mutterhäuser, zu den Gründen der Krise in den Diakonissenhäusern und den Schwierigkeiten bei der Suche nach einer Lösung festgehalten. Diese Gedanken orientierten sich ebenfalls an dem Referat von Schwester M. S., welches sie im leitenden Ausschuss gehalten hat, und an einigen vorgängigen Unterhaltungen mit Mitgliedern des Schwesternrates des Neumünster gesammelt hatte.

In den Vorbemerkungen zu dieser Sitzung hielt der Stiftungsrat fest, dass es den Behörden des Diakoniewerkes gelungen sei, die dringenden Bedürfnisse des Diakoniewerkes aufzunehmen und viele davon befriedigend zu lösen. All die finanziellen und baulichen Projekte schienen dadurch im Lot zu sein. Doch konstatiert der Stiftungsrat, dass nebenher ein anderes Problem aufgetaucht sei: „Der Rückgang der Diakonissenschwesternschaft und die schwache körperliche und physische Konstitution des wenigen Nachwuchses.“⁶⁴⁹

Der Stiftungsrat wollte sich darum mit dem Schwesternrat treffen, um über die Problematik zu sprechen. Dabei sprach der Stiftungsrat ganz bewusst von einer Begegnung und einem Austausch, um sich über die aktuellen Probleme zu unterhalten und gemeinsam nach Lösungen zu suchen. Diese Beschreibungen sind zwar inhaltlich klar und rational, fallen jedoch auch in die Richtung der finanziellen Tragbarkeit aus.

In den einleitenden Gedanken für die Sitzung ist von einem Zeitgeist die Rede, welcher sich nicht mit dem Gedanken der Diakonie vertrage: „Der Trend sei verdienen und nicht dienen.“⁶⁵⁰

Auch habe sich in den letzten hundert Jahren gezeigt, dass in wirtschaftlichen Krisenzeiten der Zustrom zu den Diakonissenhäusern gross, während er in Zeiten des Wohlstandes eher rückläufig gewesen sei. Weitere Gründe dafür seien aber auch innerhalb der Schwesternschaft zu suchen, habe sich doch der Schwesterntyp ebenfalls verändert. In der Anfangszeit noch war das Mutterhaus ein Ort der Emanzipation. Hier konnte eine junge Frau vorwärtskommen, sich am öffentlichen Leben beteiligen, einen Beruf erlernen. So erhielten die Mutterhäuser vor allem gesunde, unternehmensfreudige Frauen, die imstande waren, Verantwortung zu tragen.⁶⁵¹

1969 standen den Frauen viele Möglichkeiten für Ausbildung und öffentliche Wirksamkeit offen. Das Angebot war verlockend gross und diese Lage sprach die jungen Frauen an. Wer jedoch in ein Mutterhaus eintrat, besass dieses Angebot nur in beschränktem Masse.

⁶⁴⁹ ADN, Einleitende Gedanken zum Gespräch des Stiftungsrates mit dem Schwesternrat vom 3. Januar 1969 auf dem Zollikerberg, 1.

⁶⁵⁰ ADN, Einleitende Gedanken zum Gespräch des Stiftungsrates mit dem Schwesternrat vom 3. Januar 1969 auf dem Zollikerberg, 3.

⁶⁵¹ Vgl. ADN, Einleitende Gedanken zum Gespräch des Stiftungsrates mit dem Schwesternrat vom 3. Januar 1969 auf dem Zollikerberg, 3-4.

Als Glied des Mutterhauses musste man vor allem arbeiten und sah nur wenig Chancen für ein selbstbestimmtes berufliches Vorwärtkommen. Die Mutterhäuser sprachen eher jene Frauen an, die dem vielfältigen Angebot und der entsprechenden Mobilität nicht gewachsen waren. Diese suchen eine Betätigung an einem geschützten Ort. Es waren dies eher psychisch schwach konstituierte Menschen, oft Kinder aus gestörten Familienverhältnissen. Insgesamt handelt es sich beim Zusammentreffen von Gründen sowohl um äusserliche (Zeitgeist) als auch innerliche (Menschentyp und Struktur der Schwesternschaft). Somit konstatierte der Stiftungsrat eine tiefgreifende und umfassende Krise, die sich nicht nur mit kleinen Korrekturen überwinden lasse. Auch dürfte es lange Zeit dauern, um die Vorstellung in der Öffentlichkeit über ein Diakonissenhaus neu zu prägen, wie der Bericht abschliesst.⁶⁵²

Die Berichte aus dem Archiv des Neumünsters Ende der 1960er Jahre gehen sehr offen mit der Krisensituation in der Schwestergemeinschaft um. Es ist anzunehmen, dass das Diakoniewerk Neumünster sicher eines der ersten Diakonissenhäuser war, welche sich mit der schrittweisen Milieuauflösung beschäftigte und nach Lösungsansätzen für die veränderten Zeiten suchte. Früher als andere Diakonissenhäuser stellten Sie das Dienstideal, welches auf Nächstenliebe basierte, in Frage und überlegten sich, wie sie ihre Diakonissen „fair“ entlohnen können. Doch standen solche Überlegungen wiederum im Widerspruch zum christlich ausgelegten „Dienstmagdideal“.

3.2.1 Die Deutschschweizer Diakonissenhäuser im Jahr 1983

Ende der 1960er Jahre begann mit Freudenstadt somit in der gesamten Kaiserswerther Diakonie eine Zeit des Umbruchs.⁶⁵³ Diese Phase der Neuorientierung fand in jedem der untersuchten deutschschweizer Diakonissenhäuser auf eine andere Art und Weise statt. Die Schwesternzahlen zeigen jedoch rund 15 Jahre später auf, dass die Diakonissenhäuser zahlenmässig an Mitgliedern verloren haben.

Institution	Noch nicht eingesegnete Schwestern	Davon im Feierabend	Gesamtzahl der Schwestern	Berufstätige Schwestern
Bern	1	315	431	116
Riehen	5	158	283	125
Zollikerberg	2	193	287	94
Bergfrieden, Braunwald	2	6	43	37
Bethanien, Zürich	8	96	158	62
Bethesda, Basel	7	29	85	56
Ländli, Oberägeri	12	50	204	154

⁶⁵² Vgl. ADN, Einleitende Gedanken zum Gespräch des Stiftungsrates mit dem Schwesternrat vom 3. Januar 1969 auf dem Zollikerberg, 5.

⁶⁵³ Vgl. Scheepers, Transformationen des Sozialen Protestantismus,, 435.

Die Tabelle veranschaulicht die Schwesternzahlen der untersuchten Diakonissenmutterhäuser der Deutschschweiz Ende des Jahres 1983.⁶⁵⁴ Dabei wird augenscheinlich, dass die Schwesternzahlen in den 1970er Jahren erneut signifikant zurückgingen. Ein Grossteil der Schwestern befand sich zu diesem Zeitpunkt bereits im Feierabend oder wurde bald darauf in den Ruhestand entlassen. An diesem Rückgang konnten auch die noch spärlich eintretenden Schwestern nichts ändern.

Um die Zahl der berufstätigen Schwestern zu erhalten, muss nur die Anzahl sich im Feierabend befindenden Schwestern von der Gesamtzahl der Schwestern subtrahiert werden. Dabei stellt sich heraus, dass das Ländli 1983 verhältnismässig viele berufstätige Schwestern und auch die grösste Anzahl an noch nicht eingesegneten Schwestern aufwies. Bern war zwar 1983 mit 431 Schwestern mit Abstand das grösste Diakonissenmutterhaus der Schweiz, jedoch befanden sich zu diesem Zeitpunkt bereits rund drei Viertel von ihnen (315 von 431 Schwestern) im Ruhestand oder im sogenannten Feierabend.⁶⁵⁵

Zwei neue Gemeinschaften, der Saronsbund und die Steppenblüte, welche erst Ende der 1960er und Anfang der 1970er gegründet wurden, zählten zum Zeitpunkt der Untersuchung vom 1. Januar 1983 aber nicht offiziell zu den Diakonissenmutterhäusern der Deutschschweiz und sind darum in der Tabelle nicht zu finden. Die Neuorientierung und die Etablierung von neuen Arbeitsfeldern stellten für die Diakonissen und ihre Mutterhausleitungen eine grosse Herausforderung dar. Viele Aussenstationen mussten aufgrund mangelnder Jungschwestern geschlossen werden. Gleichzeitig bestanden die Gemeinschaften jedoch nach wie vor aus einem grossen Anteil an Schwestern, welche ursprünglich in der Krankenpflege gearbeitet hatten und auch nur über diese Ausbildung verfügten. Wie sollten diese Schwestern neu eingesetzt werden? Viele der Schwestern konnten zu Beginn noch auf andere auswärtige Stationen verteilt werden. Doch das Problem innerhalb der jeweiligen Mutterhäuser Stellen zu schaffen, wurde immer dringlicher. Wie Zahlen aus dem Diakonissenmutterhaus Bern zeigen, konnten denn auch Diakonissen an neu geschaffenen Stellen im Mutterhaus eingesetzt werden.⁶⁵⁶ Dort halfen sie dann primär in der Pflege der Feierabendschwestern⁶⁵⁷ mit. Aber auch in der

⁶⁵⁴ Zahlenmässige Verhältnisse (Stand 1. Januar 1983) A. Curchaud, die Besonderheit der Schweizerischen Diakonissenhäuser, in: Übergänge. Mutterhausdiakonie auf dem Wege (Hg. vom Präsidium der Kaiserswerther Generalkonferenz, Bonn 1984, 205-208, hier: 208.

⁶⁵⁵ Zahlenmässige Verhältnisse (Stand 1. Januar 1983) A. Curchaud, die Besonderheit der Schweizerischen Diakonissenhäuser, in: Übergänge. Mutterhausdiakonie auf dem Wege (Hg. vom Präsidium der Kaiserswerther Generalkonferenz, Bonn 1984, 205-208, hier: 208.

⁶⁵⁶ Vgl. ADB, Arbeitsgebiete der Schwestern im Diakonissenhaus Bern 1940/41. ADB Arbeitsgebiete der Schwestern im Diakonissenhaus Bern 1954/55.

ADB, Arbeitsgebiete der Schwestern im Diakonissenhaus Bern 1964/65.

⁶⁵⁷ Anm.: Feierabendschwestern sind Schwestern, welche nicht mehr arbeiteten und sich somit in Pension befinden.

Verwaltung und der Haushaltung sowie in den verschiedenen Gasthäusern des Mutterhauses wurden Stellen für die heimkehrenden Schwestern geschaffen.⁶⁵⁸

3.2.2 Der Austritt einer Schwester

Ende der 1980er Jahre wurde im Neumünster ein neues Grobkonzept entwickelt, wie beim Austritt einer Schwester vorzugehen sei. Die damalige Regelung bestand seit 1976 und war darum 1988 mit der Problematik konfrontiert, dass die AHV-Beiträge immer stärker anstiegen und es schwierig war, eine Schwester korrekt auszahlten.

Darum wurde beschlossen, dass jede zurücktretende Diakonisse, sofern sie der Schwesternschaft mindestens fünf Jahre angehört hatte, aus der gemeinsamen Kasse einen einmaligen Beitrag von 2000 Schweizer Franken erhalten würde, um sich ausserhalb der Gemeinschaft zu etablieren. Zudem erfolgte eine Abfindung wie folgt: Für eine noch aktive Diakonisse bis zum 62. Lebensjahr betrug die Abfindungssumme 3'000 Schweizer Franken für jedes Zugehörigkeitsjahr, für jeden weiteren Monat 250 Schweizer Franken. Falls es sich um eine Schwester handelt, welche nach dem Erreichen des 65. Lebensjahres austreten wollte, so wurde für diese eine den Umständen angemessene Pensionsregelung angestrebt. Ein Dokument aus dem Archiv im Mutterhaus Neumünster zeigt die Berechnung der Auszahlung von Schwester E. E., welche von Oktober 1958 bis im Mai 1991 als Diakonisse Teil der Lebens-, Dienst- und Glaubensgemeinschaft des Diakonissenhauses Neumünster war. Insgesamt wurde ihr bei ihrem Austritt im Jahr 1991 eine Summe von 91'000 Schweizer Franken ausbezahlt. Die Quittung wurde von der damaligen Oberin, Sr. Rosemarie van der Cronen, signiert.⁶⁵⁹

3.3 Neue Berufsfelder für Schwestern

Ab Ende der 1960er Jahre spielten die Ausbildungsmöglichkeiten für die Motivation, in eine Schwesterngemeinschaft einzutreten, eine immer weniger ausschlaggebende Rolle. Oftmals besaßen die eintretenden Schwestern bereits eine Berufsausbildung, vereinzelt sogar mehrere. Auch die mutterhauseigenen Krankenpflegeschulen wurden vermehrt an die Kantone verkauft. Parallel dazu stieg auch die Anzahl an freien Schwestern, welche diese Krankenpflegeschulen besuchten.

Durch die fehlenden Eintritte von jungen Schwestern und die fortschreitende Milieuauflösung waren viele Diakonissenmutterhäuser zu Beginn der 1970er Jahre gezwungen neue Arbeitsfelder zu erschliessen. Dabei orientierten sich grössere wie kleinere Gemeinschaften an den Bedürfnissen der Gesellschaft.⁶⁶⁰

⁶⁵⁸ Vgl. Interview 060, 020, 029, 039.

⁶⁵⁹ Vgl. ADN, Berechnungen der Leistungen beim Austritt einer Schwester, 1991.

⁶⁶⁰ Vgl. Interviews 009, 069, 044, 032, 051.

Erste Veränderungen und Öffnungen bezüglich der Arbeitsfelder der Schwestern und Diakonissen waren bereits Ende der 1950er Jahre im Diakonissenhaus Neumünster zu beobachten. Bei der Ausbildung zur Krankenpflege setzte B2 (*1935) aufgrund ihrer Erkrankung der Schuppenflechte aus.⁶⁶¹

B2 ist eine der wenigen Schwestern, welche bereits Ende der 1950er Jahren eine Ausbildung ausserhalb der Krankenpflege absolvieren durften. Es waren gesundheitliche Gründe, die die Arbeit in der Krankenpflege verunmöglichten. Ihren Talenten und Neigungen entsprechend, durfte sie eine Ausbildung zur Heimerzieherin am Heilpädagogischen Seminar in Zürich besuchen. Zum familiären Hintergrund muss jedoch erwähnt werden, dass der Grossvater von B2 zeitweise Vorsteher des Diakonissenmutterhauses Neumünster war. Es ist nicht auszuschliessen, dass der milde und zuvorkommende Gehorsam für die passende Ausbildung mit diesem Umstand zusammenhängen. B1 und B2 erleben während ihrer Jungschwesternzeit den Umbruch in den Diakonissenmutterhäusern. Beide begannen ihre Ausbildung Ende der 1950er Jahre. Aber ihre Wege führten in verschiedene Richtungen: B2 war in der Pflege überfordert und ihr Körper reagierte mit dem Ausbruch der Schuppenflechte. Als eine der ersten Schwestern des Neumünsters durfte sie eine andere Ausbildung ausserhalb der Krankenpflege absolvieren: Sie wurde Erzieherin und durfte das Heilpädagogische Seminar in Zürich besuchen. Zur gleichen Zeit arbeitet B1 aus dem Diakonissenhaus Bethesda aus Basel über zwanzig Jahre als Krankenschwester in der Männerabteilung im Landspital in Niederbipp. Für ein Landspital war es ein ziemlich ruhiges und beschauliches Krankenhaus, aber trotzdem war sie mit ihrer Arbeit in der Pflege nicht wirklich glücklich. Sie wollte mehr Zeit für die Patienten und die Seelsorge haben. Zeit, welche sie in der Gemeindepflege hätte. Ihr Wunsch ging Mitte der 1970er Jahre in Erfüllung, als sie in der Gemeindepflege der Stadt Zofingen begann und ihre Patienten in ihrem Zuhause zu pflegen begann. In manchen Dingen war sie ihrer Zeit gar voraus: Eigenmächtig schlug sie dem Hausarzt in Zofingen vor, dass sie psychisch kranke Patienten ebenfalls zu Hause pflegen wollte. Das war für die damalige Zeit eine revolutionäre häusliche Pflegepraxis.

Die beiden erläuterten Schwesternfälle verdeutlichen zwei Tendenzen in der Krankenpflege in der Umbruchphase der 1950er und 1960er Jahre: Zum einen wurde aufgrund des starken Rückgangs der Schwesternzahlen in den 1960er Jahren der Rückzug von Diakonissen aus den Krankenhäusern gezeigt. Sie suchten nach neuen Betätigungsfeldern im sozial-karitativen Sektor und zogen sich bis in die 1990er Jahre zunehmend aus der Pflege in den Spitälern zurück. Der Vorsteher von Riehen setzte sich 1965 ebenfalls für mehr Offenheit in der Diakonie und den neuen Betätigungsfeldern der Diakonissen ein:

⁶⁶¹ Vgl. Interview 003, Z15-23.

„Die Pflege und Betreuung von Kranken, Betagten, Gefangenen und Kindern gehört nach wie vor zum unaufgebaren Auftrag unseres Hauses. Darüber hinaus aber soll der bisherige Aufgabenkreis erweitert und ergänzt werden durch Diakonissen, die in den verschiedenartigsten Berufen tätig sein können, um damit missionarisch in Arbeitsgebiete und Lebensbereich vorzustossen, für die das Zeugnis der christlichen Botschaft vor allem im mitmenschlichen Dasein vernehmbar ist.“⁶⁶²

Durch die neu aufkommenden, sozialstaatlichen Institutionen und Sozialversicherungen wurde die soziale Not der breiten Bevölkerungsschichten gemildert.

Auch mit der Abnahme der Exklusivität des Zugangs zu Bildung für Frauen, oder gerade dadurch wurden die sozial-karitativen Betätigungsfelder der Schwestern noch weiter von neuen, sozialstaatlichen Institutionen wie beispielsweise kantonalen Krankenpflegeschulen verdrängt und teilweise aufgekauft. Sie mussten also neue Betätigungsfelder finden.

3.3.1 Einsatz für Randständige in der Gesellschaft

Oft begannen sie auf der Basis von Freiwilligenarbeit immer mehr auch Randständigen, Süchtigen, Asylsuchenden, alleinstehenden Frauen mit Kindern und besonders Ende der 1980er und zu Beginn der 1990er Jahre auch HIV-Kranken zu helfen.⁶⁶³ Sie suchten ihre Aufgaben an Orten, wo der Staat, die Stadt oder der Kanton noch keine auffangenden Arme für die Betroffenen errichtet hatte. Auch war, ähnlich wie in der pflegerischen und medizinischen Arbeitswelt im Allgemeinen, eine weitere Spezialisierung der bereits bestehenden Betätigungsfelder zu beobachten. Ende der 1960er Jahre und zu Beginn der 1970er Jahre entstanden zudem Neugründungen von kleinen Schwesterngemeinschaften (Saronsbund und Steppenblüte), welche unabhängig von einer Mutterhausleitung, selbstständig und bedürfnisorientiert ihre Arbeits- und Betätigungsfelder suchten. Es wurden zudem Projekte ausserhalb der Schweizer Grenzen realisiert. So führte die anfangs noch als Lebensgemeinschaft ausgerichtete Steppenblüte aus Basel beispielsweise in Indonesien die Krankenstation Mardi Rahayu und sammelte in der Schweiz Geld für dieses Projekt mit Produkten, welche sie in ihrer Werkstatt herstellten.⁶⁶⁴

Gästehäuser und Seminar- und Erholungshäuser erhielten vor allem gegen Ende des Untersuchungszeitraums eine steigende Nachfrage. Die Steppenblüte aber auch andere Mutterhäuser und Gemeinschaften besaßen eine Vielzahl solcher Häuser. Dort boten sie unter der Anleitung von eigenen ausgebildeten Schwestern im Coaching und in der Seelsorge verschiedene Kurse und Workshops an. Die Bethanien-Schwestern führten von

⁶⁶² ADR, Pachlatko Hans. Mutterhausdiakonie in neuer Sicht, in: 113. Jahresbericht, 1965, 18.

⁶⁶³ Vgl. Interview 069.

⁶⁶⁴ Vgl. Interview 051.

1991 bis 1998 ein Haus für Aidskranke: das Ankerhaus. Als die Institution 1998 geschlossen wurde, zeigte eine Auflistung auf dem hausgrossen Plakat alle verstorbenen Aids-Kranken in den Jahren 1991 bis 1998.⁶⁶⁵ Ende der 1990er Jahre und im neuen Jahrtausend setzten sich die Bethanien-Schwester in zwei weiteren Institutionen für die Stadt Zürich ein: einerseits für psychisch erkrankte junge Mädchen und andererseits begründeten sie ein Haus für essgestörte junge Menschen. Mit diesen beiden sozialkaritativen Institutionen spezialisierten sich die Bethanien-Schwester auf die Bedürfnisse, welche dem Zeitgeist entsprachen. Nachdem die neu geschaffenen Pilotprojekte Fuss gefasst hatten, wurden sie in der Regel an die Stadt Zürich weitergegeben und die Stadt Zürich organisierte den weiteren Erhalt der Institutionen.⁶⁶⁶

3.3.2 Das Unterrichten von häuslicher Pflege

Aus den Schilderungen von B1 wird zudem augenscheinlich, dass sie mit der Pflege in den Spitälern nicht zufrieden ist. Sie gibt an, zu wenig Zeit für ihre Patienten zu haben. Ein Manko, dem sie in der häuslichen Pflege weniger ausgesetzt ist. Im Rahmen der häuslichen Pflege bieten sich der Diakonisse mehr Optionen, um sich der Seelsorge und dem psychischen Wohl der Patienten zu widmen. Bereits während ihrer Arbeit im Spital, hat sich Sr. B1 in häuslicher Pflege weitergebildet. So dass Sie später auch Laien in Rotkreuz-Helferinnenkurse unterrichtete.⁶⁶⁷

Gerade in den 1970er Jahren arbeiteten viele Diakonissen in der Ausbildung der Krankenpflege auch in offiziellen Kursen des Schweizerischen Roten Kreuzes. Ein anderer Ansatz, um der funktionalisierten Pflege in den Spitälern zu entkommen, eröffnete sich für viele Diakonissen durch die häusliche Pflege. Fernab vom hektischen Spitalalltag war es der Pflege in diesem Rahmen noch möglich, auch auf die seelischen Bedürfnisse der Patienten einzugehen. Eine Zugang, welchen die Diakonissen, im Besonderen die Gemeindeschwestern, sehr schätzten. Auch konnte Sr. B1 in diesem häuslichen Rahmen sehr unabhängig und in direktem Kontakt mit den Ärzten entscheiden. Viele Genesungsschritte wurde im Sinne des Patienten zu Hause absolviert, um ihnen den grösstmöglichen Konfort zu bieten.⁶⁶⁸

Für die Patienten war es für ihre Lebensbedingungen und die Behandlung ihrer Krankheit ein enormer Gewinn und auch für die Diakonissen bedeutete dies eine nicht zu unterschätzende grosse Herausforderung. Doch vor allem war es auch eine persönliche Genugtuung, da sie die Patienten durch ihre Arbeit enorm erfreuten. Die Handlungsweise

⁶⁶⁵ Vgl. ADBZ, Ankerhaus, In Erinnerung an die Aidsopfer, welche 1991 bis 1998 im Anker-Huus unter der Betreuung von Bethanien Schwestern starben.

⁶⁶⁶ Vgl. Interview 069.

⁶⁶⁷ Vgl. Interview 044, Z77-83.

⁶⁶⁸ Vgl. Interview 044, Z87-94.

von B1 der Kranken- und Gemeindeschwester zeigt das Bild einer unabhängigen, selbstständigen und selbstbestimmten Diakonisse im Gemeindedienst. C1, die spätere Physiotherapeutin und Gemeindediakonin, erzählte von ihrer Schwesternhilfszeit im Neumünster von Mitte bis Ende der 1960er Jahre. Diese Zeit und ihre Veränderungen waren ausschlaggebend für ihre Loslösung vom Neumünster und die Gründung eines eigenen Vereins einer eigenen Schwesternschaft: „64 bis 69, und in dieser Zeit ist dann langsam das entstanden mit der Schwesternschaft, es ist nicht aufgegangen im Neumünster einzutreten“⁶⁶⁹

Ebenfalls ein Gründungsmitglieds des Saronsbundes sei damals sogar im Noviziat gewesen als Probeschwester. Dachte zum damaligen Zeitpunkt als Schwesternhilfe noch, dass sie später ins Neumünster eintreten würde. Doch entwickelte sich das Neumünster für ihre Begriffe zu liberal und freiheitlich. Und so ist es dann gekommen, dass sie selber eine Schwesterngemeinschaft gegründet hätten.⁶⁷⁰ Sie fanden sich als kleine Schwesternschaft mit verschiedenen Prägungen zusammen. Einige Schwestern standen der Chrischona oder der Heilsarmee nahe, andere eher der evangelisch-reformierten Landeskirche.⁶⁷¹

Sie waren damals Novizinnen im Neumünster und irgendwie hat sich das entzweit und dann kam 1969 ganz stark der Eindruck bei ihr und einer Mitschwester, dass eine andere Form der Schwesterngemeinschaft für sie Sinn ergäbe. Sie haben gleichzeitig Bücher vom Sacharja und vom Haggai gelesen, und hatten beide unabhängig voneinander den Eindruck: „Hier drin ist ein Weg. Das heisst, wir sollen nicht in die eigene Tasche sammeln, das bringe keinen Segen, sondern wir sollen zuerst den Tempel bauen.“⁶⁷²

Sie interpretierten das so, dass sie das Geld, das sie verdienten, nicht selber brauchen sollten, sondern zusammenlegen und gemeinsam nach einem Haus (ihrem Tempel) Ausschau halten sollten..⁶⁷³

3.4 Gründung neuer Gemeinschaften

Die beiden jüngsten untersuchten Schwesterngemeinschaften sind der Saronsbund aus Uznach im Kanton St. Gallen und die Steppenblüte aus der Stadt Basel. 1969 ist das Gründungsjahr der Gemeinschaft Saronsbund, welcher zuerst als Verein gegründet wurde. Anfang der 1970er Jahre wurde ebenfalls die Lebensgemeinschaft Steppenblüte von Anhängern der Christusträger-Bruderschaft gegründet. Sie stellte zuerst eine Lebensgemeinschaft für Frauen und Männer dar. Erst zu Beginn der 1990er Jahre entschlossen sich die Frauen der Lebensgemeinschaft Steppenblüte bewusst, einen eigenen

⁶⁶⁹ Vgl. Interview 010, Z107-111.

⁶⁷⁰ Vgl. Interview 010, Z464-471.

⁶⁷¹ Vgl. Interview 010, Z551-554.

⁶⁷² Interview 010, Z109-113.

⁶⁷³ Vgl. Interview 010, Z117-118.

Weg einzuschlagen und sich von der Lebensgemeinschaft und dem Freundeskreis der Steppenblüte zu distanzieren. Von diesem Moment an nannten sie sich Steppenblüte Communität der Schwestern.⁶⁷⁴

Im zweiten Unterkapitel werden die Ende der 1960er Jahre gegründeten kleineren Gemeinschaften vorgestellt. Der Saronsbund aus Uznach und die Schwesterngemeinschaft Steppenblüte bilden dabei einen Schwerpunkt im Aufbruch von neuen Gemeinschaften Ende der 1960er Jahre.⁶⁷⁵

Die vorgestellte Schwester C1, spätere Physiotherapeutin und Gemeindediakonin⁶⁷⁶ repräsentiert den Schwesterntyp der neuen Gemeinschaften. Sie fand eine klare Berufung zum Dasein der Diakonisse. Doch sah sie das Mutterhaus Neumünster, in welchem sie als Schwesternhilfe probeweise eingetreten war, Ende der 1960er Jahre als zu liberal und zu offen an. So kam es, dass sie sich mit einigen anderen Vorprobeschwestern und Schwesternhilfen zusammentat und beschloss, eine eigene Schwesterngemeinschaft zu gründen. Bereits anhand der Aufteilung des vorliegenden Unterkapitels wird augenscheinlich, dass sich die Mutterhäuser und die neu aufkommenden Schwesterngemeinschaften ab den 1970er Jahren auf unterschiedliche Art und Weisen an die Bedürfnisse der Schwestern und an die neuen gesellschaftlichen Anforderungen angepasst haben.

3.4.1 Saronsbund in Uznach⁶⁷⁷

Im September 1969 fand die erste Gründungssitzung des damaligen Vereins Saronsbund statt. Zum Saronsbund zählten damals sechs Frauen, die von Anfang an in einer Gütergemeinschaft lebten. Dies obwohl sie an unterschiedlichen Standorten tätig waren. Noch heute tragen sie die Tracht und den selbst kreierten Ring als Symbol und sichtbares Zeichen ihrer Gemeinschaft. Als öffentliches Bekenntnis für ihre Lebensform liessen sie sich im Oktober 1982 in der Gemeinde Uznach einsegnen. 1982 war Uznach nämlich auch bereits ihre Wohngemeinde. Der Schwesterngemeinschaft gehören fünf Schwestern an, die in Uznach in einer Lebensgemeinschaft leben, welche sich an den drei evangelischen Räten orientiert.⁶⁷⁸ Alle Schwestern sind pensioniert, doch gingen sie zuvor alle einem Beruf innerhalb der Pflege, des Schuldienstes oder der Gemeindediakonie nach. Alle arbeiteten in Uznach oder in der näheren Umgebung. Der Name Saronsbund war für die Schwestern ein

⁶⁷⁴ Vgl. Steppenblüte Communität online: <http://www.steppenbluete-communitaet.ch/index.php?id=45> (Stand: 15.10.2018)

⁶⁷⁵ Vgl. Interview 050 und 051.

⁶⁷⁶ Vgl. Interview 010.

⁶⁷⁷ Anm.: 2018 besteht die Schwesterngemeinschaft Saronsbund aus 5 Schwestern. Zwei von ihnen wurden im Herbst 2015 im Rahmen des Forschungsprojekts interviewt.

⁶⁷⁸ Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften, , 90-92.

Synonym für ihr verbindliches und fruchtbares gemeinschaftliches Leben für Gott.⁶⁷⁹ Saron ist der Name der fruchtbaren Ebene in Israel. Bund erinnert sie an ihre Lebensform: die verbindliche Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft.⁶⁸⁰

Die Schwesterngemeinschaft versteht sich als kommunitäre Gemeinschaft innerhalb der evangelischen Landeskirche. Ihr Leben möchte Antwort sein auf die Liebe Gottes in Jesus Christus, wie sie die Bibel bezeugt. Als Leitwort dient ihnen der Konfirmationsspruch, welcher eine Schwester damals erhalten hatte: „Dienet dem Herrn mit Freuden.“ (Psalm 100). Bereits Ende der 1970er Jahre konnte C1 neben ihrer Arbeit als Physiotherapeutin in der Wäckerling-Stiftung mit der damals frisch abgeschlossenen Bibelausbildung auch noch im Konfirmandenunterricht in der Gemeinde Uznach mithelfen. 1980 kam es dann erneut zu einem Schnitt. Damals haben sich nämlich drei der ursprünglich neun Frauen vom Saronsbund getrennt. In diesem Moment wussten die verbleibenden Mitglieder auch sofort, dass es wichtig war, dass sie zusammenleben konnten. Anfang 1981, mit knapp 40 Jahren, entschied sich C1, ihre Stelle bei der Wäckerling-Stiftung zu kündigen, und wollte sich Arbeit in einer Kirchgemeinde suchen. Sie sah es in diesem Moment auch einfach nicht mehr, mit den anderen ausgetretenen Schwestern zusammenzuarbeiten. Sie versuchte es in Uznach, wo bereits zwei Schwestern arbeiteten und erhielt eine 50-Prozent-Stelle als Gemeindediakonin und Assistentin des Pfarrers.⁶⁸¹

Auch war es dem Saronsbund 1982 ein Anliegen, dass sie als Schwesterngemeinschaft eingeseget wurden. Sie äusserten diesen Wunsch gegenüber dem damaligen Pfarrer in Uznach. Der verantwortliche Dekan hatte glücklicherweise einen Bruder, der im Diakonissenhaus Neumünster arbeitete, und dieser stellte damals die richtige Frage:

„Macht ihr das aus Leistung, aus Leistungsreligion, oder auf der Basis der Rechtfertigungslehre?“⁶⁸²

Dann hätten sie ganz klar gesagt, dass sie sich durch eine Leistung rechtfertigen möchten, aber dass sie sich berufen fühlten.⁶⁸³ Diese Aussage zeigt die Diskrepanz zwischen der konfessionellen und den professionellen Ansprüchen der Diakonissen beispielhaft auf. Sie möchten der Gesellschaft als Gemeinschaft Dienstleistungen anbieten, da dies nicht zuletzt ihre Existenz legitimiert. Gleichzeitig möchten sie sich aber auch abheben vom ökonomischen Aspekt der „Dienstleistung“, da sie sich auch religiös zu ihrer Gemeinschaft berufen fühlen und somit aus Nächstenliebe handeln.

⁶⁷⁹ Vgl. www.saronsbund.ch (Stand: 19. Februar 2018)

⁶⁸⁰ Vgl. Dürr et al. (Hg.), *Evangelische Ordensgemeinschaften*, 90-92.

⁶⁸¹ Vgl. Interview 010, Z146-160.

⁶⁸² Interview 010, Z192-193.

⁶⁸³ Vgl. Interview 010, Z 193-194.

Neue Aufgabenfelder fand die Schwesterngemeinschaft aber auch in der Zeit um 2007/2008, als sich die Asylproblematik verschärfte. Damals waren einige Schwestern schon in der Pension und fassten mit sehr viel Elan diese neue Aufgabe. Der sakrale Tanz und die Exerzitien bieten ihre den meditativen Ausgleich zu den Tätigkeiten mit den Menschen. So habe es auch schon Ignatius von Loyola gesagt: „Man muss also die Nachfolge leben, man kann nicht immer einfach in der Stille sein, man, man muss auch wieder in die Tätigkeit zu den Menschen.“⁶⁸⁴

Auch die Suche und das Hoffen auf Nachwuchs war ein Thema beim Saronsbund und C1 war verantwortlich für die Betreuung der Novizin. Sie beschreibt die Phase als eine gute Zeit für sie, in der sie viel gelernt habe, aber es sei dann auch hart gewesen, diese Verbindung wieder aufzulösen. Bei dem Konflikt um die Einsegnung der Novizin, welche dann doch etwas viel abverlangte vom Saronsbund-Verein, entschieden sie sich als Gemeinschaft für eine Supervision.⁶⁸⁵

„Das war auch nochmals ein ganz starker Neuanfang. Im 2011 ist diese Frage an uns heran getreten, jemand in die Stadt zu schicken und dann ist mir natürlich (gewesen) ‚im Alter in eine Stadt, das wärs‘.“⁶⁸⁶

2011 entschied sich Sr. M.B. nicht mit der Novizin zusammen ins Stadtkloster zu ziehen, sondern dies alleine zu tun. Nach intensiven Exerzitien erhielt sie kurz vor ihrem 70. Geburtstag ein Ja für diese neue Aufgabe.⁶⁸⁷ Auch begleitete sie bei ihrem Entscheid das Losungswort für das Jahr 2012: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“⁶⁸⁸ Ganz konkret sehen die Schwestern ihren Auftrag in der Mitarbeit beim Aufbau einer Gemeinde Jesu, konkret in ihrer Lebens- und Kirchgemeinde Uznach und punktuell auch über deren Gemeindegrenzen hinaus.⁶⁸⁹ Die Schwestern befinden sich heute alle im Feierabend, engagieren sich aber nach wie vor in der Gemeinde und helfen beispielsweise Flüchtlingen. Eine der Schwestern engagiert sich zudem im Quartierkloster Philadelphia im Kreis 4 in Zürich.⁶⁹⁰

Rückblickend sagt sie: „Wir hatten es einerseits leichter, weil wir kleiner waren, aber auch schwieriger, denn wir konnten nicht ausweichen in Konflikten.“⁶⁹¹

⁶⁸⁴ Interview 010, 254-256.

⁶⁸⁵ Vgl. Interview 010, Z260-274.

⁶⁸⁶ Interview 010, Z278-280.

⁶⁸⁷ Vgl. Interview 010, Z296-297.

⁶⁸⁸ Interview 010, Z304-305.

⁶⁸⁹ Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften, 91.

⁶⁹⁰ Vgl. www.saronsbund.ch (Stand: 19. Februar 2018).

⁶⁹¹ Interview 010, Z261-261.

3.4.2 Steppenblüte in Basel⁶⁹²

Die Steppenblüte ist Anfang der 1970er Jahre durch einen musikalisch-missionarischen Einsatz der Christusträger-Brüder⁶⁹³ in Basel entstanden. Eine Gruppe von jungen Frauen und Männern schloss sich zusammen, um Jesus verbindlich nachzufolgen und das Evangelium zu leben. Sie gründeten Wohngemeinschaften und boten verschiedene Aktivitäten an: offene Abende, Musikgruppe, geschützte Werkstatt für psychisch kranke Menschen, Stassenbasare zugunsten von Drittwelt-Projekten und vieles mehr. Dadurch entstand zu Beginn eine sogenannte Familiencommunity und erst später die Community der Schwestern. Heute existiert die Familiencommunity nicht mehr, aber die geschützte Werkstatt Steppenblüte und das Steppenblüte-Lädli werden in Basel weitergeführt und auch die Schwesterncommunity lebt nach über zwanzig Jahren wieder in Basel. Im Januar 1993 entschloss sich die Community der Schwestern auf die Grimalp im Diemtigtal zu ziehen, um dort das ehemalige Kurhaus als Gästehaus zu führen. Die Steppenblüte-Community der Schwestern besteht aus vier Schwestern. Seit 2014 leben die vier Schwestern wieder in Basel und gehen unterschiedlichen Aufgaben im Pflege-, Therapie- und Asylbereich nach. Weiterhin bieten sie kreative Einkehrtage, Exerzitien und andere spirituelle Kurse an, in denen die Schwestern speziell ausgebildet sind.⁶⁹⁴

Der Name Steppenblüte ist angelehnt an ein Wort aus dem Propheten Jesaja: „Die Steppe soll sich freuen, das dürre Land glücklich sein, die Wüste jubeln und blühen!“ (Jes. 35,1)

Dieser Text wurde für die Schwesterngemeinschaft zu einem persönlichen Bild: „Jesus kam mit seinem Leben schaffenden Wort wie Wasser in unsere „innere Wüste“ und liess, Ungeahntes keimen, wachsen und blühen.“⁶⁹⁵

Die Schwestern leben nach den evangelischen Räten (Gütergemeinschaft, Ehelosigkeit und Gehorsam) und dem Grundsatz: Gottesliebe, gemeinsames Leben und Dienst. Die Gottesliebe steht bei ihnen bewusst an erster Stelle. Gerade die Beziehung zu Gott, zu Jesus wird in den regelmässigen, gemeinsamen Zeiten liturgischen Gebets, in den persönlichen Andachten und in den seelsorgerlichen Begleitungen gepflegt. Die Schwesterngemeinschaft gehört seit ihrer Entstehung der evangelisch-reformierten Kirche

⁶⁹² Anm.: 2018 leben vier Schwestern in der Community Steppenblüte. Von ihnen wurden alle vier Schwestern im Juli 2016 interviewt.

⁶⁹³ Anm.: Die Christusträger-Bruderschaft stammt ursprünglich aus Darmstadt (Deutschland). Sie sind 1961 aus einer Jugendgruppe heraus gewachsen. In dieser Zeit entstanden auch Wohngemeinschaften von Brüdern und Schwestern. Die Gründung einer selbstständigen ST Bruderschaft und CT Schwesternschaft erfolgte im Jahr 1977. In der Schweiz führten sechs Brüder lange Zeit das Gästehaus Gut Rallingen am Thunersee. (Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften, 93.)

⁶⁹⁴ Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften, 97-99.

⁶⁹⁵ Vgl. ebd., 99.

an und die Schwestern besuchen, wenn es ihre Aufgaben erlauben, die Gottesdienste am Ort und tragen mit ihren Möglichkeiten zum Gemeindeleben bei.⁶⁹⁶

Zwei Schwestern der Communität Steppenblüte haben die Krankenpflege-Ausbildung absolviert, eine der beiden Schwestern hat dann aber im Haushalt gearbeitet und von der Gütergemeinschaft gelebt. Die andere aus der Pflege arbeitete danach in der Werkstatt der Steppenblüte und hat Töpferkurse und anderes angeboten. Eine Schwester war gelernte Gymnasiallehrperson und die andere Sozialpädagogin. In den Archivdokumenten der Steppenblüte befindet sich zudem ein Text über die Entstehungsgeschichte der Steppenblüte. In dem Artikel „Das Himmelreich zu Basel“ berichtet Ingrid Reiner unter anderem von der Gemeinschaft Steppenblüte. Leider ist in den Archivdokumenten der Gemeinschaft nicht festgehalten, wann und wo dieser Text publiziert wurde. Die Steppenblüte präsentiert sich mit den folgenden Worten: „Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren, aber wer sein Leben im Dienst für mich verliert, wird es retten. Was hat ein Mensch davon, wenn er die ganze Welt gewinnt aber sein Leben zuletzt doch verliert?“⁶⁹⁷

Die Gruppe entstand aus diesem Suchen, etwas zu tun, das Sinn hat. Sie entstand aus der Frage nach dem Wie und dem Warum des Lebens. In den ersten acht Monaten bestand die Gruppe aus einigen Christen, die jeden Dienstag zusammenkamen um gemeinsam in der Bibel zu lesen und zu beten. Dann stieg die Gruppe auf etwa vierzig Personen an. Etliche davon waren in verschiedensten Arbeitsgebieten stark engagiert. Die Gemeinschaft ist ökumenisch und an keine bestimmte Gemeinde gebunden. Allerdings pflegen sie gute Kontakte zu verschiedenen Freikirchen und zur Landeskirche. Voraussetzung ist Christus über alles zu lieben und bildet zugleich auch die einzige Bedingung, um im engeren Mitarbeiterkreis zu arbeiten. Zur Gemeinschaft gehört ein Ehepaar mit ihrem Kind, zwei Pflegekinder und fünf Mädchen/Frauen, die in einer Wohngemeinschaft zusammen leben. Alle materiellen Güter sind gemeinsam. Taschengeld von 60 Fr. im Monat sind für Kleinigkeiten. Gemeinsame Mitte bildet Christus, 4mal täglich wird zusammen gebetet, es gibt die Teestube, Workshops für die Dritte Welt, den Mitarbeiterkreis, aber auch Spontanität, Reden/Philosophieren beim Handwerken, Evangelische Bibelstunde jeden Dienstag, welche von 30–40 Jungen besucht wird. Alternierend wird die Stunde von einem ehemaligen Drogenabhängigen und einem Baptistenlaienprediger erhalten.⁶⁹⁸

Mardi Rahaju⁶⁹⁹ war ein solches Projekt in der Dritten Welt, es bedeutet auf deutsch „der Weg des Heils“ und war ein Krankenhaus für hungernde und tuberkulosekranke Kinder

⁶⁹⁶ Vgl. Dürr et al. (Hg.), Evangelische Ordensgemeinschaften, 99.

⁶⁹⁷ Vgl. ASB, ausgeschnittener Zeitungsbeitrag jedoch ohne Autor, Datum und Publikationsort.

⁶⁹⁸ Vgl. ASB, The Lord's Party. Flugschrift in Schreibmaschine geschrieben, ohne Name, undatiert.

⁶⁹⁹ Vgl. ASB, Mardi Rahaju: dt. der Weg des Heils.

auf Java. Die Schwestern waren Angehörige der Christusträger-Bruderschaft und lebten in verschiedenen Kommunen der Schweiz und Deutschlands, sie halfen ebenfalls bei der Finanzierung des Spitals mit.⁷⁰⁰ Die einheimischen Christen hätten dort erkannt, dass Nächstenliebe zur Verkündigung gehöre. So wurde ein altes Haus in eine Zwölf-Betten-Station umgebaut. Später begann man ebenfalls eine Kinderstation zu bauen. Doch das Vorhaben war zu gross, es blieb darum bei ein Meter hohen Mauern. In dieser Situation wurden die Schwestern der Christustäger gerufen.

3.4.3 „Denn Zukunft ist Herkunft“⁷⁰¹ – Diakonissenhäuser erfinden sich neu

Wo positionieren sich die Diakonissenhäuser nach ihrer Neuorientierung? Welche Aufgabenfelder und Berufe bieten sie ihren Diakonissen an, nachdem die Krankenpflege langsam aus ihrem Alltag verschwunden ist? 32 Jahre nach der Rede von Hans Pachlatko aus dem Jahr 1972⁷⁰², ebenfalls an einer Kaiserswerther Generalkonferenz im Jahr 2004, äusserte sich die damalig leitende Oberin der Schwesterngemeinschaft Ländli, Sr. Ruth Knüssi, zur Situation der Schwesterngemeinschaften im ausgehenden 20. Jahrhundert und im neuen Jahrtausend. In ihrem Vortrag „Diakonie und Spiritualität im Spannungsfeld unserer Gemeinschaft“ referierte sie zu den Problemen, mit welchen sich die Schwesterngemeinschaft zur Jahrtausendwende konfrontiert sahen. Neben der persönlichen Gottesbeziehung soll auch die gemeinsame Spiritualität gepflegt werden. Es ist verständlich, dass diese spirituellen Bedürfnisse je nach Alter, Gesundheit und Arbeitsort einen unterschiedlichen Stellenwert im Leben der Schwestern einnehmen. Die Spannungsfelder beschreibt Sr. Ruth Knüssi wie folgt:

„Die jüngste eingetretene Generation an Schwestern hat das Bedürfnis nach mehr kontemplativen Elementen. Der Dienst hat dabei nicht mehr den gleichen Stellenwert wie früher. Die jüngeren Schwestern traten nicht in die Gemeinschaft ein, um mehr zu arbeiten oder sich beruflich weiterzuentwickeln. Sie möchten, dass die Gebetszeiten an die Arbeitszeiten angepasst werden, so dass sie in ihrem normalen Arbeitsalltag auch daran teilnehmen können. Daneben gibt es aber vor allem ältere Schwestern, welche immer noch unter Leistungsdruck stehen und diesem Bedürfnis nach mehr Gebetszeit der jüngeren Schwestern mit Unverständnis und Argwohn gegenüberstehen. Der Gedanke, dass eine Diakonisse immer und jederzeit im Dienst sein soll, ist noch tief verankert in der älteren Schwesterngeneration. Die Schwestern fühlen sich minderwertig und nutzlos, wenn sie nicht mehr so viel leisten können.“⁷⁰³

⁷⁰⁰ Vgl. ASB, Mardi Rahaju: dt. der Weg des Heils.

⁷⁰¹ ADN, Sr. Doris Kellerhals (Leitende Oberschwester des Diakonissenhauses Riehen), Diakonie und Spiritualität im Spannungsfeld in unserer Gemeinschaft in: 39. Kaiserswerther Generalkonferenz 2004.

⁷⁰² ADN, Hans Pachlatko, Unsere Schwesternschaft und ihr Weg in die Zukunft. Tagung des Bundes Deutscher Gemeinschafts-Diakonissen-Mutterhäuser, St. Chrischona, 1972.

⁷⁰³ Vgl. ADN, Sr. Ruth Knüssi (Leiterin Schwesterngemeinschaft Ländli), Diakonie und Spiritualität im Spannungsfeld in unserer Gemeinschaft in: 39. Kaiserswerther Generalkonferenz 2004, 150-151.

Sr. Ruth Knüssi sah rückblickend in den neuen Möglichkeiten der Schwestern eine Herausforderung. Sie mussten ihre Ziele der Gemeinschaft, ihre innere Haltung und ihr Programm immer wieder neu überdenken und den Bedürfnissen der jüngeren Kohorten an Schwestern anpassen. Doch gerade das Mitreden und Mitbestimmen war für viele Schwestern etwas Neues und stellte für sie eine Herausforderung dar. Sie kannten den Gehorsam und so wurde ihnen gesagt, was sie zu tun hatten. So waren viele gerade ältere Schwestern nicht gewohnt, sich selbst Gedanken zu einem Thema zu machen oder sich gar selbst für etwas zu entscheiden. Sie waren überfordert mit der Arbeit und ihren neu gewonnenen Aufgaben und Freiheiten als Schwestern innerhalb der Schwesterngemeinschaft. Als Alternative bot sich oftmals nur die Anstellung von freiem Personal an, um die Schwestern zu entlasten. Aber auch die Hilfe von auswärtigem Personal entwickelte sich innerhalb der Schwesterngemeinschaft immer wieder zu einem intensiv diskutierten Thema, das vielen älteren Schwestern schwerfiel. Die Kommunikation mit und unter den Schwestern war in den 1990er Jahren immer wichtiger geworden. Dabei sollten Meinungen und Bedürfnisse in den Gesprächsrunden Platz finden und auch berücksichtigt werden. In diesen Gesprächen sollte auch vor allem den älteren Schwestern aufgezeigt werden, dass Aktion und Kontemplation gleichwertig seien. Die Glaubenspraxis musste aus der heutigen Perspektive aus einer liebenden Beziehung zum dreieinigen Gott entstehen und durfte schon gar nicht als Leistung angesehen werden.⁷⁰⁴

Von Identitätskrise und Neuorientierung sprach 2004 an der 39. Tagung der Kaiserswerther Generalkonferenz vom 28. Juni bis 2. Juli in Neuendettelsau in Deutschland auch die Leitende Oberschwester Doris Kellerhals. In ihrem Referat „Neue Wege in der Gemeinschaft“ fasste auch sie ihre Gedanken zur Zukunft der Schwesterngemeinschaften zusammen. Dabei referierte sie zum Ursprung und zur Herkunft der Schwesterngemeinschaften und versuchte, einen Überblick über die Geschichte der Schwesterngemeinschaften nachzuzeichnen. Sie zeigte sich überzeugt, dass für die Schwesterngemeinschaften die Herkunft auch Zukunft sein könnte. In ihrem Vortrag präsentierte sie darum die Ursprünge des Diakonissenhauses Riehen.⁷⁰⁵

In Riehen war Schwester Trinette Bindschedler die erste Oberin des Diakonissenhauses Riehen. Sie erhielt 1861 eine Einladung von Theodor Fliedner, dem Begründer der Kaiserswerther Generalkonferenz. In diesem Moment war sie bereits seit 1852 – also seit neun Jahren – in ihrem Amt. Skeptisch und auch fragend kam sie von dieser ersten Tagung

⁷⁰⁴Vgl. ADN, Sr. Ruth Knüssi (Leiterin Schwesterngemeinschaft Ländli), Diakonie und Spiritualität im Spannungsfeld in unserer Gemeinschaft in: 39. Kaiserswerther Generalkonferenz 2004, 151.

⁷⁰⁵ ADN, Sr. Doris Kellerhals (Leitende Oberschwester des Diakonissenhauses Riehen), Diakonie und Spiritualität im Spannungsfeld in unserer Gemeinschaft in: 39. Kaiserswerther Generalkonferenz 2004.

zurück. An dieser besagten Konferenz wurde für die bestehenden Mutterhäuser festgelegt, dass die künftige Leitungsstruktur in der Grundordnung verankert sein müsse. Darin hiess es: „Der Vorsteher (Hausgeistlicher) ist als Träger des geistlichen Amtes nach natürlicher und kirchlicher Ordnung das Haupt auch für die Vorsteherin (Oberschwester). Letztere ist als Hausmutter die nächste Vorgesetzte der Schwester.“⁷⁰⁶

Riehen hatte zu diesem Zeitpunkt keinen hauptamtlichen Vorsteher – die Oberin wurde Vorsteherin genannt. Schwester Trinette hinterfragte dieses Vorgehen, sie war überzeugt, dass, wenn das Haus die Zügel einem Mann übergeben würde, das Riehener Mutterhaus den weiblichen Charakter verlieren würde. Im Jahresbericht 1882 wurde dieser Umstand erwähnt:

„Es gibt unter allen Diakonissenhäusern kein zweites, das ebenso lange wie unser Haus bloss unter weiblicher Leitung gestanden hätte, und das dabei ohne tief einschneidende Krisen so sehr gewachsen und erstarkt wäre. Dass eine solche Entwicklung dem Hause, der Schwesternschaft eine besondere Eigentümlichkeit geben musste neben anderen Häusern, begreift sich.“⁷⁰⁷

Durch die weibliche Dominanz in der Leitung zu Beginn der Mutterhausdiakonie in Riehen kann von einer emanzipatorischen und gleichzeitig ursprünglichen Umsetzung der Leitung einer Schwesterngemeinschaft die Rede sein. Erst durch die Festlegung der Kaiserswerther Grundordnung und die offizielle Teilnahme an der Konferenz 1861 wurde dem ein Ende gesetzt. Es durften ab 1861 keine Frauen mehr in der Rolle der Vorsteherin eines Diakonissenmutterhauses stehen. Sowohl die Oberin des Diakonissenmutterhauses Riehen, Sr. Doris Kellerhals, als auch die 2004 amtierende Leiterin der Schwesterngemeinschaft Ländli in Oberägeri, Sr. Ruth Knüssi, waren sich einig, dass zur Jahrtausendwende ein neuer Weg für die Mutterhausdiakonie gefragt sei. So bietet die Herkunft der Schwesterngemeinschaften und der Diakonissenmutterhäuser Kaiserswerther Prägung einerseits den Ursprung und die Basis der Diakonissen, doch haben sich die Bedürfnisse seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gewandelt. Nach der Jahrtausendwende dürfte die Aufgabe der Diakonissenmutterhäuser nicht mehr primär in der Pflege von Kranken bestehen. Die Legitimation, welche sie bis Mitte des 20. Jahrhunderts primär durch die Erbringung der Dienstleistung in der Pflege erfüllten, hatte sich durch die Schliessung zahlreicher Aussenstationen erübrigt.

⁷⁰⁶ Zit. in: Eben Ezer. Das Diakonissenhaus Riehen 1852-1902.

⁷⁰⁷ ADR, Jahresbericht 1882, 12.

3.5 Zusammenfassung – Anpassungen in Arbeitsfeld und Gemeinschaft

- Wie wandelten sich ihre Betätigungsfelder – konkret im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – über mehrere Schwesternkohorten hinweg?
- Welche Strategien wurden angewandt, um existenzielle Krisen aufgrund der später immer öfters ausbleibenden Jungschwestern zu überwinden, welche die Schliessung vieler Aussenstationen im Pflegebereich nach sich zogen?
- War die Erschliessung von neuen Arbeitsfeldern eine Strategie, um mit derlei Krisen umzugehen? Und welche Rolle spielte dabei die Religion?

In den drei evangelisch-reformierten landeskirchlichen Mutterhäusern Bern, Riehen und Zollikerberg zählt die Krankenpflege zum Haupttätigkeitsbereich der Schwestern. Aber auch das freikirchliche Bethesda in Basel und das Bethanien in Zürich sowie das evangelisch unabhängige Ländli in Oberägeri besaßen eigene Krankenhäuser und Krankenpflegeschulen. Sie alle bildeten ihre Schwestern beinahe ausnahmslos in der Krankenpflege aus und besaßen hierzu auch eigens geführte Krankenpflegeschulen. Diese wurden ab den 1960er Jahren oder auch schon früher (Riehen, Zollikerberg), je nach Standort und Nachfrage vermehrt für freie Schwestern zugänglich gemacht. Die Diakonissenhäuser Bern, Riehen und Neumünster gehören der Kaiserswerther Generalkonferenz an. Die genannten Diakonissenhäuser sind selbstständig und von der Landeskirche sowie von den jeweiligen Kantonen finanziell und administrativ unabhängig. Ihre Rechtsform ist die Stiftung. Diese Umstände ermöglichen es, die Mutterhäuser relativ frei zu führen. Ohne ein kirchliches Oberhaupt können Entscheidungen sehr individuell getroffen werden.⁷⁰⁸ 1953 verabschiedete Kaiserswerth eine neue Schwesternordnung und vor allem die neue Rahmenordnung aus dem Jahr 1971 beinhaltete neben der neuen Betätigungsfelder, auch eine Lockerung des Zusammenlebens in den Mutterhäusern. Als Reaktion auf diesen bereits Ende der 1960er Jahre einsetzenden, nicht zuletzt durch gesellschaftliche Umwälzungsprozesse ausgelösten Veränderungsschub kam es auch zur Gründung neuer Gemeinschaften von Schwestern. Zu den neuen Gemeinschaften zählen zwei untersuchte Schwesterngemeinschaften. Zum einen ist dies der Saronsbund in Uznach. Er besteht aus fünf Schwestern und wurde 1969 gegründet. Zum anderen die Schwesterngemeinschaft der Steppenblüte in Basel, welche in den 1970er Jahren in Basel als Gemeinschaft für Männer und Frauen entstand. Ab Mitte der 1980er Jahre trennten sie sich bewusst von der gemischten Gemeinschaft und nannten sich fortan „Communität von Schwestern“. Neben der religiösen Zugehörigkeit der untersuchten Werke ist auch die

⁷⁰⁸ Vgl. Pachlatko Hans. Die Besonderheit der Schweizerischen Mutterhäuser. In: Übergänge. Mutterhaus, Bonn 1984, 205-212, hier 205-207.

beginnende Umbruchphase am Ende der 1960er Jahre prägend für die Mutterhäuser. Nicht alle Mutterhäuser gingen gleichermassen mit rückläufigen Schwesterneintritten und neuen Betätigungsfeldern um. Die Zeit von 1945 bis 1990 war geprägt von einem mentalen Wandel auch im Zusammenhang mit der Frauenfrage und der weiblichen Emanzipation.⁷⁰⁹ Die Zunahme an freien Schwestern in den Spitälern wurde durch die sinkenden Schwesternzahlen und die wachsende Nachfrage nach Pflegenden im Gesundheitsbereich für viele Diakonissenhäuser unaufhaltsam zur Realität. Die Pflege degradierte sich aus der Sicht der Diakonissen zur Dienstleistung am Leib. Gerade in der Krankenpflege beobachteten viele Diakonissen die neuen Prozesse der Pflege kritisch. Insgesamt wurde der Umstand, dass das Betätigungsfeld der Krankenpflege sich für die Diakonissenhäuser nicht mehr lohnte, akzeptiert. Sie sahen sich gezwungen sich immer wieder von neuem an die Bedürfnisse der Gesellschaft anzupassen und so ihr Angebot an Betätigungsfeldern anzupassen. Im Untersuchungszeitraum von 1945 bis 1990 kristallisiert sich ab den 1960er Jahren heraus, dass nicht mehr unbedingt die breiten Bevölkerungsschichten die Unterstützung der Diakonissen benötigten. Der Einfluss der Diakonissen auf das sozialstaatliche Gesundheitssystem wurde somit immer kleiner und es ergab sich in diesem Sinn auch nicht die gewünschte Integration der Schwestern in die Dienstleistungsgesellschaft. Auffällig bleibt somit der sozialkaritative Fokus in den Betätigungsfeldern der unterschiedlichen Mutterhäuser und Schwesterngemeinschaften. Diakonissenhäuser betätigen sich in Gästebetrieben, Seelsorge, Entwicklungshilfe und in der Arbeit mit Randständigen. Randständige betreuten sie vornehmlich in den Bereichen von Aids- oder Suchterkrankten oder in der Unterstützung von Alleinerziehenden. Oftmals handelte es sich es anfangs um jene Bereiche, in welchen sich der Sozialstaat zu Beginn nur zögerlich zuständig gefühlt hat. Im postkolonialen Zeitalter haben auch die Missionsfelder einen rapiden Verlust an Aussenstationen mit sich gebracht. Doch ist beispielsweise im Diakoniewerk Neumünster die Rede von einem Engagement in der Dritten Welt. Dabei ist zu beobachten, dass viele Werke den Begriff Mission in Entwicklungshilfe umwandelten. Im Diakoniewerk Neumünster wird zudem 1968, 1 Prozent des Bruttoeinkommens für Entwicklungshilfe abgegeben. Erstmals wird dieser Beitrag im Jahr 1969 ausbezahlt.⁷¹⁰ Die erleichterten Bedingungen für die Umstrukturierung der Betätigungsfelder der Diakonissen wurden ab 1971 insbesondere durch die neue Rahmenordnung der Kaiserswerther Mutterhäuser begünstigt. Diese Rahmenordnung ermutigte die einzelnen Mutterhäuser und Diakonissen dazu, selbst eine für sie passende Struktur und Regelung zu

⁷⁰⁹ Vgl. Weber, Die Emanzipation der Frau, 19.

⁷¹⁰ Vgl. ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., gehalten von Sr. E.S. in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986, 2

erarbeiten. Dabei stand im Fokus, dass die Diakonissen auch ihre eigenen Talente und Neigungen ausleben durften. Die Schwestern traten ab Ende der 1960er Jahre nicht mehr primär aufgrund einer Tätigkeit oder Ausbildung in eine Diakonissengemeinschaft ein, sondern vor allem mit dem Ziel, einer sinnvollen Arbeit nachzugehen und ein inneres Bedürfnis nach spirituellen und religiösen Inhalten zu stillen. Somit ist insgesamt eine Verschiebung innerhalb der Lebens-, Dienst- und Glaubensgemeinschaft zu beobachten. Neu wurden nicht mehr nur der Dienst und die Gemeinschaft gross geschrieben, sondern auch die Verschmelzung der Teilbereiche Glauben und Lebensgemeinschaft gewann an Wichtigkeit im Alltag der Schwestern. Das Thema „Religion“ gewann in einer individualisierten und selbstbestimmten Art bei den Schwestern der dritten Kohorte an Bedeutung. Auffällig ist somit bei den Schwestern der dritten Kohorte, dass sie oftmals unabhängig von einer evangelischen Institution oder einem Mutterhaus bereits eine Ausbildung absolviert hatten. Die meisten besaßen eine Grundausbildung in der Pflege oder einer pädagogischen oder sozialpädagogischen Ausbildung (Lehrpersonen, Heilpädagoginnen oder Erzieherinnen). Um stets den Bedürfnissen der Gesellschaft zu entsprechen, besteht auch heute noch der Lösungsansatz der Gemeinschaften im stetigen Wandel und in der Anpassung ihrer Arbeitsfelder. Ihre Angebote für ihre Mitmenschen verweben sie dabei mit christlicher, diakonischer und sozial-karitativer Tradition. Gelingt es ihnen diese eigenen und von aussen herangetragenen Bedürfnisse sinnvoll zu verknüpfen und Brücken zu schlagen, dürfte den heutigen Mutterhäusern oder besser gesagt den heutigen Diakoniewerken auch in Zukunft eine gesellschaftlich wertvolle Funktion zukommen.

V. Schlussbetrachtungen

Die vorliegende Arbeit interessiert sich für die Schnittstelle dreier Forschungsgebiete: den Diakonissen, der Pflegearbeit mit ihrer Professionalisierung sowie dem aufkommenden sozialstaatlichen Gesundheitssystem. Durch die parallel angelegte Analyse von 69 narrativen Interviews⁷¹¹ und schriftlichen Dokumenten aus den mutterhauseigenen Archiven und dem Bundesarchiv konnte eine hohe Dichte an mehrperspektivischen Zugängen zur evangelischen weiblichen Pflegegeschichte mit historischem Erkenntnisgewinn generiert werden.

Einerseits wurden schriftliche Archivdokumente untersucht, um die Rahmenbedingungen der jeweiligen Gemeinschaften mit ihren beruflichen Veränderungsprozessen im Mutterhaus und dem parallel verlaufenden sozialstaatlichen Entwicklungen im Gesundheitsbereich zu vergleichen. Andererseits ermöglichte der Zugriff über die Oral-History-Methode Zugänge zu einer anderen Ebene von Geschichte. Sie gewährt durch die mündliche Erzählung Einblicke in die Denk- und Handlungsweisen der Schwestern. Diese Denk- und Handlungsweisen sind nur selten in Form von schriftlichen Dokumenten in den Archiven der Mutterhäuser auffindbar.

In den mit den 69 Schwestern aus verschiedenen Gemeinschaften geführten Interviews zeigte sich eine Vielfalt an Lebensbiographien, welche nicht nur durch die Kohortenzugehörigkeit, sondern auch durch die soziodemografische Herkunft geprägt waren. So gesehen kann Oral History zur Orientierung beitragen und den perspektivischen Blick öffnen. Neben der Sicherung von subjekt- und kulturgeschichtlichen Daten zu religiösen Frauen in der Deutschschweiz, konnte das SNF-Projekt weitere Erkenntnisgewinne verzeichnen. Die Rede ist von wichtigen Parallelentwicklungen in der evangelischen Pflegegeschichte und der Etablierung eines sozialstaatlichen Gesundheitswesens. Indirekt konnten durch die Erzählungen der Diakonissen und Schwestern für den genannten Zeitraum wichtige Informationen zur weiblichen Professionalisierung der Krankenpflege und damit einhergehend ihre Gedanken zum veränderten Berufsethos gesammelt werden.

Wer waren diese Diakonissen und welche Rolle spielten sie im Übergang der konfessionellen Fürsorge hin zu einer professionellen Krankenpflege? Kann heute gar von einem sozialstaatlichen Gesundheitssystem mit konfessioneller Prägung gesprochen

⁷¹¹ Anm.: In den Archiven der Mutterhäuser sind die 69 narrativen Interviews in transkribierter Form abgelegt. In der vorliegenden Arbeit sind diese eingearbeitet mit Angaben zur Interviewnummer und Zeilenzahl.

werden? Und welche Veränderung provozierte das sozialstaatliche Gesundheitssystem im Berufsverständnis der Diakonissen und nicht zuletzt in ihrem Berufsethos?

Um diese Fragen beantworten zu können, muss die Trilogie der Forschungsansätze zu den Diakonissen, zur konfessionellen und professionellen Care-Arbeit und zu den sozialstaatlichen Entwicklungen des Gesundheitssystems als Verflechtungsgeschichte wahrgenommen werden. Diese drei Dimensionen sind, wie die Untersuchung gezeigt hat, auch teilweise historisch gewachsen und ineinander verflochten.

Durch die Entstehung eines sozialstaatlichen Gesundheitssystems wurden die Diakonissenhäuser anfangs in die Etablierung von nationalen Strukturen integriert und auch darum gebeten, ihre Erfahrungen in der Ausbildung von Pflegenden in die aufkommenden sozialstaatlich geregelten Pflegeausbildungen einfließen zu lassen. Dabei traten konfessionelle Ausbildungselemente in den Hintergrund und es galt professionelle und ökonomische Wertesysteme in der Professionalisierung der Krankenpflege für den Sozialstaat gewinnorientiert zu verflechten. Gleichzeitig wurde der professionelle Aspekt der Krankenpflegeausbildung immer wichtiger, so dass sich die Diakonissenmutterhäuser und Schwesterngemeinschaften, mangels fehlender Schwesterneintritte im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schrittweise aus ihren ursprünglichen Betätigungsfeldern und ihren eigenen Schulen für Krankenpflege zurückziehen mussten.

Zur gleichen Zeit gewannen Verbände wie die VESKA und SKI, sowie auch die Dachverbände der Krankenpflegevereine und der Hauspflegevereine, aber auch die Kantone durch den SDK, mehr Einfluss bei der Mitsprache im Gesundheitsbereich. Nach dem Zweiten Weltkrieg bewirkte die SDK als Vertreter der Kantone, dass sich die Ausbildung des Pflegepersonals an den Richtlinien des SRK orientierte und empfahl ausserdem eine Reduktion der Wochenarbeitszeit auf 60 Stunden, welche vom Bundesrat 1947 im Normalarbeitsvertrag (NAV) umgesetzt wurde.⁷¹²

Dieser Umstand schlug sich auch in der Handlungsebene der Diakonissen nieder. Durch die neue Professionalisierungswelle in der Krankenpflege wurden die Diakonissen schrittweise aus ihrem Betätigungsfeld vertrieben. Die neu geforderte Individualisierung stellte die Mutterhäuser, die seit je an kollektive Einheit gewohnt waren, vor eine grosse Herausforderung. Sie versuchten in dieser Krisenzeit eine neue Profilbildung zu finden und entdeckten diese nicht zuletzt in der Rückbesinnung auf die Komponenten Glaube und Zusammenleben. Der Dienst und mit ihm das alte Arbeitsgebiet der Krankenpflege rückten in den Hintergrund.

⁷¹² Vgl. Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren. Online: <https://www.geschichtedersozialensicherheit.ch/akteure/verbaende-und-organisationen/default-ee6fea71d8> (Stand: 25.6.21)

Im ausgehenden 19. Jahrhundert begann die soziale Unterstützung der Lohnarbeiterschaft durch den Staat. Diese zeigte sich vornehmlich in der Etablierung verschiedener Sozialversicherungen. Daneben blieb die Sozialfürsorge das Hauptarbeitsfeld der Kirchen. Im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzog sich der Übergang der ehemals konfessionellen Sozialfürsorge hin zu den sozialstaatlichen Strukturen des Gesundheitswesens. Wie sich die Unterschiede von Eigen- und Selbstwahrnehmung der Diakonissen auf deren Arbeitsethos auswirkten, beschrieb eine deutsche Diakonisse als grosse Herausforderung. In ihren Augen wurden die alten Grundsätze der aufopfernden, selbstlosen und arbeitssamen Diakonisse mit dem modernen professionellen Berufsethos verknüpft. Dieses neue Berufsethos sei jedoch durch die Fragmentierung der Pflege und der Loslösung von einem holistischen Pflegeansatz mit der Heilung von Körper- und Seele nicht mehr miteinander vereinbar.⁷¹³

Bei der Entwicklung von sogenannten Frauenberufen und ihrer Professionalisierung spielten die Diakonissenhäuser wie auch die katholischen Schwesternkongregationen mit ihren eignen Krankenpflegeschulen bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts eine Vorreiterrolle. Das Diakonissenhaus Riehen öffnete bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts (später auch das Diakonissenhaus Neumünster) ihre Krankenpflegeschulen für freie Schwestern. Seit 1905 wurde in den Jahresberichten vermerkt, dass pro Abschlussjahr jeweils zwei freie Schülerinnen an der Krankenpflegeschule in Riehen aufgenommen wurden.⁷¹⁴ Zur etwa gleichen Zeit im Jahr 1907 erschien auch das erste Lehrmittel „Fremdwörter und medizinische Fachausdrücke“ zur besseren fachlichen Ausbildung vom dortigen Chefarzt Dr. Veillon. Seit 1925 wurde im Jahresbericht jeweils die Ausschreibung für einen einjährigen Krankenpflegekurs für die Anwerbung von freien Schwestern vermerkt. Der Kurs vermittelte eine sowohl praktische als auch theoretische Ausbildung und wurde zusammen mit den Diakonissen absolviert. So wurde in den Akten und Dokumenten des Mutterhausarchives Riehen ebenfalls festgehalten, dass ab 1920 sporadisch, seit 1940 dann in vermehrtem Masse auch freie Schwestern ausgebildet wurden. Das Lehrmittel des Riehener Chefarztes Veillon wurde nicht nur in den Unterrichtsstunden der Riehener Schwestern eingesetzt, sondern fand eine schweizweite Verbreitung und Anwendung. Somit liess sich bereits in den frühen 1920er Jahren ein erster Versuch der Vereinheitlichung der evangelischen Krankenpflege beobachten. Seit 1920 führte Veillon zudem regelmässig Kurse in Krankenpflege mit einer Dauer von zwei bis drei Monaten durch, welche mit einem Examen abgeschlossen wurden. Es ist zudem anzunehmen, dass er die Initiative ergriff, ein gemeinsames Unterrichtsprogramm für die

⁷¹³ Vgl. Kumbruck, *Diakonische Pflege im Wandel*, 6.

⁷¹⁴ Vgl. Kellerhals et al. (Hg.), *Zeichen der Hoffnung*, 213.

fünf Diakonissenhäuser Bern, Bethanien, Neumünster, Riehen und St. Loup zusammenzustellen. Die Chefärzte der genannten Diakonissenhäuser erarbeiteten im Jahr 1930 ein dem Schweizerischen Roten Kreuz konformes Programm für die dreijährige Ausbildung in der Krankenpflege und anno 1943 erhielt die Krankenpflegeschule in Riehen die volle Anerkennung des Schweizerischen Roten Kreuzes.⁷¹⁵ An einer Sitzung des SRK vom 21. Januar 1960 zu den Rotkreuz-Fortbildungsschulen findet sich in den Protokollen der Hinweis, dass die damalige Probemeisterin der Diakonissenanstalt Riehen, Jakoea Gelzer an der Sitzung teilgenommen habe. Somit waren zu Beginn der Überarbeitung der Lehrpläne Diakonissen in den Arbeitsprozess involviert. Später finden sich jedoch keine Hinweise mehr auf die Mithilfe von Diakonissen bei der Ausarbeitung von Lehrplänen des SRK.⁷¹⁶

In der modernen, weltlichen Pflege – für die die Diakonissen mit der Professionalisierung mitunter einen Grundstein legten – fehlte jedoch für viele Diakonissen der ersten und zweiten Kohorte die theologische Legitimation. Denn allein über die Dienstleistung der Pflege war diese nicht mehr gewährleistet, da für eine holistische und seelsorgerliche Pflege schlichtweg die Zeit fehlte. Auf diese Weise begründeten die Diakonissen ihren Rückgang aus der Krankenpflege (gegen aussen).

Während sich die Mutterhäuser institutionell und strukturell individualisierten und zu einem sehr heterogenen Konstrukt entwickelten, verfolgte die sozialstaatliche Gesundheitspolitik eine Vereinheitlichung der Organisation der Krankenpflege und ihrer Ausbildung. Welche Rolle spielte die Religion im Übergang zur sozialstaatlichen Gesundheitspolitik?

Der deutsche Politikwissenschaftler Philip Manow wertet die Religion als mächtig nachwirkende Kulturpotenz des Sozialstaates. Die Schweiz und Deutschland gelten beide als gemischt-konfessionelle Länder. Hierzulande hat sich der sozialstaatliche Gesundheitsbereich im Vergleich zu Deutschland jedoch langsamer entwickelt. Ist dies nur auf die längere konfessionelle Prägung des Gesundheitswesens zurückzuführen? Die Schweiz positioniert sich bei der Etablierung des sozialstaatlichen Gesundheitssystems mit einer „mixed economy of welfare“ und einem ausgeprägten „welfare regionalism“ als Sonderfall. Denn an der Etablierung des sozialstaatlichen Gesundheitssystems wirkten nicht nur konfessionelle Träger mit, auch die Verbände der Spitäler und Krankenpflege, Krankenkassen, das SRK und nicht zuletzt die im SDK (heute GDK) vertretenen Kantone

⁷¹⁵ Vgl. Kellerhals et al. (Hg.), Zeichen der Hoffnung, 213 und 79. Jahresbericht, 1931, 11-13, Heim, Schwesterntum 156, 255.)

⁷¹⁶ Vgl. Dossier J2.15-01#2014/51#530 *, Dossier Hugo Remund/Krankenpflege/SRK Fortbildungsschule, div. Unterlagen, Korrespondenz, Aktenzeichen: 340.1, Schachtel 2014/51_133, Zeitraum:1958-1966.

traten als unterschiedliche Interessensgemeinschaften im komplexen Entstehungsprozess des Gesundheitssystems in Erscheinung.

In diesen komplexen Entstehungsprozess des schweizerischen Gesundheitssystems lassen sich die Erkenntnisse der Analyse der Oral-History-Daten einbetten. Die 69 interviewten Diakonissen und evangelischen Schwestern haben je nach Herkunft, Familie, Interesse, Prägung, Tradition und gesellschaftlichen Verhältnissen ihre Eintrittsmotivation – oder gar ihre Berufung – im Leben als Diakonisse gefunden. Durch äussere und innere Veränderungen versuchten die Diakonissen und evangelischen Schwestern sich mit ihren Tätigkeitsbereichen an die Bedürfnisse der Mitmenschen ihrer Zeit anzupassen. Diese Entwicklungen waren durch Veränderungen der Fremd- und Eigenwahrnehmung von Diakonissen, durch neue Handlungsfelder und nicht zuletzt durch strukturelle Umbrüche gekennzeichnet.

In der Analyse der erzählten Lebensgeschichten der Schwestern liess sich feststellen, dass sich auch die Motivation, in ein Mutterhaus einzutreten, im Laufe der Zeit gewandelt hat. In den 1940er Jahren waren die Beweggründe, in ein Mutterhaus einzutreten, oftmals pragmatisch. Damals handelte es sich um einen gesellschaftlich akzeptierten Lebensweg, der gerade auch jungen Frauen aus ländlichen Gebieten und kinderreichen Familien einen sozialen Aufstieg versprach. Seit den 1970er Jahren und bis in die heutige Zeit ist der Eintritt in eine religiöse Gemeinschaft im Kontext eines verbindlichen religiösen Lebens spirituell und ideell höher aufgeladen.

Diese Beobachtungen zeigen die grundverschiedenen Wahrnehmungen und Erwartungen, welche früher und heute von aussen an die Mutterhäuser und Schwesterngemeinschaften herangetragen wurden bzw. werden. So hatten die evangelischen Schwestern bis Ende der 1960er Jahre in erster Linie das hohe konfessionelle und zunehmend auch professionelle Berufsethos in der Care-Arbeit für ihre Mitmenschen in einem hohen Wochenpensum zu erfüllen. Es ist anzunehmen, dass der Umstand, dass die Schwestern bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts für Gottes Lohn und ein kleines „Sackgeld“ ihre Mitmenschen pflegten, dazu führte, dass sich die Krankenpflege zu einem schlecht bezahlten Berufssegment entwickelt hat. Gleichzeitig wurde nach den kulturellen und gesellschaftlichen Umbrüchen Ende der 1960er Jahre durch die Schliessung der Krankenpflegestationen eine stark religiös geprägte Erwartung an die Arbeits-, Lebens- und Glaubensgemeinschaft herangetragen. In diesen gesellschaftlichen Erwartungen ging es nicht zuletzt darum, dass die Schwesterngemeinschaften ihre eigene Existenz rechtfertigen mussten. Diese Tendenz lässt sich auch anhand der tatsächlich veränderten Betätigungsfelder der Mutterhäuser im Gästehausbereich und im Angebot von Seminaren und von Seelsorge beobachten. Die Diskrepanz des konfessionellen und des modernen professionellen Berufsethos wurde

durch die Oral-History-Dokumente historisch fassbar gemacht. Sr. C1 wurde diese Frage sogar bei der relativ späten Gründung ihrer Gemeinschaft gestellt: „Macht ihr das aus Leistung, aus Leistungsreligion, oder auf der Basis der Rechtfertigungslehre?“⁷¹⁷ Darauf antwortete sie, dass sie sich durch eine Leistung rechtfertigen möchten, aber dass sie sich berufen fühlten.⁷¹⁸ Diese Aussage zeigt die Diskrepanz zwischen der konfessionellen und den professionellen Ansprüchen der Diakonissen beispielhaft auf. Sie möchten der Gesellschaft als Gemeinschaft Dienstleistungen anbieten, da dies nicht zuletzt ihre Existenz legitimiert. Gleichzeitig möchten sie sich aber auch abheben vom ökonomischen Aspekt der „Dienstleistung“, da sie sich auch religiös zu ihrer Gemeinschaft berufen fühlen und somit aus Nächstenliebe handeln. Der Einfluss der Diakonissen auf das sozialstaatliche Gesundheitssystem wurde somit immer kleiner und es ergab sich in diesem Sinn auch nicht die gewünschte Integration der Schwestern in die Dienstleistungsgesellschaft im Gesundheitswesen. Mit ihren Angeboten dienen die Diakonissen und Schwestern in einer Dienstleistungsgesellschaft, welche primär durch das „verdienen“ bestimmt ist.

„Ich wollte schon immer Krankenschwester werden.“⁷¹⁹ Mit diesem Satz begründeten viele Schwestern der ersten Kohorte ihren Eintritt in ein Deutschschweizer Mutterhaus. Die Motivation zum Eintritt bestand dabei einerseits im Erreichen des Berufsziels der Krankenschwester und andererseits in der Erfüllung einer sinnstiftenden Arbeit, die für viele Diakonissen aus Nächstenliebe geschah. Oft nannten die Schwestern als Begründung für den Eintritt die Attraktion oder die persönliche Neigung zur Pflegearbeit, persönliche Umstände (Waisen oder Frauen, die mit keiner Aussteuer für eine Heirat rechnen konnten) oder die Suche nach einem gemeinschaftlichen Leben, welches eine sinnvolle Tätigkeit versprach. In manchen Fällen waren es aber auch soziale Aufstiegsmöglichkeiten, welche die Frauen anlockten, und die Sicherheit und der Schutz, welche die anerkannte Institution Mutterhaus versprach.

So lässt sich das oben genannte Zitat nicht automatisch auf alle interviewten Schwestern anwenden. Vielmehr zeigten die lebensgeschichtlichen und narrativen Interviews der Schwestern auf, dass es sich um vielstimmige und unterschiedliche Schwesternkohorten handelt. Auf der Ebene der Selbst- und Eigenwahrnehmung der Diakonissen kämpfen die Schwestern auch im 20. Jahrhundert und teilweise sogar im 21. Jahrhundert noch gegen das Bild der aufopfernden Schwester mit Rock und Haube an, das ihnen seit dem 19. Jahrhundert anhaftet. Ein Umstand der in vielen Diakonissenhäusern ab den 1960er Jahren

⁷¹⁷ Interview 010, Z192-193.

⁷¹⁸ Vgl. Interview 010, Z 193-194.

⁷¹⁹ Interview 007, Z17-18.

eine grosse Krise ausgelöst hat und auch trotz der veränderten Kaiserswerther Grundordnung (1953) und der öffnenden Kaiserswerther Rahmenordnung (1971) nicht eigenständig behoben werden konnte. In diesem Zusammenhang muss auch erwähnt werden, dass die Ausrichtung der Arbeits-, Lebens- und Glaubensgemeinschaft der Diakonissen nicht zuletzt durch die Ansichten der Leitung – insbesondere des männlichen Vorsteher – definiert wurde. Der männliche Vorsteher eines Diakonissenhauses hatte eine nicht zu unterschätzend prägende Rolle in der religiösen, lebensgemeinschaftlichen und dienstleistenden Schwesterngemeinschaft. Auch wurde der Vorsteher, wie im Interview von Sr. B2 erläutert wurde, nicht selten von den Schwestern zum „König“⁷²⁰ gemacht. Dementsprechend formte die Einstellung des Vorstehers die Struktur, Ausrichtung und Organisation des Werkes. Dies liess sich am Beispiel des konservativen Vorstehers des Neumünsters Gottlob Spörri sowie des eher liberalen und nach Öffnung strebenden Nachfolgers Pfarrer Robert Baumgartner im Fall des Diakonissenhauses Neumünster nachverfolgen. Auch das Individuum und Kollektiv der Schwestern nahm im Untersuchungszeitraum von 1945 bis 1990 unterschiedliche Funktionen ein. Hielt man in der Kaiserswerther Grundordnung von 1953 weiterhin an der männlichen Führung eines Schwesternkollektivs in den Diakonissenhäusern fest, so wurde 1971 mit der neuen Kaiserswerther Rahmenordnung ein viel offener, freier und individuellerer Umgang mit den Schwestern als Individuen gefordert. Seit Ende der 1960er Jahre und zu Beginn der 1970er Jahre praktizierten einige Mutterhäuser durch den gesellschaftlichen Druck von aussen eine vermehrt auf Mitsprache basierende Mutterhauspolitik. Diese plädierte dafür, dass auch die Schwester als Individuum und im Kollektiv mehr Beachtung und Freiheit erhält. Denn die Forderungen nach gesellschaftlicher Erneuerung und Veränderungen der Stellung der Frau in der Gesellschaft hatten auch die Mutterhäuser erreicht. Zudem gingen die ursprünglichen Leitlinien – insbesondere die Kaiserswerther Grundordnung – für die Glaubens-, Dienst- und Lebensgemeinschaften bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. Alle grösseren evangelisch-reformierten landeskirchlichen Diakonissenhäuser orientierten sich in ihrer Organisation der Mutterhäuser an den deutschen Leitlinien der Kaiserswerther Grundordnung. Ab den 1970er Jahren sollten die Schwestern mit über ihr Mutterhaus entscheiden. Doch waren sich gerade Schwestern der ersten Kohorte nicht gewohnt, selbst über ihre Arbeitsgebiete und Berufswünsche zu entscheiden, da sie nur das Sendungsprinzip und den Gehorsam gegenüber den Entscheiden der Mutterhausleitung kannten. So beschreibt auch Sr. Hildy in ihrem Beitrag aus dem Jahr 1962⁷²¹, dass die

⁷²⁰ Interview 003, Z223-224.

⁷²¹ Vgl. ADN, Geiser Sr. Hildy. Bestandesaufnahme, warum immer noch die Mutterhausdiakonie? In: Die helfende Hand, 1962.

Mutterhausdiakonie Diskrepanzen aufweise. Sie passe sich in der finanziellen Planung und der modernen Pflege weltlichen Normen an und würde viel Zeit mit „äusseren Sachen“⁷²² verbringen, welche nicht aus dem geistlichen Wachstum geregelt würden. So würden sich die Mutterhäuser und mit ihnen ihre Schwestern immer mehr um sich selbst drehen. Diese Tendenz der Individualisten wurde auch von Sr. B2 im Interview bestätigt.⁷²³ Dabei hätten ältere Schwesternkohorten das „Dienen“ noch gekannt. Sie stammten aus Grossfamilien, wo Gemeinschaft und Zusammenleben, sowie das Zurückstellen von individuellen Bedürfnissen noch bekannt war.⁷²⁴ Dieses Kohortenproblem beschreibt auch die ehemalige Oberin des Diakonissenhauses Ländli in Oberägeri als äussertst konfliktreich. Die jüngeren Schwestern seien nicht in die Gemeinschaft eingetreten, um mehr zu arbeiten oder sich beruflich weiterzuentwickeln. Sie möchten dementsprechend, dass die Gebetszeiten an ihre Arbeitszeiten angepasst werden, so dass sie in ihrem normalen Arbeitsalltag auch daran teilnehmen können. Daneben gibt es jedoch vor allem ältere Schwestern, welche immer noch unter Leistungsdruck stehen und diesem Bedürfnis nach mehr Gebetszeit der jüngeren Schwestern mit Unverständnis und Argwohn gegenüberstehen. Der Gedanke, dass eine Diakonisse immer und jederzeit im Dienst verfügbar sein soll, ist bei der älteren Schwesternkohorten noch tief verankert. Die Schwestern fühlen sich minderwertig und nutzlos, wenn sie nicht mehr so viel leisten können.⁷²⁵ Löhe bekräftigte diese frühere Einstellung mit der Aussage: „Der Glaube muss Werke haben.“⁷²⁶ Ein Umstand, der den anfänglich spärlich vorhandenen staatlichen Gesundheitssystem zugute kam. So konnte die fleissige Pflegearbeit der Diakonissen vom noch unreifen Sozialstaat gerade im Gesundheitswesen genutzt werden. Mit der Etablierung des Sozialstaats und den geregelten Arbeitsbedingungen, neuen Pflegemasstäben und einheitlicher Pflegeausbildung setzte sich jedoch ein neues Credo durch: „Der Trend sei verdienen und nicht dienen.“⁷²⁷ Die Frauen in der Pflegearbeit wollten für ihre Arbeit bezahlt werden.

Doch ist das Diakonissenhaus dadurch zur frommen Insel degradiert? Sr. C2 beschreibt die Diakonissenhäuser als Insel mit breitem und flachem Strand⁷²⁸, wo weiterhin

⁷²² ADN, Geiser Sr. Hildy. Bestandesaufnahme, warum immer noch die Mutterhausdiakonie? In: Die helfende Hand, 1962.

⁷²³ Vgl. Interview 003, Z348-350.

⁷²⁴ Interview 003, Z259-270.

⁷²⁵ Vgl. ADN, Sr. Ruth Knüssi (Leiterin Schwesterngemeinschaft Ländli), Diakonie und Spiritualität im Spannungsfeld in unserer Gemeinschaft in: 39. Kaiserswerther Generalkonferenz 2004, 150-151.

⁷²⁶ Zitat von Wichern, zitiert von Interview 038 (Z11-12) Anm.: Johann Hinrich Wichern (1808-1881) war ein deutscher protestantischer Theologe, Sozialpädagoge, Gründer Inneren Mission der evangelischen Kirche und des Rauhen Hauses und Gefängnisreformer. (Vgl. Sander. Wichern, Johann Hinrich, in: Allgemeine Deutsche Biographie 42 (1897), S. 775-780. (Online-Version): <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11863223X.html#adbcontent> (Stand: 09.10.17))

⁷²⁷ ADN, Einleitende Gedanken zum Gespräch des Stiftungsrates mit dem Schwesternrat vom 3. Januar 1969 auf dem Zollikerberg, 3.

⁷²⁸ Vgl. Interview 034, Z259-274.

gesellschaftliche Nöte und Anliegen von der Schwesternschaft herangetragen werden können. Heute jedoch nicht mehr primär in der Krankenpflege. Umgesetzt wurde dieser Begegnungsort in Riehen mit der Eröffnung des geistlich-diakonischen Zentrums auf dem alten Spitalareal unmittelbar neben dem Diakonissenhaus Riehen.⁷²⁹

Die drei Dimensionen Diakonissenwesen, konfessionelle und weibliche Care-Arbeit und das sozialstaatliche Gesundheitswesen haben sich im Forschungszeitraum von 1945 bis 1990 unterschiedlich entwickelt. Aus der Perspektive der Diakonissenhäuser könnte die Auflösung der Betätigungsfelder in der Krankenpflege als eine Verlust- und Niedergangsgeschichte interpretiert werden. Im selben Forschungszeitraum hat die Professionalisierung von Care-Arbeit indes einen Quantensprung vollbracht. Diese Aufstiegsgeschichte der Professionalisierung der Krankenpflege lief jedoch ab Ende der 1960er Jahre grösstenteils an den Diakonissenhäusern vorbei. Die dadurch ausgelöste Diskrepanz an professioneller Pflegedienstleistung und Zeitdruck durch die ökonomisch orientierten Wertesysteme in den heutigen Spitälern führte in vielen Diakonissenhäusern zu einer tiefgreifenden Krise. Diese wurde von allen Diakonissenhäusern und Schwesterngemeinschaften in unterschiedlicher Weise überwunden.

Die Corona-Krise hat unsere Gesellschaft in den Jahren 2020 und 2021 geprägt. Einmal mehr leisteten die Pflegenden einen unvorstellbaren Beitrag zur Gesundheit ganzer Nationen. Gleichzeitig stellt sich die Frage, welches Berufsethos die heutigen Pflegenden in diesen schwierigen Zeiten angetrieben hat. Die Religion als mächtige Kulturpotenz dürfte nicht nur in den säkularen sozialstaatlichen Institutionen des Gesundheitswesens, sondern teilweise in den Berufsüberzeugungen des heutigen Pflegepersonals nachwirken.

⁷²⁹ Interview 034, Z259-274.

VI. Bibliographie

1. Ungedruckte und gedruckte Quellen

Mündliche Quellen (Transkripte)

Legende:

1. Kohorte A
2. Kohorte B
3. Kohorte C

Mündliche Quellen (Fallanalysen)

Nummer	Name und Kohorte	Geburtsjahr	Gemeinschaft	Datum, Dauer
007	A1	1917	Neumünster, Zollikerberg	01.10.2015, 1h26
009	A2	1924	Neumünster, Zollikerberg	15.10.2015, 1h36
044	B1	1930	Bethesda, Basel	29.03.2016, 48 min
003	B2	1935	Neumünster, Zollikerberg	01.10.2015, 1h10
006	C1	1941	Saronsbund, Uznach	28.09.2015, 1h26
034	C2	1952	Riehen	29.02.2015, 1h22

Alle mündlichen Quellen

Nummer	Kohorte	Name	Geburtsdatum	Gemeinschaft	Datum, Dauer
041	A	Sr. E. H.	04.10.1933	Bern	13.11.2015, 1h 20
042	B	Sr. E. W.	23.04.1939	Bern	30.11.2015, 56 min
043	A	Sr. H. D.	13.09.1926	Bern	28.10.2015, 1h 02
058	A	Sr. M. F.	15.01.1934	Bern	28.10.2015, 40 min
059	C	Sr. R. A.	11.04.1947	Bern	13.11.2015, 43 min
048	B	Sr. R. F.	23.08.1941	Bern	28.10.2015, 1h 13
060	C	Sr. S. F.	25.04.1943	Bern	30.11.2015, 1h 06
040	A	Sr. K. W.	29.11.1929	Bern	13.11.2015, 1h 01
069	B	Sr. E. K.	12.03.1939	Bethanien, Zürich	03.10.2016, 1h 10
012	A	Sr. B. S.	10.08.1926	Ländli, Oberägeri	04.11.2015, 1h 04
017	C	Sr. D. T.	24.10.1946	Ländli, Oberägeri	25.11.2015, 1h 06
023	A	Sr. E. Ge.	13.10.1931	Ländli, Oberägeri	04.11.2015, 38 min
020	B	Sr. E. Gy.	06.10.1942	Ländli, Oberägeri	18.11.2015, 1h 01
013	B	Sr. E. R.	28.02.1936	Ländli, Oberägeri	02.12.2015, 27 min
019	B	Sr. H. S.	04.02.1934	Ländli, Oberägeri	25.11.2015, 1h 13
022	B	Sr. J. D.	11.09.1945	Ländli, Oberägeri	18.11.2015, 1h 07
018	B	Sr. M. F.	19.09.1932	Ländli, Oberägeri	02.12.2015, 56 min
014	B	Sr. M. H.	19.06.1942	Ländli, Oberägeri	09.12.2015, 1h 40
021	B	Sr. R. K.	10.05.1940	Ländli, Oberägeri	25.11.2015, 1h 08
016	B	Sr. U. R.	13.08.1937	Ländli, Oberägeri	02.12.2015, 1h 26
024	C	Sr. V. B.	27.11.1947	Ländli, Oberägeri	18.11.2015, 1h 02
015	B	Sr. V. M.	25.11.1941	Ländli, Oberägeri	09.12.2015, 1h 30
025	B	Sr. Y. F.	17.02.1948	Ländli, Oberägeri	09.12.2015, 1h 02
010	C	Sr. M. B.	24.11.1941	Saronsbund Uznach	28.09.2015, 1h 26
008	C	Sr. V. L.	03.02.1947	Saronsbund Uznach	13.10.2015, 52 min
005	B	Sr. D. v. T.	11.05.1935	Bergfrieden, Braunwald	01.10.2015, 1h 06

004	C	Sr. H. V.	10.12.1934	Bergfrieden, Braunwald	22.10.2015, 44 min
011	A	Sr. H. P.	22.11.1928	Bergfrieden, Braunwald	15.10.2015, 1h 15
006	A	Sr. M. B.	19.02.1927	Bergfrieden, Braunwald	22.10.2015, 45 min
062	B	Sr. T. F.	21.12.1933	Bergfrieden, Braunwald	12.11.2015, 34 min
002	B	Sr. A. R.	19.01.1935	Neumünster, Zollikerberg	22.10.2015, 27 min
001	A	Sr. A. S.	15.01.1921	Neumünster, Zollikerberg	15.10.2015 22 min
007	A	Sr. E. T.	24.01.1917	Neumünster, Zollikerberg	01.10.2015 1h 19
009	A	Sr. E. S.	31.05.1924	Neumünster, Zollikerberg	15.10.2015, 1h 36
003	B	Sr. M. L. B.	10.06.1934	Neumünster, Zollikerberg	01.10.2015, 1h 10
063	A	Sr. A. B.	05.03.1934	Neumünster, Zollikerberg	01.10.2015, 56 min
064	B	Sr. E. W.	10.06.1932	Neumünster, Zollikerberg	12.11.2015, 35 min
065	B	Sr. E. K.	05.10.1937	Neumünster, Zollikerberg	19.11.2015, 1h 04
067	B	Sr. H. I.	16.12.1938	Neumünster, Zollikerberg	29.10.2015, 1h 01
068	B	Sr. K. K.	28.11.1938	Neumünster, Zollikerberg	29.10.2015, 59 min
066	B	Sr. L. H.	19.07.1939	Neumünster, Zollikerberg	12.11.2015, 48 min
061	C	Sr. M. M.	26.06.1944	Neumünster, Zollikerberg	19.11.2015, 1h 44
028	B	Sr. M. T.	30.10.1939	Ländli, Basel	11.01.2016, 1h 24
027	B	Sr. E. K.	30.07.1940	Ländli, Basel	11.01.2016, 1h 16
026	B	Sr. M. G.	30.03.1947	Ländli, Basel	15.02.2016, 1h 37
031	B	Sr. E. M.	10.03.1933	Riehen, Basel	22.02.2016, 1h 43
033	B	Sr. U. R.	28.12.1943	Riehen, Basel	22.02.2016, 1h 47
035	A	Sr. H. R.	18.01.1927	Riehen, Basel	22.02.2016, 1h 26
030	B	Sr. A. P.	15.01.1939	Riehen, Basel	29.02.2016, 1h 22
037	B	Sr. E. S.	21.03.1928	Riehen, Basel	29.02.2016, 1h 06
034	C	Sr. E. H.	12.09.1952	Riehen, Basel	29.02.2016, 1h 22
036	C	Sr. K. J.	03.04.1947	Riehen, Basel	03.03.2016, 55 min
038	B	Sr. J. P.	02.12.1936	Riehen, Basel	03.03.2016, 1h 21
029	B	Sr. A. B.	24.06.1939	Riehen, Basel	03.03.2016, 1h
032	B	Sr. E. H.	11.03.1932	Riehen, Basel	10.03.2016, 1h 03
039	C	Sr. M. G.	14.04.1943	Riehen, Basel	10.03.2016, 1h 07
047	A	Sr. S. M.	03.02.1938	Bethesda, Basel	17.03.2016, 1h 01
049	B	Sr. V. H.	14.08.1941	Bethesda, Basel	17.03.2016, 1h 07
056	B	Sr. V. G.	20.06.1938	Bethesda, Basel	17.03.2016, 1h 08
044	B	Sr. A. G.	29.01.1930	Bethesda, Basel	29.03.2016, 48 min
069	B	Sr. E. S.	30.09.1934	Bethesda, Basel	29.03.2016, 1h 07
054	B	Sr. T. G.	04.06.1943	Bethesda, Basel	29.03.2016, 1h 03
046	B	Sr. E. K.	05.10.1932	Bethesda, Basel	21.04.2016, 1h 18
057	C	Sr. M. R.	17.11.1947	Bethesda, Basel	21.04.2016, 1h 31
045	C	Sr. E. M.	12.09.1946	Bethesda, Basel	21.04.2016, 1h 04
050	C	Sr. M. A.	13.01.1950	Steppenblüte, Basel	28.07.2016, 1h 23
051	C	Sr. A. R.	02.07.1952	Steppenblüte, Basel	28.07.2016, 1h 10
052	C	Sr. E. S.	18.10.1951	Steppenblüte, Basel	28.07.2016, 58 min
053	C	Sr. B. S.	02.07.1965	Steppenblüte, Basel	28.07.2016, 1h 07

Alle Interviews entstanden im Rahmen des SNF – Projekts der Universität Luzern unter der Leitung von Prof. Dr. Markus Ries. Martina Jutzet-Blättler war als Forschungsmitarbeiterin für die Durchführung und die Analyse der 69 Interviews mit den evangelischen Diakonissen verantwortlich.

Ungedruckte schriftliche Quellen

Archiv Diakoniewerk Neumünster Zollikerberg (ADN)

ADN, Schwesterndossier Jenny Stöcker (1859–1942), Notizen über Instruktionen für die Probemeisterin, ohne Datum.

ADN, Referat von Sr. Auguste Oehler, Oberschwester des Berner Diakonissenhauses. Der Einfluss der Probemeisterin auf die jungen Schwestern. Referat gehalten an der Probemeisterinnen-Konferenz auf dem Freyberg in Honderich am 14. Juni 1927.

ADN; Nekrolog, Zur Erinnerung an Schwester Elsa Tschopp, Diakonissen-Schwesternschaft Neumünster, Zollikerberg. Verfasst von Trix Brenner, Stv. Leitung Schwesternschaft (gehalten an der Gedenkfeier für die Diakonisse Elsa Tschopp vom 9. September 2016 unter der Leitung von Pfarrer Dr. Hans Rüegger).

ADN, Schwesterndossier von Schwester Mariann Wittwer (Taufname Marie) Zur Erinnerung an Schwester Marie Wittwer geboren am 15. Februar 1902 – Eingetreten am 16. März 1931 – Eingeseget am 17. Oktober 1937.

ADN, Anonymisierte Sr. in: Ordner Krisenzeit 1941, Umfrage in der Schwesterngemeinschaft betreff Vorsteherschaft 1940/41.

ADN, Kaiserswerther Grundordnung und Brief des Stiftungsrates an die Schwesternschaft vom 16. November 1940.

ADN, Brief des Stiftungsrates an die Schwesternschaft vom 16. November 1940.

ADN, Brief von Sr. Rose Wirth an die Schwesternschaft im Neumünster, 25. November 1940.

ADN, Brief Pfr. Lahn und Kägi an die Schwesternschaft vom 19. Februar 1941.

ADN, Brief Pfr. Lahn und Kägi an die Schwesternschaft vom 22. Februar 1941.

ADN, Gutachten Fall Spörri, Zürich 1943, 19.

ADN, Brief Kägi an Spörri, März 1946.

ADN, Brief Spörri an Kägi, 22. März 1946.

ADN, Schwesternratssitzung vom 20. März 1963. Neumünster, Sr. E. Scherrer und Pfr. Dürig.

ADN, Vertraulich, für die Behörden des Diakoniewerkes. Probleme der Diakonissenschwesternschaft. Ein Referat von Sr. Margrit Scheu, 28. Oktober 1968, 1.

ADN, Einleitende Gedanken zum Gespräch des Stiftungsrates mit dem Schwesternrat vom 3. Januar 1969 auf dem Zollikerberg.

ADN, Hans Pachlatko. Unsere Schwesternschaft und ihr Weg in die Zukunft. Tagung des Bundes Deutscher Gemeinschafts-Diakonissen-Mutterhäuser, St. Chrischona, 1972.

ADN, Rückblick auf 26 Amtsjahre von Oberschwester E. S., gehalten von Sr. Emmy Scherrer in der Sitzung des Schwesternrates vom 11. September 1986.

ADN, Abstimmung zum Befinden in der Gemeinschaft, 1989.

Archiv Kommunität Riehen (AKR)

AKR, Gemeindepflege Wigoltingen, Krankenpflegeverein Wigoltingen an das Diakonissenhaus Riehen, 21. November 1941.

AKR, Schranz Lydia. Oberin Sophie Wurstemberger, wer war sie? Vortrag im Jubiläumsjahr 2009, zum 200. Geburtstag unserer Gründerin, Stiftung Diakonissenhaus Bern, 2009: Christine Stuber, Sophie von Wurstemberger (1809-1878), in: Adelheid M. von Hauff (Hg.) Frauen gestalten Diakonie. Vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Stuttgart 2006, 220-235.

Archiv Saronsbund Uznach (ASU)

ASU, Tagebuch, Denkwürdigkeiten Gottes mit dem Saronsbund, Privataarchiv.

ASU, Saronsbund, evangelische Schwesternschaft, Statuten, 09.06.1982, 1.

Staatsarchiv St. Gallen, CA07/10.09 Arbeitsgemeinschaft für den Diakonischen Einsatz (Diakonissenhäuser) Schweizerischer Evangelische Kirchenbund, Betr. Kirche und Diakonie, Konferenz vom 29. Oktober 1953 in Bern. Einleitendes Votum von Pfr. Fritz Hoch, Diakonissenhaus Riehen über die gegenwärtige Lage der Diakonissenhäuser.

Gedruckte Quellen

Archiv Diakonissenhaus Bethanien Zürich (ADBZ)

ADBZ, Leitbild, 27. November 1981.

ADBZ, 100 Jahre Diakonissenhaus Bethanien, 75 Jahre Bethanien-Spital, 75 Jahre Schule für allgemeine Krankenpflege in Zürich, Zürich 1987.

ADBZ, Diakoniewerk Bethanien, 100 Jahr aktueller denn je, Jahresbericht 2010

Archiv Diakonissenhaus Bethesda Basel (ADBB)

ADBB, Der Freund der Kranken. Vierteljährliche Mitteilungen vom Diakoniat Bethesda Basel, Nr. 4, 1963, 7-8.

ADBB, Der Freund der Kranken, Nr. 2, 1976, 12-13.

Archiv Diakoniewerk Neumünster Zollikerberg (ADN)

ADN, Stauten Diakoniewerk Neumünster, Zollikerberg –Zürich 1965.

ADN, Broschüre „Was soll ich werden?“ Zollikerberg 1956.

ADN 98. Jahresbericht, Neumünster 1956.

Archiv Kommunität Riehen (AKR)

AKR, 2. Jahresbericht, 1854, 7. Hoch Fritz. Das erste Jahr im Diakonissen-Mutterhaus in Riehen, Beiträge zur Geschichte des Diakonissenhauses Riehen, Heft 4, Riehen 1964, 8 (hektografiert).

AKR, Instruktionen für den Hausgeistlichen der Diakonissen-Anstalt Riehen, 17. Februar, v. Samuel Barth verfasst; Hoch Fritz, Die Amtszeit von Pfarrer Theodor Fliedner im Diakonissenhaus Riehen. Beiträge zur Geschichte des Diakonissenhauses Riehen 9, Heft 9, Riehen 1969, 11 (hektografiert).

AKR, 24. Jahresbericht, 1876.

AKR, 30. Jahresbericht, 1882.

AKR, 53. Jahresbericht, 1905.

AKR, 68. Jahresbericht, 1920.

AKR, Hoch Fritz, Das Verhältnis von Diakonie zu Kirche und Staat, Schweiz, in: Diakonia, Schriftenreihe der Internationalen Föderation Diakonia Nr. 1, Zürich 1952.

AKR, Pachlatko Hans. Mutterhausdiakonie in neuer Sicht, in: 113. Jahresbericht, 1965.

AKR, Jahresbericht DHR 1965.

AKR, Pachlatko Hans in: DHR Jahresbericht, 1969.

AKR, Jahresbericht DHR, 1970.

AKR, Jahresbericht DHR, 1973.

AKR, Jahresbericht DHR, 1975.

AKR, Leitbild Kommunität Diakonissenhaus Riehen, 9. Juni 2012.

AKR, Fokus Kommunität, Diakonissenmutterhaus Riehen, Ausgabe 1, Januar-März 2013.

Bundesarchiv Bern

Frauenberufe, Zürich 1939. Schweizerische Zentralstelle für Frauenberufe und Pflegeberufe.

Frauenberufe, Bund Schweizerischer Frauenorganisationen (BSF), Zürich 1973.

BA, Reglement zur interkantonalen Übereinkunft über das Krankenpflegepersonal
Beschluss der Sanitätsdirektorenkonferenz vom 31. August 1949, 1. In; BA Dossier J2.15-01#2006/276#550*, Berufsbezeichnung FA SRK (Protokolle, Beilagen, Vernehmlassungen und Verfügung), Aktenzeichen 331.40, Zeitraum 1963-1972, Schachtel 2006/276_182, PKP, Geschichte der PKP, (Wärterin, Hilfspflegerin, Pflegerin für Betagte und Chronisch Kranke bis Praktische Krankenpflege) 1949-1981.

BA, Kunz Margrit, Ganzheitliche Pflege in: Zeitschrift VESKA, Mainummer (2) 1-2. in: BA Dossier J2.15-01#2006/276#550*, Berufsbezeichnung FA SRK (Protokolle, Beilagen, Vernehmlassungen und Verfügung), Aktenzeichen 331.40, Zeitraum 1963-1972, Schachtel 2006/276_182, PKP, Geschichte der PKP, (Wärterin, Hilfspflegerin, Pflegerin für Betagte und Chronisch Kranke bis Praktische Krankenpflege) 1949-1981.

BA, Korrespondenz zwischen Pfarrer Baumgartner und Schwester Magdelaine Comtesse, Sekretärin der Kommission für Krankenpflege des Schweizerischen Roten Kreuzes vom 21. Juni 1958. In: BA Dossier J2.15-01#2006/276#550*, Berufsbezeichnung FA SRK (Protokolle, Beilagen, Vernehmlassungen und Verfügung), Aktenzeichen 331.40, Zeitraum 1963-1972, Schachtel 2006/276_182, PKP, Geschichte der PKP.

BA, Dossier J2.15-01#2014/51#530*, Dossier Hugo Remund/Krankenpflege/SRK Fortbildungsschule, div. Unterlagen, Korrespondenz, Aktenzeichen: 340.1, Schachtel 2014/51_133, Zeitraum:1958-1966.

BA, Sonderdruck aus „Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ 105. Jahrgang, Heft 6, Juni1966 in: BA Dossier J2.15-01#2006/276#594*, PKP Hauspflege 1966-68, Aktenzeichen 331-48, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178.

BA, Dossier J2.15-01#2006/276#594*, Weiterbildung der Krankenpflegerinnen/der Krankenpfleger FA SRK, 1972, Aktenzeichen 331.47, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178.

BA, Grundsatzentscheid des SRK vom 28. Juni 1973, in: BA Dossier J2.15-01#2006/276#594*, Weiterbildung der Krankenpflegerinnen/der Krankenpfleger FA SRK, 1972, Aktenzeichen 331.47, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178.

BA, Vereinbarungen zwischen den Kantonen und dem Schweizerischen Roten Kreuz betreffend die berufliche Ausbildung im Gesundheitswesen Schweizerische Sanitätsdirektorenkonferenz vom 25. September 1975, 1. in: Kantonsvereinbarung mit dem SRK BA Dossier J2.15-01#2006/276#252*, Kantonsvereinbarung vom 20.5.1976 Vorgeschichte, Entwürfe, Akten der AG Krankenpflege, AG Kennel, Vernehmlassung Feb. 1975,, Verfügungen, Protokolle und Beilagen, Zeitungsartikel def. Vereinbarung zwischen den Kantonen und dem SRK betrff. die berufliche Ausbildung des Pflegepersonals, Aktenzeichen 314, Schachtel 2006/276_92, Zeitraum: 1973-1976.

BA, Anhang zu Ziff. 1.1 der Vereinbarung zwischen den Kantonen und dem Schweizerischen Roten Kreuz betreffend die berufliche Ausbildung des Pflegepersonals, des medizinisch-technischen und des medizinisch-therapeutischen Personals in: BA Dossier J2.15-01#2006/276#594*, Weiterbildung der Krankenpflegerinnen/der Krankenpfleger FA SRK, 1972, Aktenzeichen 331.47, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178.

2. Literatur

Abrams Lynn, Oral history theory, New York 2010.

Allen Ann Taylor, 'The March through the Institutions. Women's Studies in the United States and West and East Germany, 1980-1995. Signs: Journal of Women in Culture and Society, 22 (1) 1996, 152-180.

Althaus Andrea, Vom Glück in der Schweiz. Erfolgs- und Aufstiegserzählungen in Migrationsbiographien. In: Andresen Knud, Apel Linde und Heinsohn Kirsten (Hg.) Es gilt das gesprochene Wort, Göttingen 2015.

Andresen Knud, Erzählungen von Niedergang und Innovation. Gewerkschaftliche Repräsentanten über Krisen in der industriellen Arbeitswelt. In: Andresen Knud, Apel Linde und Heinsohn Kirsten (Hg.) Es gilt das gesprochene Wort, Göttingen 2015.

Anghern Céline, Nicht erledigt. Die Herausforderungen der Frauengeschichte und der Geschlechtergeschichte und die Geschichte des Feminismus. In: L'Homme, Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft. Jahrgang 28, 1, 2017, 115-122.

Anghern Céline, Arbeit am Beruf. Feminismus und Berufsberatung im 20. Jahrhundert. Basel 2019.

Apel Linde, Gefühle in Bewegung. Autobiografisches Sprechen über die Jugend. In: Andresen Knud, Apel Linde und Heinsohn Kirsten (Hg.) Es gilt das gesprochene Wort, Göttingen 2015

Armitage Susan H./Hart Patricia et al. (Hg.), Women's Oral History. The Frontier's Reader, London 2002; Karen Hagemann, „Ich glaub nicht, dass ich Wichtiges zu erzählen hab...“. Oral History und historische Frauenforschung , in: Herwart Vorländer (Hg.), Oral History. Mündlich erfragte Geschichte, Göttingen 1990, 29-48.

Assmann Aleida, Formen des Vergessens, Göttingen 2016.

Assmann Aleida, Wie wahr sind Erinnerungen? In: Welzer Harald (Hg.). Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung. Hamburg 2001, 103-122.

Assmann Jan, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in den frühen Hochkulturen, München 1999.

Baldwin Peter, The Politics of Social Solidarity. Class Bases of European Welfare State 1875-1975. Cambridge u. a. 1990.

Bauer Axel, Fürsorgepolitik als Interessenvermittlung. Administrative Gestaltung sozialpolitischer Netzwerke, Hamburg 1998.

Bauer Ingrid, Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte. Geschlechtersensible Geschichtswissenschaften. In: Bauer Ingrid und Neissl Julia (Hrg.) Gender Studies. Denkachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung, Innsbruck 2002, 35-52.

Baumann Ursula, Protestantismus und Frauenemanzipation, 1850 bis 1920. Frankfurt a. M. 1992.

- Berner Frank, *Der hybride Sozialstaat. Die Neuordnung von öffentlich und privat in der sozialen Sicherung*. Frankfurt am Main 2009.
- Bockschatz Henke, *Oral History im Geschichtsunterricht*, Schwalbach 2014.
- Bohnsack Ralf /et al. (Hg.), *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*, Opladen 2003; Ralf Bohnsack, *Rekonstruktive Sozialforschung*, Opladen (5. Auflage) 2003.
- Bolognes-Leuchtenmüller Brigit, *Imagination „Schwester“*. Zur Entwicklung des Berufsbildes der Krankenschwester in Österreich seit dem 19. Jahrhundert, in: *L'Homme Z.F. G.* 8, 1 (1997) 155-177.
- Braunschweig Sabine, *Hüten – Warten – Pflegen. Das Pflegepersonal der Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt in Basel 1910-1930*, Lizentiatsarbeit, Basel 1988.
- Braunschweig Sabine, *Auf den Spuren der Männer in einem Frauenberuf – weshalb die Krankenpflege weiblich ist*. in: *Geschlecht und Wissen – Genre et savoir – Gender and Knowledge*. Beiträge der 10. Schwerzischen Historikerinnentagung 2002, Bosshart-Pfluger Catherine, Grisard Dominique, Späti Christina (Hg.), Zürich 2004, 123-129.
- Braunschweig Sabine, *Zwischen Aufsicht und Betreuung. Berufsbildung und Arbeitsalltag der Psychiatriepflege am Beispiel der Baseler Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt, 1886-1960*, Zürich 2013.
- Braunschweig Sabine, *Die Entwicklung der Krankenpflege und der Psychiatriepflege in der Schweiz*. in: Ilsemarie Walter, Elisabeth Seidl, Vlastimil Kozon (Hg.). *Wider die Geschichtslosigkeit der Pflege*, Wien 2014, 113-122.
- Bühler Caroline, *Die Pflegi. Ein Spital für Frauen – von Frauen geschaffen und geprägt*. Zürich 2007.
- Burla Leila und Rüfenacht J., *Ausbildungen in der Humanmedizin und in Pflege und Betreuungsberufen* (Obsan Bulletin Nr. 2, 2013) Neuchâtel: Schweizerisches Gesundheitsobservatorium.
- Butler Judith, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechtes*, Frankfurt am Main 1997.
- Conrad Sebastian/Randeria Shalini, *Einleitung: Geteilte Geschichte – Europa in einer postkolonialen Welt*, in: dies./Römhild Regina (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M./New York 2013, 32-70.
- Cousins Mel, *European Welfare State. Comparative Perspectives*. London 2005.
- David Thomas/Schaufelbühl Janick Marina, *Protestantische Wohltätigkeit und der Wohlfahrtsstaat in der Schweiz, 1850-1914*. in: Liedtke Rainer, Weber Klaus (Hg.). *Philantropie und Religion in den europäischen Zivilgesellschaften: Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert*, Paderborn 2009, 28-54.
- David Thomas/Schaufelbühl Janick Marina, *The Influence of Protestantism on Swiss Concepts of Philanthropy and Welfare (1850-1914)*. Paper presented at the Sixth European

Cosical Science Histors Conference, 22.-25. March 2006, Amsterdam. Unveröffentlichter Vortrag.

Davis Zemon Natalie, „Some Tasks and Themes in the Study of Popular Religion”, in: Trinkaus Charles and Oberman Heiko A. (Hg.) *The Pursuit of Holiness in Late Medieval and Renaissance Religion*, Leiden 1974, 307-336.

Dätwiyler B., Ladrach U., *Professionalisierung der Krankenpflege*, 1987.

Degen Bernhard, *Haftpflcht bedeutet den Streit, Versicherung den Frieden: Staat und Gruppeninteresse in den frühen Debatten um die schweizerische Sozialversicherung*, in: Siegenthaler H. (Hg.), *Wissenschaft und Wohlfahrt. Moderne Wissenschaft und ihre Träger in der Formation des schweizerischen Wohlfahrtstaates während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Zürich 1997, 137-154.

Diezinger Angelika (Hg.), *Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung* (Forum Frauenforschung), Bd. 8, Freiburg i.Br. 1994.

Donohue Christopher, *National Human Genome Research Institute History of Genomics Oral History Program*, in: Petermann Heike, Harper Peter, Doetz Susanne (Hg.). *History of Human Genetics*. Berlin 2017, 319-324.

Dürr et al. (Hg.), *Evangelische Ordensgemeinschaften in der Schweiz*, Zürich 2003.

von Engelhardt Michael, *Biographie und Identität. Die Rekonstruktion und Präsentation von Identität im mündlichen und autobiographischen Erzählen*, in: Walter Sparr (Hg.), *Wer schreibt meine Lebensgeschichte. Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge*, Gütersloh 1990, 197-247.

Esping-Anderson Gosta, *The Three Worlds of Werfare Capitalism*. Cambridge 1990.

L'Etang Jacquie, *Writing PR history. Issues, methods and politics*, in: *Journal of Communication Management* 12 (4), 2008, 319-335.

Evers Adalbert, Olk Thomas, (Hg.). *Wohlfahrtspluralismus. Vom Wohlfahrtsstaat zur Wohlfahrtsgesellschaft*. Opladen 1996.

Felgentreff Ruth, *Das Diakoniewerk Kaiserswerth 1836-1998. Von der Diakonissenanstalt zum Diakoniewerk – ein Überblick*. Düsseldorf 1998.

Felgentreff Ruth, *Freudenstadt 1968 – neue Entwürfe schwesternschaftlichen Lebens – Versuch einer Interpretation*, in: Jochen Christoph Kaiser/ Rajah Scheepers (Hg.), *Dienerinnen des Herrn. Beiträge zur weiblichen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert*, Leipzig 2010.

Fetz Anita, *Ein Schritt in die Öffentlichkeit. Sozialarbeit der bürgerlichen Frauenbewegung der deutschsprachigen Schweiz um die Jahrhundertwende*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* (Band 34) Heft 3, *Frauen: Zur Geschichte weiblichen Arbeits- und Lebensbedingungen in der Schweiz*, 1984, 398-409.

Fischer Wolfram, *Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichte*. in: *Soziologie des Lebenslaufs* (Hg.) Kohli Martin. Darmstadt 1978, 311-335.

- Fisher Kate, Birth Control, Sex and Marriage in Britain 1918-1960. Oxford 2006
- Flick Uwe et al. (Hg.), Handbuch qualitative Sozialforschung, Weinheim 2012.
- Fliedner Theodor, Diakonissen-Liederbuch. Kaiserswerth 1857.
- Franke Edith/Matthiale Gisela et al. (Hg.), Frauen Leben Religion. Ein Handbuch empirischer Forschungsmethoden, Stuttgart 2002.
- Freud Sigmund, „Erinnern, Wiederholen, durcharbeiten“ in: ders., Gesammelte Werke, hg. Von Anna Freud u. a. Bd. 10., 6. Aufl., Frankfurt am Main 1973.
- Fried Johannes, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorie, München 2004.
- Friedrich Norbert, Überforderte Engel? Diakonissen als Gemeindeschwestern im 19. und 20. Jahrhundert, in: Braunschweig Sabine (Hg.), Pflege – Räume, Macht und Alltag. Beiträge zur Geschichte der Pflege, Zürich 2006, 85-94.
- Friedrich Norbert/Wolff Martin (Hgs.), Diakonie in Gemeinschaft. Perspektiven gelingender Mutterhaus-Diakonie, Neukirchen-Vluyn 2011.
- Fritsch Alfred, Die Schwesternschaft. Zur Sozialgeschichte der weiblichen Berufs- und Krankenpflege in der Schweiz 1850-1930, Zürich 1990.
- Furrer Daniel. Kliniken und Krankenpflege, in: Die St. Anna-Schwestern, Geschichte einer Gemeinschaft, 110-143, 115.
- Gabriel Karl, Caritas und Sozialstaat unter Veränderungsdruck. Analysen und Perspektiven, Münster 2007.
- Gatz Erwin (Hg.), Caritas und soziale Dienste. Freiburg 1996.
- Gause Ute, Geschlecht als Kategorie. Was leistet eine feministische Perspektive für die Kirchengeschichte? Ein Diskussionsbeitrag, in: Doering-Manteuffel Anselm / Nowak Kurt (Hg.), Kirchliche Zeitgeschichte. Urteilsbildung und Methoden, Stuttgart 1996, 164-179.
- Gause Ute, Frauen und Frömmigkeit im 19. Jahrhundert: Der Aufbruch in die Öffentlichkeit, in: Ehmer Hermann/Sträder Udo (Hg.), Beiträge zur Geschichte des württembergischen Pietismus, Göttingen 1998, 309-327.
- Gause Ute/Paulus Julia, Evangelische und katholische Gender-Forschung im Überblick, in: Gause Ute/Heller Barbara/ Kaiser Jochen Christoph (Hg.), Starke fromme Frauen? Eine Zwischenbilanz konfessioneller Frauenforschung heute, Hofgeismar 2000, 5-23.
- Gause Ute, Frauen entdecken ihren Auftrag! Neue Erträge diakonischer Frauenforschung, in: Coenen-Marx Cornelia (Hg.), Ökonomie der Hoffnung. Impulse zum 200. Geburtstag von Theodor und Friederike Fliedner, Düsseldorf 2001, 75-92.
- Gause Ute, Bürgerliches Frauenideal und christliche Frauenemanzipation, in: Wilmes Hermann (Hg.), Materialien Handbuch Geschichte, Bd. 4: Staat und Nation im 19. Jahrhundert, Köln 2001, 123-128.

Gause Ute, Friederike Fliedner und die „Feminisierung des Religiösen“ im 19. Jahrhundert, in: Friedrich Martin/Friedrich Norbert, et al. (Hg.), Sozialer Protestantismus im Vormärz, Münster 2001, 123-128.

Gause Ute, Protestantismus und Frauenfrage, in: Wilmes Hermann (Hg.), Materialien Handbuch Geschichte, Bd. 4: Staat und Nation im 19. Jahrhundert, Köln 2001, 79-86.

Gause Ute, Dienst und Demut. Diakoniegeschichte als Geschichte christlicher Frauenbilder, in: Fuhrmann Siri/Pahl Irmgard/Geldbach Erich (Hg.), Soziale Rollen von Frauen in Religionsgemeinschaften, Münster 2003, 65-83.

Gause Ute und Lissner Cordula, Kosmos Diakonissenhaus. Geschichte und Gedächtnis einer protestantischen Frauengemeinschaft. Leipzig 2005.

Gause Ute, Kirchengeschichte und Genderforschung, Tübingen 2006.

Gees Thomas, Die Schweiz im Europäisierungsprozess. Wirtschafts- und gesellschaftspolitische Konzepte am Beispiel der Arbeitsmigration-, Agrar- und Wissenschaftspolitik, Zürich 2006.

Germann Urs, Eingliederung von Rente. Behindertenpolitische Weichenstellungen und die Einführung der schweizerischen Invalidenversicherung, Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 58, 2008, 178-197.

Gilomen Hansjörg, Guex Sébastien, Studer Brigitte (Hg.), Von der Barmherzigkeit zur Sozialversicherung, Zürich 2002.

Glaser Barney/Strauss Anselm, The Discovery of Grounded Theory. Strategies for qualitative research, Chicago 1967/Dies., Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Bern 1998.

Gorski Philip S., The Disciplinary Revolution: Calvinism and The Rise of the State in Early Modern Europe. Chicago 2003.

Greimer Alexander, Sex-Gender Differenz, 2013.

Gugglberger Martina, „Ich wollte immer nach Afrika“. Lebensgeschichten deutschsprachiger Missionsschwestern nach 1945, phil. Dissertation, Universität Salzburg 2009.

Habermas Rebekka, Weibliche Religiosität – oder: Von der Fragilität bürgerlicher Identitäten in: Tenfelde Klaus/Wehler Hans-Ulrich (Hg.), Wege zur Geschichte des Bürgertums. Vierzehn Beiträge, Göttingen 1994, 125-148.

Halbwachs Maurice, Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt am Main, 1985.

Harris Bernhard, The origins of the British welfare state society, state and social welfare in England and Wales. Hampshire, New York 2004.

Harris Bernhard and Bridgen Paul, Introduction. The „Mixed Economy of Welfare“ and the Historiography of Welfare Provision. in: Harris Bernhard, Bridgen Paul (Hg.), Charity and Mutual Aid in Europe and North America since 1800 New York 2007, 1-18.

Hartewig Karin, „Wer sich in Gefahr begibt, kommt [nicht] darin um“ – sondern macht eine Erfahrung!“, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster 1994, 110-124.

Hausen Karin, Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. in: Conze Werner (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen (Industrielle Welt, Bd. 21), Stuttgart 1976, 367-393.

Hauch Gabrielle, „Wir, die viele Geschichten haben...“ Zur Genese der historischen Frauenforschung im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontext. in: Gehmacher Johanna und Mesner Maria (Hg.), Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven Querschnitte, Bd. 14, Innsbruck 2003, 21-35.

Haumann Heiko, Geschichte, Lebenswelt, Sinn. Über die Interpretation von Selbstzeugnissen, in: Anfang und Grenzen des Sinns. Hilmer Brigitte, Lohmann Georg, Wesche Tilo (Hg.), Weilerswist 2006, 42-54.

Haumann Heiko, Mäder Ueli, Erinnern und erzählen. Historisch-sozialwissenschaftliche Zugänge zu lebensgeschichtlichen Interviews. In: Lebenswelten und Geschichte zur Theorie und Praxis der Forschung, Wien, Köln, Weimar 2012, 96-105.

Hausen Karin, Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: neue Forschungen Conzé Werner (Hg.), (Band 21), Stuttgart 1976.

Hauser Julia, German Religious Women in Late Ottoman Beirut. Competing Missions. in: Murre-van den Berg Heleen L. (Ed.) Studies in Christian Mission, Volume 45, Leiden, Boston 2015.

Heckmann Friedrich, „Interpretationsregeln zur Auswertung qualitativer Interviews und sozialwissenschaftlich relevanter ‚Texte‘. Anwendungen der Hermeneutik für die empirische Sozialforschung“, in: Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hg.), Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten, Opladen 1992, 142-167.

Heim Urs F. A., Leben für Andere. Die Krankenpflege der Diakonissen und Ordensschwwestern in der Schweiz, Basel 1988.

Heinze Thomas, Qualitative Sozialforschung. Einführung, Methodologie und Forschungspraxis, München/Wien 2001.

Heinzmann Claudia, Ausbildung und Arbeitssituation des Betreuungspersonals in stationären, intermediären und ambulanten Einrichtungen. in: Gute Betreuung im Alter in der Schweiz. Eine Bestandsaufnahme. Hg. Carlo Knöpfel et al. (Hg.) Zürich 2018.

Henkelmann Andreas/Jähnichen Traugott/Kaminsky Uwe/Kunter Katharina (Hg.), „Abschied von der konfessionellen Identität?“ Diakonie und Caritas in der Modernisierung des deutschen Sozialstaates seit den sechziger Jahren, in: Konfession und Gesellschaft, Beiträge zur Zeitgeschichte, Band 46, Stuttgart 2012.

Herren-Oesch Madeleine, Internationale Organisationen seit 1865. Eine Globalgeschichte der internationalen Ordnung, Darmstadt 2009.

- Hoch Fritz, Das Verhältnis von Diakonie zu Kirche und Staat, Schweiz, in: Diakonia, Schriftenreihe der Internationalen Föderation Diakonia Nr. 1, Zürich 1952.
- Hockerts Hans Günther, Zugänge zur Zeitgeschichte. Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft, in: aus Politik und Zeitgeschichte Jg. 28 (2001), 15-31.
- Hoffmann Kaline, „Die Erfahrung der ‚anderen Welt‘: Polinnen in Polen im GULag, 1939-1942“, in: Studer Brigitte/Haumann Heiko (Hg.), Stalinistische Subjekte. Individuum und System in der Sowjetunion und der Komintern, 1929-1953, Zürich 2006.
- Honegger Claudia, Liebig Brigitte, Wecker Regina (Hg.), Wissen Gender, Professionalisierung. Historisch-soziologische Studien, Zürich 2003.
- Höpflinger François und Hugentobler Valérie, Familiale, ambulante und stationäre Pflege im Alter -- Perspektiven für die Schweiz. Bern 2005.
- Huggenberg Frieda, Frauen dienen der Heimat, Zürich 1953
- Hummel Karl-Joseph, Kösters Christoph (Hg.), Kirche, Krieg und Katholiken. Geschichte und Gedächtnis im 20. Jahrhundert. Freiburg im Breisgau 2014.
- Jaeger Hans, Generationen in der Geschichte. Überlegungen zu einer umstrittenen Konezption. in: Geschichte und Gesellschaft, 3. Jahrg., Heft 4, 1977.
- Janovick Nancy, Oral History and ethical practice. Towards effective politics and procedures. In: Journal of Academic Ethics (2006) 4, 157-174.
- Jenzer Sabine, Die „Dirne“, der Bürger und der Staat. Private Erziehungsheime für junge Frauen und die Anfänge des Sozialstaates in der Deutschschweiz, 1870er bis 1930er Jahre, Köln, Weimar, Wien 2014.
- Joris Elisabeth und Witzig Heidi, Die Ewigen Töchter oder die verpasste Revolution: Überlegungen zur Entwicklung der „Töchterberufe“, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte (Band 34) Heft 3, Frauen: Zur Geschichte weiblichen Arbeits- und Lebensbedingungen in der Schweiz, 1984, 357-362.
- Jüttemann Gerd/Thomae Hans (Hg.), Biographische Methoden in den Humanwissenschaften, Weinheim/Basel 1999.
- Kägi J.J., Ezer Eben. Das Diakonissenhaus Riehen 1852-1902, Riehen 1902.
- Kahl Sigrun, The Religious Roots of Modern Poverty Policy: Catholic, Lutheran and Reformed Protestant Traditions Compared. In: European Journal of Sociology 1 (2005), 91-126.
- Käppeli Silvia, Vom Glaubenswerk zur Pflegewissenschaft. Geschichte des Mit-Leidens in der christlichen, jüdischen und freiberuflichen Krankenpflege, Zürich 2004.
- Kaufmann Anja, Wandel der Berufe im Gesundheitswesen. Auswirkungen der Bildungsreformen auf über 50 Gesundheits- und Sozialberufe, Zürich 2010.
- Kellerhals Doris, Seiler Lukrezia, Stuber Christine. Zeichen der Hoffnung – Schwesterngemeinschaft unterwegs, Basel 2002.

Van Kersbergen Kees/Manow Philip (Hg.), Religion, Class Coalitions, and Welfare States. Cambridge 2009.

King Steven, Stewart John, Welfare Peripheries. The Development of Welfare States in Nineteenth and Twentieth Century Europe, Bern 2007.

Köser Silke. „Denn eine Diakonisse darf kein Alltagsmensch sein“ – kollektive Identitäten Kaiserswerther Diakonissen 1836-1914. Leipzig 2006, 75-108.

Knellwolf Ulrich, Lebenshäuser. Vom Krankenasyll zum Sozialunternehmen – 150 Jahre Diakoniewerk Neumünster, Zürich 2007.

Knüssi, Sr. Ruth (Leiterin Schwesterngemeinschaft Ländli), Diakonie und Spiritualität im Spannungsfeld in unserer Gemeinschaft in: 39. Kaiserswerther Generalkonferenz, 151.

Kreutzer Susanne, Arbeits- und Lebensalltag evangelischer Krankenpflege. Organisation, soziale Praxis und biographische Erfahrungen, 1945-1980, Osnabrück 2014.

Kreutzer Susanne, Alltag und Organisation evangelischer Krankenpflege. Care in historischer Perspektive, 1950-1980, in: Brandenburg Hermann/Kohlen Helen (Hg.), Gerechtigkeit und Solidarität im Gesundheitswesen, Stuttgart 2011.

Kreutzer Susanne, Nursing Body an Soul in the Parish. Lutheran Deaconess Motherhouses in Germany and the United States, in: Nursing History Review, Jg. 18(2010), 134-150.

Kreutzer Susanne, Freude und Last zugleich. Zur Arbeits- und Lebenswelt evangelischer Gemeindeschwestern in Westdeutschland, in: Hähner-Rombach Sylvelyn (Hg.), Alltag in der Krankenpflege. Geschichte und Gegenwart/Everyday Nursing Life. Past and Present, Stuttgart 2009, 81-99.

Kreutzer Susanne, Gemeindepflege in Westdeutschland. Alltag und soziale Praxis am Beispiel des Diakonissenmutterhauses der Henriettenstiftung, in: Thiekötter Andrea/Recken Heinrich/Schoska Manuela et al. (Hg.), Alltag in der Pflege. Wie machten sich Pflegenden bemerkbar? Beiträge des 8. Internationalen Kongresses zur Geschichte der Pflege, Frankfurt a. M. 2009, 161-176.

Kreutzer Susanne, Vom Liebesdienst zum modernen Frauenberuf. Reform der Krankenpflege nach 1945, Frankfurt a. M. 2005.

Krimm Herbert, Quellen zur Geschichte der Diakonie. Bd. 2: Reformation und Neuzeit. Stuttgart 1963, 211-217.

Kuckartz Udo, Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim 2012.

Kuhn Thomas, Schneider Bernhard. Vorwort zur Reihe Religion – Kultur – Gesellschaft. Studien zur Kultur- und Sozialgeschichte des Christentums in Neuzeit und Moderne, in: Maurer Michaela/Schneider Bernhard (Hg.), Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit“, Berlin 2013, 9-10.

Kumbruck Christel, Diakonische Pflege im Wandel. Nächstenliebe unter Zeitdruck, Berlin 2009.

Kunter Katharina, Abschied von der selbstlosen Schwester. Gender, Diakonie und Caritas in den langen 60er Jahren. in: Henkelmann Andreas et al. (Hg.): Abschied von der konfessionellen Identität? Diakonie und Caritas in der Modernisierung des deutschen Sozialstaates seit den sechziger Jahren. Stuttgart 2012. 44-55, hier 47-50.

Lamnek Siegfried, Qualitative Sozialforschung, Weinheim ⁴/2005.

Lang R./Comtesse M., Unserer Krankenpflege in Gegenwart und Zukunft , 1959.

Leimgruber Matthieu/Lengwiler Martin (Hg.), Umbruch an der inneren Front. Krieg und Sozialpolitik in der Schweiz, 1938-1948, Zürich 2009.

Leimgruber Matthieu, Solidarity without de State? Business and the Shaping oft he Swiss Welfare State, 1890-2000, New York 2008

Lengwiler Martin, Risikopolitik im Sozialstaat. Die Schweizerische Unfallversicherung 1870-1970, Köln 2006.

Lengwiler Martin, Transfer mit Grenzen: das „Modell Deutschland“ in der schweizerischen Sozialstaatgeschichte 1880-1950, in: Kreis G., Wecker R. (Hg.), Deutsche Deutschland aus Schweizer Perspektiven, Basel 2007, 47-66.

Lengwiler Martin, Fürsorge, Selbsthilfe oder Sozialversicherungen? Die Entwicklung des Sozialstaats aus der Sicht der organisierten Gemeinnützigkeit, 1800-1950, in: Beatrice Schumacher et al., Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800, Zürich 2010, 255-276.

Leo Annette und Maubach Franka (Hg.), Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk. Mit einem Nachwort von Lutz Niethammer, Göttingen 2013.

Leuch-Reineck Annie, Die Frauenbewegung in der Schweiz. Zürich und Leipzig, 1928.

Lietdke Rainer, Weber Klaus (Hg.). Philanthropie und Religion in den europäischen Zivilgesellschaften: Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 2009, 28-54.

Lissner Cordula, „Alles konnten wir Ihnen natürlich nicht erzählen“ – Oral History als Forschungsmethode in der Diakoniegeschichte, in: Jochen-Christoph Kaiser/Rajah Scheepers (Hg.), „Dienerinnen des Herrn“. Beiträge zur weiblichen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert, Leipzig 2010, 83-101.

Luchsinger Christine, Sozialstaat auf wackeligen Beinen. Das Jahrzehnt der AHV, in: Blanc Jean Daniel/Luchsinger Christine (Hg.), Achtung die 50er Jahre. Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit, Zürich 1994, 51-70.

Maeschi Jürg, Kommentar zum Bundesgesetz über die Militärversicherung (MVG), vom 19.Juni 1992, Bern 2000. Und vgl. Morgenthaler W. Militärversicherung, in: Handbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, Bern 1939, 179-80.

Malchau Dietz Susanne, Angels in nursing. Images of nursing sisters in a Lutheran context in the nineteenth and twentieth centuries. Nursing Inquiry 2007, 14 (4), 289-298.

Malchau Dietz Susanne, Nursing and history. Proceedings. First Danish History of Nursing Conference, Aarhus, 2009; Malchau Dietz Susanne. Women Religious and Nursing in the Renaissance. The Daughters of Charity and the Professionalization of Nursing, 2011.

Manow Philip, „The Good, the Bad and the Ugly“. Esping Andersens Sozialstaats-Typologie und die konfessionellen Wurzeln des westlichen Wohlfahrtsstaates. in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 54 (2002), 204-225.

Manow Philip, Plurale Wohlfahrtswelten. Auf der Suche nach dem europäischen Sozialmodell und seinen religiösen Wurzeln. in: Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften, 46 (2005), 207-233.

Manow Philip, Religion und Sozialstaat. Die konfessionellen Grundlagen europäischer Wohlfahrtsstaatsregime. Frankfurt 2008.

Manow Philip, Die konfessionelle Prägung des deutschen Wohlfahrtsstaats – Vergleich und Bestandesaufnahme. in: Sozialer Fortschritt, Berlin 2018 415-431.

Markowitsch Hans J./Welzer Harald, Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung, Stuttgart 2005.

Martkert-Wizisla Christiane, Elisabeth Malo. Pfaffenweiler 1997.

Matter Sonja, Der Armut auf den Leib rücken. Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Schweiz (1900-1960), Zürich 2011.

Maurer Michaela/Schneider Bernhard (Hg.), Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit“? Berlin 2013.

Metz Karl H., Die Geschichte der sozialen Sicherheit, Stuttgart 2008.

Metzger Franziska, Religion und Geschichte: Transformationen einer Verhältnisgeschichte, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 59 (2009).

Mangion Carmen, Women, Religion and Medical Care in Victorian Britain, Manchester 2008.

Mommertz Monika und Opitz-Belakhal Claudia (Hg.), Das Geschlecht des Glaubens. Religiöse Kulturen Europas zwischen Mittelalter und Moderne. Frankfurt am Main 2008.

Moser Julia, Der schweizerische Wohlfahrtsstaat, Frankfurt am Main 2008.

Müller Margrit, Woitek Ulrich, Wohlstand, Wachstum und Konjunktur, in: Helbeisen P., Müller, M., Veyrasset B. (ed.), Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, 2012, 91-222.

Niethammer Lutz, Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis: die Praxis der Oral History. 1985.

Niethammer Lutz (Hg.), Lebenserfahrungen und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt 1985.

Niethammer Lutz/von Plato Alexander (Hg.), Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet. 1930-1960. 3bde. Berlin Bonn 1983-85.

Nolte Karen, „Eine heilige Schar einheimischer Missionarinnen“ – Diakonissen in der Gemeindepflege im 19. Jahrhundert, in: Thierkötter Andrea/Recken Heinrich/Schoska Manuela et al. (Hg.) Alltag in der Pflege. Wie mach(t)en sich Pflegende bemerkbar?, Frankfurt a. M. 2009, 139-160.

Nolte Karen/Kreutzer Susanne, Seelsorgerin im Kleinen – Krankenseelsorge durch Diakonissen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Zeitschrift für medizinische Ethik 56/2010, 45-56.

Nolte Karen, „Eine heilige Schar einheimischer Missionarinnen“ – Diakonissen in der Gemeindepflege im 19. Jahrhundert, in: Thierkötter Andrea/Recken Heinrich/Schoska Manuela et al. (Hg.) Alltag in der Pflege. Wie mach(t)en sich Pflegende bemerkbar?, Frankfurt a. M. 2009, 139-160.

Oakley Ann, Sex, Gender and Society (towards a NEW Society). London: Maurice Temple Smith Ltd. 1972.

Obertreis Julia (Hg.), Oral History. Basistexte Geschichte, Stuttgart 2012.

Opitz-Belakhal Claudia, Geschlechtergeschichte, Frankfurt/New York 2010.

Pachlatko Hans, Die Besonderheit der Schweizerischen Mutterhäuser. In: Übergänge. Mutterhaus, Bonn 1984.

Perks Robert / Thomson Alistair (Hg.), The Oral History Reader, London/New York 2000.

von Plato Alexander, Erfahrungsgeschichte – von der Etablierung der Oral History, in: Jüttemann Gerd / Thomae Hans (Hg.), Biographische Methoden in den Humanwissenschaften, Weinheim/Basel 1999.

von Plato Alexander, „Janus als Zeuge“? Zeitzeugen-Erinnerung und das Problem der „Verdrängung“, in: Horch und Guck (2006), Nr. 2, 1-5.

Portelli Alessandro, The Battle of Valle Giulia: Oral History and the Art of Dialogue. Wisconsin 1997.

Portelli Alessandro, What makes Oral History different, in: Robert Perks/Alistair Thomson (Hg.), The Oral History Reader. Second Edition, London/New York 2006.

Ratschiller Linda/Wetjen Karolin (Hg.), Verflochtene Mission, Köln Weimar 2018.

Reichertz Jo, Sequenzanalyse 2011 (online).
(https://sagw.ch/fileadmin/redaktion_sagw/dokumente/Veranstaltungen/2011/Methode_nfestival/SequenzanalyseReichertzWilz.pdf)

Reichertz Jo, Die Abkution in der qualitativen Sozialforschung. Opladen 2005.

Reiter Margrit, Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis, Innsbruck/Wien/Bozen 2006.

Rennstich Karl, „...nicht jammern, Hand anlegen!“ Christian Friedrich Spittler sein Werk und Leben, Metzingen 1987.

Ricoeur Paul, „Gedächtnis – Vergessen – Geschichte“, in: Müller, Rüsen (Hg.), Historische Sinnbildung, 433-454, ders., Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern – Vergessen – Verzeihen, Göttingen 1998.

Riley Denise, „Does Sex Have a History?“ in: Joan Wallach Scott (Hg.) Feminism and History (Oxford readings in feminism), Oxford 2006, 1-13

Ritter Hans Jakob, Psychiatrie und Eugenik. Zur Ausprägung eugenischer Denk- und Handlungsmuster in der schweizerischen Psychiatrie, 1850-1950, Zürich 2009

Rosenthal Gabriele, Historische und familiale Generationenabfolge. in: Kohli M. et al. (Hg.), Generationen in Familie und Gesellschaft, Opladen 2000.

Rosenthal Gabriele, Interpretative Sozialforschung, eine Einführung, Weinheim, München 2008.

Roth Sabina, Arbeit am Pflegewissen. Ausbilden, entwickeln und forschen an der Krankenpflegeschule Zürich 2010.

Rubin Gayle, Der Frauentausch: Zur „politischen Ökonomie“ von Geschlecht. in: Dietze Gabriele/ Hark Sabein (Hg.), Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie, Königstein 2006, 69-122

Rüschemeyer Dietrich, Professionalisierung. Theoretische Probleme für die vergleichende Geschichtswissenschaft, in: Geschichte und Gesellschaft, 6. Jg., 1980

Schär Regula, Diakonissen in der Ostschweiz, TVZ Zürich 2018.

Scheepers Rajah, Transformationen des Sozialen Protestantismus. Umbrüche in den Diakonissenmutterhäuser des Kaiserswerther Verbandes nach 1945, Stuttgart 2016.

Schlatter Dora, Barmherzige Kirche. Geschichte der Diakonissenhäuser in der Schweiz, Bern 1944.

Schmid Ulrich, Ichentwürfe: die russische Autobiographie zwischen Avvakum und Gercen, Zürich 2000.

Schmidt Jutta, Die „Diakonissenfrage“ im Deutschen Kaiserreich. in: Strohm Theodor/ Thierfelder Jörg (Hg.): Diakonie im Deutschen Kaiserreich (1871-1918). Neuere Beiträge zur diakoniegeschichtlichen Forschung. Heidelberg 1995. 308-329.

Schneider Bernhard, Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein edler Wettkampf der Barmherzigkeit? Einleitung und Zwischenbilanz. in: Maurer Michaela /Schneider Bernhard (Hg.), Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit“? Berlin 2013.

Schöttler Peter, „Histoire totale“ in: Stefan Jordan (Hg.), Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe, Stuttgart 2002.

Schranz Lydia, Oberin Sophie Wurstemberger, wer war sie? Vortrag im Jubiläumsjahr 2009, zum 200. Geburtstag unserer Gründerin, Stiftung Diakonissenhaus Bern, 2009.

Schreier Magrit, Qualitative content analysis in practice, London 2012.

Schröder Iris, „Arbeiten für eine bessere Welt.“ Frauenbewegung und Sozialreform 1890-1914, Frankfurt 2001.

Schroeder Wolfgang, Konfessionelle Wohlfahrtsverbände im Umbruch. Fortführung des deutschen Sonderwegs durch vorsorgende Sozialpolitik?, Wiesbaden 2017.

Schulze Winfried, „Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in in der Geschichte?“, in: Lundt Bea/Reimöller Helma (Hg.), Von Aufbruch und Utopie, Köln usw., 1992, 417-450.

Schumacher Beatrice et al., Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800, Zürich 2010.

Schütze Fritz, Biographieforschung und narratives Interview. Neue Praxis 13 (1983) 283-293.

Schwegler Daniela/Bosshard-Kälin Susann, Unter der Haube. Diakonissen erzählen aus ihrem Leben, Frauenfeld 2011.

Schütz Alfred, Luckmann Thomas, Strukturen der Lebenswelt Band 1, Frankfurt am Main 2017.

Seglias Loretta, Leuenberger Marco, Geprägt fürs Leben. Lebenswelten fremdplatzierter Kinder in der Schweiz im 20. Jahrhundert, Zürich 2015.

Siegrist Hannes, Bürgerliche Berufe. Die Professionen und das Bürgertum, in: Siegrist Hannes (Hg.), Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich, Göttingen 1988, 11-48.

Söhner Felicitas, Methodische Problemfelder und ethische Implikationen der zeitzugebasierten Historiographie. Ein Erfahrungsbericht. in: BIOS, Jg. 30 (2017), Heft 1/2, 273-289.

Stephan Anke, Erinnertertes Leben: Autobiographien, Memoiren und Oral History Interviews als historische Quelle, in: Digitales Handbuch zur Geschichte und Kultur Russlands und Osteuropas, München 2005.

Stiftung Diaconis Bern. Ich würde schon gehen. Berner Diakonissen erzählen, Bern 2011.

Stoler Ann Laura/Cooper Frederick, Between Metropole and Colony: Rethinking Research Agenda, in: dies. (Hg.), Tensions of Empire, Berkley 2001, 1-56. Im Sinne der Mission: Marten Michael, Re-Imaging “Metropole” and „Periphery” in Mission History, in: Nielssen Hilde/Okkenhaug Inger Marie/ Hestad Skeie Karina (Hg.), Protestant Missions and Local Encounters in the Nineteenth and Twentieth Centuries. Unto the Ends of the World. London/Boston 2011, 293-315.

Straub Jürgen, Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs in: Assman Aleida und Frieze Heidrun (Hg.): Identitäten, Frankfurt am Main 1998.

Strauss Anselm/Corbin Juliet, Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung, Weinheim 1996.

Stuber Christine, Sophie von Wurstemberger (1809-1878), in: Aderheid M. von Hauff (Hg.) Frauen gestalten Diakonie. Vom 18. Bis zum 20. Jahrhundert, Stuttgart 2006, 220-235.

Studer Brigitte, Soziale Sicherheit für alle? Das Projekt Sozialstaat. In: Studer Brigitte (Hg.) Etappen des Bundesstaates. Staats- und Nationsbildung der Schweiz 1848-1998. Zürich 1998. 156-186.

Studer Brigitte, Ökonomie der sozialen Sicherheit, in: Halbeisen Patrick/Müller Martin /Béatrice Veyrassat (Hg.), Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, Basel 2012, 923-974.

Tabin Jean-Pierre et al., Temps d'assistance. L'assistance publique en Suisse romande de la fin du XIXe siècle à nos jours, Lausanne 2010.

Thiessen Malte, Gedächtnisgeschichte. Neue Forschungen zur Entstehung und Tradierung von Erinnerungen, in: Archiv für Sozialgeschichte, 48 (2008), 607-634.

Thompson Paul. R., The Voice of the past. Oral History, New York 1988.

Unger et al. (Hg.), Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Reflexivität, Perspektiven, Positionen, Berlin 2014.

Ute Daniel, Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, 3., verb. Aufl., Frankfurt am Main, 2002, 372. Und vgl. Hagner Michael. Ansichten der Wissenschaftsgeschichte, in: Hagner Michael (Hg.), Ansichten der Wissenschaftsgeschichte, Frankfurt am Main 2001, 7-39

Vierhaus Rudolph, Rekonstruktion historischer Lebenswelten: Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, Göttingen 1995.

Vorburger-Bossart Esther, Lebensgeschichten von religiösen Frauen im 20. Jahrhundert. Eine Analyse identitätsgeschichtlicher Themen, Zürich 2020.

von Plato Alexander, Oral History und Biografie-Forschung als „Verhaltens- und Erfahrungsgeschichte“: eine wissenschaftsgeschichtliche Skizze. In: Mitteilungsblatt des Instituts für sozial Bewegungen /Heft 45 (2011).

Walser Martin, Reden über Deutschland, Frankfurt 1989.

Weber Elsy, Die Emanzipation der Frau in ihrer Auswirkung auf eine christliche Lebensgemeinschaft. in: Übergänge. Mutterhaus, Bonn 1984, 18-32.

Wecker Regina/Studer Brigitte/Sutter Gaby. Die „schutzbedürftige Frau“. Zur Konstruktion von Geschlecht durch Mutterschaftsversicherung, Nachtarbeitsverbot und Sonderschutzgesetzgebung. Zürich 2001.

Weigelt Horst, Die Diasporaarbeit der Herrenhuter Brüdergemeinde und die Wirksamkeit der Deutschen Christentumsgesellschaft im 19. Jahrhundert, in: Gäbler Ulrich, Geschichte des Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, Bd. 3, Göttingen 2000, S. 113-149.

Welzer Harald, Die Medialität des menschlichen Gedächtnisses, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 1/2008, 15-27.

Welzer Harald, Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München (3. Auflage) 2011

Wendt Wolf Rainer, Geschichte der sozialen Arbeit. Bd. 1: Die Gesellschaft vor der sozialen Frage. 5. Aufl. Stuttgart 2008, hier 467-518.

Wierling Dorothee, Oral History, in: Maurer Michael (Hg.) Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft. Stuttgart 2003, 81-151.

Wierling Dorothee, Das „Feuersturm“-Projekt. Eine interdisziplinäre Erfahrung aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft, in: Lamparter Ulrich et. al. (Hg.). Zeitzeugen des Hamburger Feuersturms 1943 und ihre Familien. Göttingen 2013.

Wilder Gary, From Optic to Topic. The Foreclosure Effect of Historiographic Turns, in: American Historical Review, 117, 3, 2012, 723-745.

Winkler Kerstin, Konkurrenz oder Hilfe? Zur Rolle der Freien Hilfsschwesternschaften in der Mutterhausdiakonie, in: Kuhlemann Frank-Michael, Schmuhl Hans-Walter (Hg.), Beruf und Religion im 19. Und 20. Jahrhundert. Band 26. Stuttgart 2003, 210-226.

Wolff Hedwig, Frauentdienst in der Kraft Gottes. Geschichte der weiblichen Diakonie, Basel 1951.

Zacher H.F., Der Sozialstaat als Prozess, in: Abhandlung zum Sozialrecht, V. Maydell B. Baron und Eichenhofer E.(Hg.) Heidelberg 1993, 73-93.

Zerull Lisa, Nursing out of the parish. A history of the Baltimore Lutheran Deaconesses 1893-1911, Umi 2011.

Internetseiten und Nachschlagewerke

Allgemeine Deutsche Biographie 42 (1897), S. 775-780 (Online-Version) (Stand: 09.10.17): <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11863223X.html#adbcontent>

Care-Arbeit: Mehr Wertschätzung und Anerkennung von Pflege- und Betreuungsarbeit. Grundlagenpapier des VPOD. Online (Stand: 22.05.2020): https://vpod.ch/downloads/infoblaetter-bildung_frauen/care-arbeit-grundlagen.pdf

Christ Thierry, Fürsorge, in: HLS online (Stand: 19.09.2018) <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D25809.php>

Conzemius Victor, Theodosius Florentini. in: HLS online (Stand: 09.10.17): <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D9021.php>

Degen Bernhard, Soziale Frage, in: HLS online (Stand: 20.09.18) <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16092.php>)

Degen Bernhard, Soziale Sicherheit in: HLS online (Stand: 19.09.2018) <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16318.php>

Degen Bernhard, Sozialstaat, in: HLS online (Stand: 20.09.2018): <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D9932.php>

Dehnavi Morvarid, Frauenbewegungen in Deutschland (2016). In: Gender Glossar / Gender Glossary unter (Stand: 17. Oktober 2019): <http://gender-glossar.de>

Droux, Joëlle, Pflegepersonal, in: HLS online (Stand 09.11.2020), Version vom 11.01.2011, übersetzt aus dem Französischen. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016316/2011-01-11/>

Gäbler, Ulrich, Erweckungsbewegungen, in: HLS online (Stand 13.11.2020) Version vom 23.03.2011. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011425/2011-03-23/>

Jenkins Paul, Basler Mission, in: HLS online (Stand: 20.09.2018): <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D45256.php>

Kuhn Thomas, Diakonissen. in: HLS online (Stand: 22.11.15): URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11530.php>

Valsangiacomo Enrico, Walter Sahli, in: HLS online: (Stand: 01.08.20). <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/049123/2009-12-10/>

Wolfisberg Carlo, Sozialarbeit in HLS online (Stand: 19.09.2018): <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16606.php>

Website Social Security Administration, Social Security History (Stand:19.12.2018): www.ssa.gov/history

www.bethanien.ch/content/buckhauserstrasse (Stand: 23.Februar 2013)

www.diakonissen-riehen.ch (Stand: 19.02.2018)

Die Gesundheits- und Krankenpflege des SRK. (Stand: 20.09.2018) <https://geschichte.redcross.ch/ereignisse/ereignis/die-gesundheits-und-krankenpflege.html>

www.saronsbund.ch (Stand: 19. 02.2018)

Spitäler (Stand: 15.7.22). online: <https://www.geschichtedersozialensicherheit.ch/institutionen/kantonale-lokale-und-private-institutionen/spitaeler>

Zeitungsartikel

Ackermann Nadine, Schwester Marianne fürchtet nicht den Islam, sondern die Intoleranz, in: Zürichsee-Zeitung Obersee, 28. Februar 2011.

Meier Michael, Wer wird die erste Chefin einer Landeskirche? In: Tages-Anzeiger Montag, 2. November 2020.

Streeck Nina. Der gute und der strenge Geist der Krankensäle. In: NZZ am Sonntag 12. April 2020.

Sturzenegger Martin, Beten für die Prostituierten, in: Tages-Anzeiger, 4. März 2016.

3. Abkürzungsverzeichnis

ADB	Archiv Diakonissenhaus Bern
ADBB	Archiv Diakonissenhaus Bethesda Basel
ADBZ	Archiv Diakonissenhaus Bethanien Zürich
ADL	Archiv Diakonissenhaus Ländli Oberägeri
ADN	Archiv Diakoniewerk Neumünster Zollikerberg
ASB	Archiv Schwesternschaft Braunwald
AKR	Archiv Kommunität Riehen
ASU	Archiv Saronsbund Uznach
ASB	Archiv Steppenblüte Kommunität der Schwestern Basel
BA	Bundesarchiv
BSF	Bund Schweizerischer Frauenorganisation
CVJF	Christlicher Verein Junger Frauen
CVJM	Christlicher Verein Junger Männer
SDK	Sanitätsdirektorenkonferenz
SKI	Schweizerisches Krankenhausinstitut
SRK	Schweizerisches Rotes Kreuz
VESKA	Verband der Schweizerischen Krankenanstalten
WHO	Weltgesundheitsorganisation

VII. Anhang

1. Bildnachweis

Abb 1. Standorte der untersuchten Deutschschweizer Mutterhäuser und Schwesterngemeinschaften (eigene Darstellung)

2. Interviews

69 Interviews von Schwestern aus acht Gemeinschaften, aufgenommen zwischen September 2015 bis Juli 2016.

Die Ton und Transkriptionsdokumente befinden sich in den unten aufgeführten Diakonissenhäuser und Schwesterngemeinschaften und wurden von den Gemeinschaften eigens archiviert.

Diakonissenhaus Bern: (8 Interviews)

Nummer	Kohorte	Name	Geburtsdatum	Gemeinschaft	Datum, Dauer
041	A	Sr. E. H.	04.10.1933	Bern	13.11.2015, 1h 20
042	B	Sr. E. W.	23.04.1939	Bern	30.11.2015, 56 min
043	A	Sr. H. D.	13.09.1926	Bern	28.10.2015, 1h 02
058	A	Sr. M. F.	15.01.1934	Bern	28.10.2015, 40 min
059	C	Sr. R. A.	11.04.1947	Bern	13.11.2015, 43 min
048	B	Sr. R. F.	23.08.1941	Bern	28.10.2015, 1h 13
060	C	Sr. S. F.	25.04.1943	Bern	30.11.2015, 1h 06
040	A	Sr. K. W.	29.11.1929	Bern	13.11.2015, 1h 01

Diakonissenhaus Bethanien (1 Interview)

Nummer	Kohorte	Name	Geburtsdatum	Gemeinschaft	Datum, Dauer
069	B	Sr. E. K.	12.03.1939	Bethanien, Zürich	03.10.2016, 1h 10

Diakonissenhaus Ländli (17 Interviews)

Nummer	Kohorte	Name	Geburtsdatum	Gemeinschaft	Datum, Dauer
012	A	Sr. B. S.	10.08.1926	Ländli, Oberägeri	04.11.2015, 1h 04
017	C	Sr. D. T.	24.10.1946	Ländli, Oberägeri	25.11.2015, 1h 06
023	A	Sr. E. Ge.	13.10.1931	Ländli, Oberägeri	04.11.2015, 38 min
020	B	Sr. E. Gy.	06.10.1942	Ländli, Oberägeri	18.11.2015, 1h 01
013	B	Sr. E. R.	28.02.1936	Ländli, Oberägeri	02.12.2015, 27 min
019	B	Sr. H. S.	04.02.1934	Ländli, Oberägeri	25.11.2015, 1h 13
022	B	Sr. J. D.	11.09.1945	Ländli, Oberägeri	18.11.2015, 1h 07
018	B	Sr. M. F.	19.09.1932	Ländli, Oberägeri	02.12.2015, 56 min
014	B	Sr. M. H.	19.06.1942	Ländli, Oberägeri	09.12.2015, 1h 40
021	B	Sr. R. K.	10.05.1940	Ländli, Oberägeri	25.11.2015, 1h 08
016	B	Sr. U. R.	13.08.1937	Ländli, Oberägeri	02.12.2015, 1h 26
024	C	Sr. V. B.	27.11.1947	Ländli, Oberägeri	18.11.2015, 1h 02

015	B	Sr. V. M.	25.11.1941	Ländli, Oberägeri	09.12.2015, 1h 30
025	B	Sr. Y. F.	17.02.1948	Ländli, Oberägeri	09.12.2015, 1h 02
028	B	Sr. M. T.	30.10.1939	Ländli, Basel	11.01.2016, 1h 24
027	B	Sr. E. K.	30.07.1940	Ländli, Basel	11.01.2016, 1h 16
026	B	Sr. M. G.	30.03.1947	Ländli, Basel	15.02.2016, 1h 37

Saronsbund (2 Interviews)

Nummer	Koh orte	Name	Geburtsdatum	Gemeinschaft	Datum, Dauer
010	C	Sr. M. B.	24.11.1941	Saronsbund Uznach	28.09.2015, 1h 26
008	C	Sr. V. L.	03.02.1947	Saronsbund Uznach	13.10.2015, 52 min

Neumünster und Bergfrieden (17 Interviews)

Nummer	Koh orte	Name	Geburtsdatum	Gemeinschaft	Datum, Dauer
005	B	Sr. D. v. T.	11.05.1935	Bergfrieden, Braunwald	01.10.2015, 1h 06
004	C	Sr. H. V.	10.12.1934	Bergfrieden, Braunwald	22.10.2015, 44 min
011	A	Sr. H. P.	22.11.1928	Bergfrieden, Braunwald	15.10.2015, 1h 15
006	A	Sr. M. B.	19.02.1927	Bergfrieden, Braunwald	22.10.2015, 45 min
062	B	Sr. T. F.	21.12.1933	Bergfrieden, Braunwald	12.11.2015, 34 min
002	B	Sr. A. R.	19.01.1935	Neumünster, Zollikerberg	22.10.2015, 27 min
001	A	Sr. A. S.	15.01.1921	Neumünster, Zollikerberg	15.10.2015 22 min
007	A	Sr. E. T.	24.01.1917	Neumünster, Zollikerberg	01.10.2015 1h 19
009	A	Sr. E. S.	31.05.1924	Neumünster, Zollikerberg	15.10.2015, 1h 36
003	B	Sr. M. L. B.	10.06.1934	Neumünster, Zollikerberg	01.10.2015, 1h 10
063	A	Sr. A. B.	05.03.1934	Neumünster, Zollikerberg	01.10.2015, 56 min
064	B	Sr. E. W.	10.06.1932	Neumünster, Zollikerberg	12.11.2015, 35 min
065	B	Sr. E. K.	05.10.1937	Neumünster, Zollikerberg	19.11.2015, 1h 04
067	B	Sr. H. I.	16.12.1938	Neumünster, Zollikerberg	29.10.2015, 1h 01
068	B	Sr. K. K.	28.11.1938	Neumünster, Zollikerberg	29.10.2015, 59 min
066	B	Sr. L. H.	19.07.1939	Neumünster, Zollikerberg	12.11.2015, 48 min
061	C	Sr. M. M.	26.06.1944	Neumünster, Zollikerberg	19.11.2015, 1h 44

Diakonissenhaus Riehen (11 Interviews)

Nummer	Koh orte	Name	Geburtsdatum	Gemeinschaft	Datum, Dauer
031	B	Sr. E. M.	10.03.1933	Riehen, Basel	22.02.2016, 1h 43
033	B	Sr. U. R.	28.12.1943	Riehen, Basel	22.02.2016, 1h 47
035	A	Sr. H. R.	18.01.1927	Riehen, Basel	22.02.2016, 1h 26
030	B	Sr. A. P.	15.01.1939	Riehen, Basel	29.02.2016, 1h 22
037	B	Sr. E. S.	21.03.1928	Riehen, Basel	29.02.2016, 1h 06
034	C	Sr. E. H.	12.09.1952	Riehen, Basel	29.02.2016, 1h 22
036	C	Sr. K. J.	03.04.1947	Riehen, Basel	03.03.2016, 55 min
038	B	Sr. J. P.	02.12.1936	Riehen, Basel	03.03.2016, 1h 21
029	B	Sr. A. B.	24.06.1939	Riehen, Basel	03.03.2016, 1h
032	B	Sr. E. H.	11.03.1932	Riehen, Basel	10.03.2016, 1h 03
039	C	Sr. M. G.	14.04.1943	Riehen, Basel	10.03.2016, 1h 07

Diakonissenhaus Bethesda (9 Interviews)

Nummer	Kohorte	Name	Geburtsdatum	Gemeinschaft	Datum, Dauer
047	A	Sr. S. M.	03.02.1938	Bethesda, Basel	17.03.2016, 1h 01
049	B	Sr. V. H.	14.08.1941	Bethesda, Basel	17.03.2016, 1h 07
056	B	Sr. V. G.	20.06.1938	Bethesda, Basel	17.03.2016, 1h 08
044	B	Sr. A. G.	29.01.1930	Bethesda, Basel	29.03.2016, 48 min
069	B	Sr. E. S.	30.09.1934	Bethesda, Basel	29.03.2016, 1h 07
054	B	Sr. T. G.	04.06.1943	Bethesda, Basel	29.03.2016, 1h 03
046	B	Sr. E. K.	05.10.1932	Bethesda, Basel	21.04.2016, 1h 18
057	C	Sr. M. R.	17.11.1947	Bethesda, Basel	21.04.2016, 1h 31
045	C	Sr. E. M.	12.09.1946	Bethesda, Basel	21.04.2016, 1h 04

Steppenblüte (4 Interviews)

Nummer	Kohorte	Name	Geburtsdatum	Gemeinschaft	Datum, Dauer
050	C	Sr. M. A.	13.01.1950	Steppenblüte, Basel	28.07.2016, 1h 23
051	C	Sr. A. R.	02.07.1952	Steppenblüte, Basel	28.07.2016, 1h 10
052	C	Sr. E. S.	18.10.1951	Steppenblüte, Basel	28.07.2016, 58 min
053	C	Sr. B. S.	02.07.1965	Steppenblüte, Basel	28.07.2016, 1h 07

3. Anhang zur Durchführung der Interviews

A Personalblatt befragte Schwester

Gemeinschafts-Name:

Name und Ort der Gemeinschaft:

Adresse, wenn Wohnort ausserhalb der Gemeinschaft:

Ziviler Nach- und Vorname:

Geburtsdatum:

Heimatort(e)/Kanton:

Geburtsort/Kanton:

Konfession:

Schulbildung:

Berufsbildung vor dem Eintritt in die Gemeinschaft:

Ausgeübte(r) Beruf(e)/Tätigkeiten vor dem Eintritt in die Gemeinschaft:

Datum Einsegnung:

Ev. Übertritt aus einem anderen bzw. in eine andere Gemeinschaft: Wo? Wann?

Aus-, Zusatz- und Weiterbildungen nach dem Eintritt:

Tätigkeiten in Aussenstationen des Mutterhauses: Wo, welche, von wann bis wann?

Wo, welche, von wann bis wann?

Wo, welche, von wann bis wann?

Name der Eltern:

Geburtsjahr der Eltern: Mutter: Vater:

Todesjahr der Eltern: Mutter: Vater:

Ausbildung der Eltern:

Mutter: Vater:

Beruf/Tätigkeit der Eltern:

Mutter: Vater:

Name/Anzahl und Alter der Geschwister:

Ausbildung der Eltern:

Mutter: Vater:

Beruf/Tätigkeit der Eltern:

Mutter: Vater:

Name/Anzahl und Alter der Geschwister:

B Einverständniserklärung

A) Befragte Schwester

Die Schwester erklärt sich mit der Anonymisierung des Namens einverstanden.

Die Schwester erklärt sich mit dem gemeinsam für das Gespräch gewählten Pseudonym einverstanden. (Zuordnung einer Nummer)

Die Schwester erklärt sich mit der Transkription des Interviews einverstanden.

Die Schwester erklärt sich mit der zwischen der Mutterhausleitung und der Interviewerin vereinbarten Archivierung der (beiden gleichzeitig aufgenommenen) Tonbandaufnahmen, des transkribierten Interviews einverstanden.

Die Schwester erklärt sich einverstanden, gemeinsam vereinbarte Auszüge des transkribierten Interviews zu Publikationszwecken unter anonymisierter Form zur Verfügung zu stellen.

B) Interviewerin:

Die Interviewerin verpflichtet sich auf die Anonymisierung der Gemeinschaft zu Archivierungs- und Publikationszwecken.

Die Interviewerin verpflichtet sich auf die Verwendung des gemeinsam festgelegten Pseudonyms zu Archivierungs- und Publikationszwecken. (Zuordnung einer Nummer)

Die Interviewerin verpflichtet sich auf die Durchführung des gemeinsam mit der Mutterhausleitung festgelegten Archivierungsmodus der (beiden gleichzeitig aufgenommenen) Tonbandaufnahmen und des transkribierten Interviews.

Die Interviewerin verpflichtet sich, ausschliesslich die gemeinsam mit der Schwester vereinbarten Auszüge des transkribierten Interviews zu Publikationszwecken unter anonymisierter Form zu verwenden.

Name der Schwester, Unterschrift , Ort, Datum:

Name der Interviewerin; Unterschrift , Ort, Datum:

C Fragebogen

(Tritt erst in Kraft, wenn die befragte Schwester statt des offenen Narratives die strukturierte Form des Interviews durch vorgefasste Fragen wünscht)

A) Personalien

(kurz erfragt als Einstieg ins Gespräch im Sinn der ersten Kontaktaufnahme durch die Interviewerin mit der Schwester, obwohl sie bereits auf dem Personalblatt angegeben sind)

Name :

Geboren am:

Einsegnung:

B) Eintritt in die Gemeinschaft:

Wann traten Sie in die Gemeinschaft ein?

Was bewog Sie zu Ihrem Eintritt?

C) Ausbildung und Beruf

Konnten Sie eine Ausbildung oder Weiterbildung in der Gemeinschaft machen?

Welche?

Brachten Sie beim Eintritt in die Gemeinschaft bereits eine Ausbildung mit?

D) Beschreibung der Zeit der Tätigkeit im Mutterhaus/in einer Aussenstation

Wo waren Sie tätig?

Von wann bis wann?

Entsprach diese Tätigkeit Ihren Neigungen?

Genügte Ihre Ausbildung den Anforderungen im Beruf?

Wie waren die Arbeitsstrukturen?

(Personal, Infrastruktur, Arbeitsstunden, Freizeit)

War die Arbeitszeit vertraglich geregelt?

Wie konnten Sie Ihre Fähigkeiten einbringen bzw. sich entfalten?

Gab es auch Schwierigkeiten?

Welche?

Bei Konflikten: standen Ihnen Lösungsstrukturen zur Verfügung?

Fühlten Sie sich dann unterstützt?

Konnten Sie bei negativen Zumutungen Dritter auf Aussenstationen Hilfestellungen oder Schutzmassnahmen entgegennehmen?

Durch wen?

Fühlten Sie sich auch ungerechtfertigt behandelt?

Von wem?

Waren Sie auf weiteren Aussenstationen tätig?

E) Beziehung zum Mutterhaus

Wie empfanden Sie die Beziehung zum Mutterhaus während Ihrer externen, evtl. auch internen Wirkungszeit?

F) Religiosität

Konnten Sie Ihrem Bedürfnis nach Gebet und Stille während Ihrer externen Zeit nachkommen?

Konnten Sie eine Persönliche Religiosität oder Frömmigkeit leben?

Wollen Sie dazu Ausführungen machen? Von wem wurden Sie dabei begleitet?

G) Beruf und Religion

Wie standen die beiden Bereiche zueinander? Beeinflusste der eine Bereich den anderen?

H) Gemeinschaft

Wie erlebten Sie die Gemeinschaft unter Schwestern im Mutterhaus?

Wie erlebten Sie diese auf den Aussenstationen?

I) Kontakt nach aussen

Gestaltete sich dieser in der Praxis gemäss den Satzungen oder Konstitutionen?

J)

Wie konnten Sie sich als Schwester ausserhalb der Schwesterngemeinschaft einbringen?

Wie wurden Sie als Schwester wahrgenommen?

Sie als Individuum

Möchten Sie etwas zu Ihrer Person als Schwester sagen?

Möchten Sie noch etwas zu Ihrer Berufungsgeschichte sagen?

4. Datenmaterial aus den Interviews und Quellendokumentationen

Ausbildung 1. Kohorte⁷³⁰

Schwestergruppe 1 (Jahrgänge 1917–1934) Eintritte bis 1954	Gruppe 1 – Nach dem Eintritt Krankenpflegeausbildung		Gruppe 1 – Nach dem Eintritt Ohne Berufsausbildung
14 Schwestern	12 Schwestern		2 Schwestern
Berufsausbildungen vor dem Eintritt	keine		keine
Weiterbildungen	9 Schwestern machen keine weiteren Ausbildungen	3 Schwestern spezialisieren sich in den Bereichen Stationsleitung, Hebamme, Tropenkurs oder dem SRK- Kaderkurs für Oberschwester	-

Arbeitsfelder 1. Kohorte⁷³¹

Schwestergruppe 1 (Jahrgänge 1917–1934) Eintritte bis 1954	Gruppe 1 Krankenpflege	Gruppe 1 Andere Bereiche
14 Schwestern	12 Schwestern	2 Schwestern
Arbeitsfelder	- Krankenpflege ohne Weiterbildung: 9 Schwestern - Krankenpflege <u>mit</u> <u>Weiterbildung</u> in Stationsleitung, Tropenkurs oder SRK- Kaderkurs: 4 Schwestern	- Gästebetrieb (im Mutterhaus) und Kinderheime (Aussenstationen)

Lebensverlauf A1 (1917–2016) – Kranken- und Stationsschwester⁷³²

Individuum	007
Name	A1
Geburtsdatum	24. Januar 1917 verstorben am 1. September 2016
Regionale Herkunft	Neuhausen SH
Soziale Herkunft	Hausfrau und Schleifer/Maschinenmechaniker, 7 Kinder, reformiert aufgewachsen
Ausbildung vor dem Eintritt	Primar- und die Sekundarschule bis und mit 8. Klasse
Motivation und Eintritt	Sie wollte immer Krankenschwester werden (Z17) Damals war es üblich, dass die Buben länger zur Schule gingen und die Mädchen einfach die Haushaltung recht lernen mussten (Z20) Nähen, Kochen, Putzen. Es kamen ihr dann mit 24, nach zwei weiteren Jahren, zwei Diakonissen- Gemeindeschwestern im Hegibach in die Quere. Die meinten, sie solle doch zu ihnen kommen, man könne das auch bei ihnen (im Neumi)

⁷³⁰ Vgl. Interviews 007, 009, 041, 043, 058, 040, 012, 023, 011, 006, 001, 063, 035, 047.

⁷³¹ Vgl. Interviews 007, 009, 041, 043, 058, 040, 012, 023, 011, 006, 001, 063, 035, 047.

⁷³² Vgl. Interview 007.

	lernen. (Z198–Z199) Sie verneinte dann aber und sagte, sie sei zu wenig fromm um das zu machen (Z201). Am 26. September 1948 wurde sie eingesegnet.
Betätigungen vor dem Eintritt	Haushaltshilfe in verschiedenen Haushalten gearbeitet, geputzt, gekocht und genäht.
Gemeinschaft	
Name	Neumünster, Zollikerberg
Gründung	1856
Ausbildung	Krankenpflege, Stationsschwester
Betätigungsfelder	Krankenschwester und Stationsschwester im Kinderspital, Oberschwester, stellvertretende Oberin, Alterspflege der Schwestern im Altenheim
Standorte	Wetzikon, Zollikerberg

Als 14-Jährige sei sie sehr gerne in den Konfirmandenunterricht gegangen und der Kontakt mit Gleichaltrigen und zum Pfarrer, dem sie vertraute, habe ihr gutgetan. Nach zwei Jahren entschied sie sich, mit einem kleinen Koffer nach Bern zu gehen. Zu Beginn der 1930er Jahren seien dort junge Mädchen als Arbeitskräfte gesucht gewesen und in verschiedene Anstellungen in private Häuser und auch Betriebe geschickt worden. In den frühen 1930er Jahre und der zu diesem Zeitpunkt noch andauernden Wirtschaftskrise bekam sie nur mit Mühe eine Stelle über den Sommer in einer Privatspension in Ringgenberg oberhalb des Briener Sees bekommen. Dort hat Sr. A1 serviert und viel gearbeitet. Sie lernte eine vierköpfige, in Frankreich ansässige Familie kennen, wobei die Frau und Mutter A1 bat, die Familie als Kindermädchen nach Frankreich zu begleiten, worauf sie einwilligte. Sie durfte abends sogar Sprachkurse besuchen. Die Familie war zwei Jahre in Yvorne und zog später nach Mulhouse. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, flüchtete sie mit der Familie anno 1939 bei Basel über die Grenze zu deren Verwandten in die Westschweiz. Dort sei es aber sehr eng gewesen und deshalb ging sie nach zwei, drei Tagen zurück in die Ostschweiz zu ihrer Familie.⁷³³

Lebensverlauf A2 (*1924) – Hebamme, Missionarin und Oberin⁷³⁴

Individuum	009
Name	A2
Geburtsdatum	31. Mai 1924
Regionale Herkunft	Schönen oberhalb von Schönengrund, AR, danach Geretswil SG
Soziale Herkunft	Die Eltern waren Hausfrau und Handsticker und sie hat eine leibliche Schwester, die ebenfalls Neumi-Schwester wurde.
Ausbildung vor dem Eintritt	Eifrige Schülerin in einem katholisch geprägten Umfeld, Schwesternhilfe und Krankenschwester
Motivation und Eintritt	Es hatte dort eine Arbeitsschullehrerin, die war eine feine Ordensschwester von Ingenbohl. Dank ihr konnten sie mit einem Missionar korrespondieren (Z39–40).

⁷³³ Vgl. Interview 007, Z109-149.

⁷³⁴ Vgl. Interview 009.

	26. September 1954 wurde sie eingeseget. Sie erhielt bei der Einsegnung den Spruch: „Freuet euch in dem Herrn, alle Wege und abermals sage ich, freuet euch, eure Freundlichkeit lasset kund sein allen Menschen, der HERR ist Nahe.“ (Z244–246)
Betätigungen vor dem Eintritt	Schwesternhilfe
Gemeinschaft	
Name	Neumünster, Zollikerberg
Gründung	1852
Ausbildung	Ausbildung zur Hebamme, Apothekerkurs in London, SRK-Kaderkurs für Oberschwester und CPT-Seelsorgekurs, bevor sie das Amt der Oberin antrat
Betätigungsfelder	Krankenschwester, Hebamme, Oberschwester, Oberin
Standorte	Zollikerberg, Chur, Ghana und später Kamerun, Zollikerberg

Lebensverläufe

Lebensverläufe 1. Kohorte

A1 wurde am 24. Januar 1917 in Neuhausen im Kanton Schaffhausen geboren. Sie trat im Alter von 25 Jahren am 1. Oktober 1942 in die Schwesternschaft Neumünster auf dem Zollikerberg ein. Am 26. September 1948 wurde sie dort auch eingeseget.

Die Kranken- und Stationsschwester wuchs als drittes von sieben Kindern mit ihren Eltern in Neuhausen auf. Der Vater war Schleifer in einer Fabrik und ihre Mutter arbeitete als Hausfrau. Sr. A1 beschreibt einen engen Zusammenhalt innerhalb der Familie, zu der sie bis ins hohe Alter regen Kontakt pflegte.

Schon gleich zu Beginn des Gespräches betonte sie, dass sie schon immer Krankenschwester habe werden wollen.⁷³⁵ Doch der Vater konnte nur das Schulgeld für ihre Brüder aufbringen.⁷³⁶ So konnte sie, obwohl sie von ihrem Lehrer unterstützt wurde, nicht die Sekundarschule besuchen und lernte früh, für sich selber zu sorgen und unabhängig zu sein. Dazu meinte sie:

„Damals war es üblich, dass die Buben länger zur Schule gingen und die Mädchen einfach die Haushaltung recht lernen mussten.“⁷³⁷

Eine schwangere Metzgersfrau habe sie dann nach der offiziellen Schulzeit, damals nach der 8. Klasse, angefragt, ob sie als Dienstmädchen und Ladenverkäuferin bei ihnen arbeiten wolle. Zwei Jahre verbrachte sie in der Metzgerei und hat von der österreichischen Chefin gelernt, österreichisch zu kochen und im Betrieb, namentlich im Verkauf, mitzuhelfen. Die Chefin hatte ihr damals zudem eine Lehre als Verkäuferin vorgeschlagen. Doch leider gab es für diese Lehrstelle zu diesem Zeitpunkt keine freien Plätze.

⁷³⁵ Vgl. Interview 007, Z17-18.

⁷³⁶ Interview 007, Z17.

⁷³⁷ Interview 007, Z20.

Schon als Kind sei sie von einer Gemeindeschwester im Dorf beeindruckt gewesen. Sie pflegte auch Kontakt zu zwei Neumünster Diakonissen und Gemeindeschwestern im Hegibach und konnte sich nicht entscheiden, an welcher Schule sie die Ausbildung machen wollte, auch weil die Ausbildung zur freien Schwester damals viel Geld kostete. Sie konnte mit dem wenigen Ersparten jedoch nicht die ganze Ausbildung selbst bezahlen. Gleichzeitig zweifelte sie, ob sie genug fromm sei, um eine Diakonisse zu werden.⁷³⁸

Die definitive Entscheidung, ins Diakonissenhaus Zollikerberg einzutreten, traf sie jedoch erst etwas später. Nach mehreren Gesprächen und Besuchstagen traf sie ihre Entscheidung und trat offiziell am 1. Oktober 1942 ins Diakonissenhaus Neumünster auf dem Zollikerberg ein. Nach dem ersten halben Jahr lernte sie Spritzen zu verabreichen, damit sie auf einer Station Nachtwache halten konnte. Diese Herausforderung sei ihr zu Beginn sehr schwergefallen. Sie fühlte sich überfordert. Mit der Hilfe eines Arztes habe sie aber gelernt, dieser psychischen und physischen Belastung standzuhalten. Nach einem halben Jahr als Nachtschwester kam sie dann auf die Privatabteilung.⁷³⁹

1948 wurde sie nach dem positiven Entscheid des Schwesternrates, auf Empfehlung der Vorsteherschaft und auf seine Empfehlung hin im Diakonissenhaus Neumünster eingeseget. Kurz darauf wurde sie ins Kinderspital versetzt.⁷⁴⁰ Sie blieb rund zwanzig Jahre im Kinderspital Zürich und führte dort verschiedene Stationen als Stationsschwester. In ihren langen Arbeitsjahren erlebte sie viele Veränderungen in der Krankenpflege. So schrieb sie in einem eigenen Lebensrückblick, welcher in ihrem Nachwort an ihrer Beerdigung im Herbst 2016 zitiert wurde:

„Ich erlebe den Wandel von der Zimmerpflege zur Gruppenpflege, von der einfachen Patientenkurve zum Kardexsystem mit vielen Rapporten, von der normalen Arbeitszeit (für Diakonissen damals von 6 Uhr in der Früh bis teilweise um 22 Uhr) zum 8-Stunden-Schichtbetrieb. Vieles ändert auch von der Medizin her, aber die Bedürfnisse der Patienten sind die gleichen geblieben.“⁷⁴¹

1994 zeigten sich diese Veränderungen auch im konkreten Berufsalltag. Die Station, auf der sie arbeitete, wurde von der Mutterhausleitung gekündigt, da keine jungen Schwestern nachkommen konnten. Damals hatte sie das obere Haus samt Station schon 11 Jahre geleitet. Als sie eigentlich schon im Pensionsalter war, wurde sie noch nach Rehalp, Zürich

⁷³⁸ Vgl. Interview 007, Z201.

⁷³⁹ Vgl. Interview 007, Z357-383.

⁷⁴⁰ Vgl. Interview 007, Z414-417.

⁷⁴¹ ADN, Nekrolog, Zur Erinnerung an Schwester Elsa Tschopp, Diakonissen-Schwesternschaft Neumünster, Zollikerberg. Verfasst von Trix Brenner, Stv. Leitung Schwesternschaft. (gehalten an der Gedenkfeier für die Diakonisse Elsa Tschopp vom 9. September 2016 unter der Leitung von Pfarrer Dr. Hans Rüegger.).

gerufen.⁷⁴² Bis 1995, also bis sie 78 Jahr alt war, hat sie tagtäglich gearbeitet und auch später noch weitere Vertretungen übernommen. Danach kam sie in den Ruhestand. Doch sie blieb nicht untätig und übernahm Aufgaben im Schwesternrat, war Mitglied der Vorstandssitzung und des leitenden Ausschusses der Schwesterngemeinschaft im Mutterhaus auf dem Zollikerberg. Dort verstarb sie im September 2016.

Sr. A2 wurde am 31. Mai 1924 bei Schönengrund als viertes Kind geboren. Die zwei vor ihr geborenen Brüder hat sie nie kennengelernt. Sie waren Frühgeburten und sind bei oder unmittelbar nach der Geburt verstorben. Sie wuchs darum mit ihrer einzigen, älteren Schwester Frieda auf. Der Vater war Handsticker und betrieb nebenbei einen kleinen Bauernhof. Als sie fünf Jahre alt war, konnte die Familie nicht mehr vom Lohn des Vaters als Handsticker und vom Hof leben und die Familie zog nach Geretswil.⁷⁴³ Dort konnten sie einen grösseren Hof zur Selbstversorgung⁷⁴⁴ führen und der Vater hatte zudem als Maurer in Teilzeit eine zusätzliche Arbeit gefunden, um die Familie zu ernähren.

In die Primarschule ging sie nach Andwil, an der katholischen Schule war sie das einzige protestantische Mädchen. Eine katholische Ordensschwester aus Ingenbohl hat dort als Lehrerin gearbeitet und den Schülerinnen und Schülern den Briefkontakt mit einem in Afrika stationierten Missionar ermöglicht.⁷⁴⁵

Sie sei sehr gerne zur Schule gegangen und besuchte zudem eine Baptistensonntagsschule in Gossau. Sie erzählte in ihrem Interview gerne Anekdoten über ihr Leben, eine handelte vom damaligen Zusammenleben von Katholiken und Reformierten in Geretswil. Die Reformierten waren im Dorf in der Unterzahl und hatten auch keine eigene Kirche.

Die Sekundarschule in Gossau durfte sie sogar für drei Jahre besuchen. Damals sei die reformierte Sekundarschule bereits gemischt gewesen. Das heisst, Jungen und Mädchen besuchten die oberen Klassen gemeinsam. Die katholische Sekundarschule hingegen war jedoch strikt getrennt in Jungen und Mädchen. Der Vater meinte auf das Anraten des Lehrers hin, die Tochter in die damals noch zusätzliche 9. Klasse zu schicken, erst: „Ja, sie heiratet ja doch.“⁷⁴⁶ Sie durfte dann aber trotzdem in das letzte, damals noch nicht obligatorische 9. Schuljahr besuchen. Für die damalige Zeit war das für ein Mädchen sehr aussergewöhnlich. Sr. A2 wäre nach der Schule gerne auch noch an den Talhof in St. Gallen gegangen, um dort eine kaufmännische Ausbildung zu absolvieren, dies war aber finanziell nicht möglich.⁷⁴⁷

⁷⁴² Vgl. Interview 007, Z546.

⁷⁴³ Vgl. Interview 009, Z6-19.

⁷⁴⁴ Vgl. Interview 009, Z28-30.

⁷⁴⁵ Vgl. Interview 009, Z37-47.

⁷⁴⁶ Interview 009, Z 111.

⁷⁴⁷ Vgl. Interview 009, Z99-111.

Deshalb ging sie nach der Sekundarstufe ins Welschland in einen Haushalt und durfte dort eine schöne und lehrreiche Zeit verbringen. Nach diesem Jahr ging sie ins Marthaheim nach Herisau im Appenzell, da sie noch nicht wusste, welchen Beruf sie erlernen wollte. Sie überlegte sich Verkäuferin zu lernen, war sich aber nicht sicher und wollte deshalb zuerst im Marthaheim, einer Haushaltungsschule, das richtige „Haushalten“ lernen. Ganze vier Jahre sei sie dageblieben. Damals konnte sie die Junge Kirche und den von ihr sehr wertgeschätzten Konfirmandenunterricht besuchen. Danach wurde sie in Gossau konfirmiert. In den Ferien konnte sie im Rahmen der Jungen Kirche in Sommerlager nach Gwadt oder Wildhaus gehen. Den Bibelunterricht und das Zusammenleben mit den Gleichaltrigen genoss sie sehr und so war dies eine äusserst prägende Zeit. Ihre sechs Jahre ältere Schwester war damals bereits in der Ausbildung zur Krankenschwester im Neumünster und so verliess Sr. A2 das Marthaheim und folgte ihrer grossen Schwester. Zuerst wollte sie freie Schwester werden, denn sie wusste, dass sie für die Mission diplomierte Krankenschwester sein musste.⁷⁴⁸ Die Motivation, in das Diakonissenmutterhaus einzutreten, bestand zu grossen Teilen aus der Tätigkeit und der Ausbildungsmöglichkeit, die das Diakonissenhaus auf dem Zollikerberg bot. Sie wurde dann aber schlussendlich auch Diakonisse, was ihren Vater zuerst nicht freute, da so seine beiden Töchter keine Nachkommen haben würden. Drei Jahre war sie in der Ausbildung, danach arbeitete sie ein Jahr auf dem Zollikerberg im Spital gearbeitet und ein Jahr im Kantonsspital Chur. Sie habe gerne gepflegt, aber es sei sehr anstrengend gewesen. Sie wurde dann als Diakonisse freigegeben, damit sie nach Basel konnte, und besuchte für drei Monate den Missionskurs und die seelsorgerliche Ausbildung. Ihr Wunsch, Missionarin zu werden, ging also in Erfüllung. Bei der Einsegnung erhielt sie den Spruch: „Freuet euch“/das ist der Philipper 4,4 und 5/, „freuet euch in dem HERRN alle Wege abermals sagen ich, freuet euch, eure Freundlichkeit lasset kund sein allen Menschen, der HERR ist nahe.“⁷⁴⁹

Sie habe das sehr ernst genommen und „der HERR ist Nahe“⁷⁵⁰ habe ihr immer geholfen, wenn es ihr nicht gut ging, sie überfordert war oder nicht mehr weiter wusste. Um in die Mission zu dürfen, musste sie sich aber noch zusätzlich in Zürich zur Hebamme ausbilden lassen. Sie mochte die Tätigkeit als Hebamme sehr gerne, besonders die kleinen Kinder.⁷⁵¹

Dann ging sie für fünf Monate nach Ghana als Ablösung in ein Spital einer Lepragemeinschaft⁷⁵² mit Polyklinik und anschliessend für zwei Jahre nach Kamerun. Sie

⁷⁴⁸ Vgl. Interview 009, Z164-169.

⁷⁴⁹ Interview 009, Z244-246.

⁷⁵⁰ Interview 009, Z246.

⁷⁵¹ Vgl. Interview 009, Z257-269.

⁷⁵² Vgl. Interview 009, Z277-282.

hat die Zeit in Kamerun als sehr arbeitsintensiv in Erinnerung, aber sie fühlte auch die Lebensfreude der lokalen Bevölkerung. Sie mochte die Menschen aus den Dörfern und ihre einfache, glückliche Lebensweise sehr. In Kamerun gab es kein elektrisches Licht und so hatte sie einen schweren Unfall mit einer Sturmlaterne. Sie hatte sich eine schwere Verbrennung zugezogen und konnte dadurch fünf Wochen nicht arbeiten.⁷⁵³

Später durfte sie deshalb zur Erholung für ein Jahr zurück in die Schweiz. Sie hat dann auch Vorträge über die Mission gehalten und wollte sich im Spital Herisau im Operationssaal zur Operationsschwester weiterbilden lassen, um zum Beispiel Zehenamputationen in Afrika selbst durchführen zu können.⁷⁵⁴ Zu dieser Zeit im Heimaturlaub im Jahr 1960 und im jungen Alter von 36 Jahren wurde sie von der damaligen Vorsteherschaft in ihrem Mutterhaus Neumünster als zukünftige Oberin angefragt. Eigentlich wollte sie zurück nach Afrika, da aber niemand anders die Leitung übernehmen konnte, hat sie in diesen Weg eingewilligt. Gleichzeitig hatte sie aber auch noch die Funktion der Oberschwester inne und konnte den entsprechenden Kurs des Roten Kreuzes in Zürich absolvieren.⁷⁵⁵ Nach zwei Jahren wurde ihr diese Doppelbelastung mit der Arbeit im Spital zu viel und sie blieb nur noch Oberin, dies dafür für insgesamt 26 Jahre. Damals wurde sie auch Vorsteherin der Europäischen Diakonie. Dieses Gremium sei einmal im Jahr zusammengekommen und habe Tagungen und Konferenzen für den gemeinsamen Austausch unter den Diakonissenhäusern auf der ganzen Welt organisiert.⁷⁵⁶ Im Neumünster hat sich unter ihrer Amtszeit durch innere und äussere Faktoren viel verändert. Die Gratwanderung zwischen Öffnung und Rückzug war gerade in ihrer Amtszeit von 1960 bis 1986 eine grosse Herausforderung. Sr. A2 erlebte als Oberin viele Veränderungen im Tätigkeitsfeld der gesamten Schwesternschaft mit.

Zwischenfazit – 1. Kohorte

Beide Diakonissen sind in grossen Familien mit – ursprünglich – vier oder sieben Kindern aufgewachsen.⁷⁵⁷ Sie sind beide ländlich geprägt und in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Die Väter waren in handwerklichen Berufen als Schleifer oder Handsticker tätig, die Mütter waren bei beiden vorgestellten Diakonissen der ersten Schwesternkohorte Hausfrauen. Das vorgelebte Frauenbild der Mutter war somit stark innerhäuslich und familiär geprägt. Die Kindheit war bei beiden Schwestern durch die Wirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre und zu Beginn der 1930er Jahre von wirtschaftlicher Not gekennzeichnet.

⁷⁵³ Vgl. Interview 009, Z331-379.

⁷⁵⁴ Vgl. Interview 009, Z451-458.

⁷⁵⁵ Vgl. Interview 009, Z512-515.

⁷⁵⁶ Vgl. Interview 009, Z548.

⁷⁵⁷ Anm.: In der Familie mit vier Kindern sind zwei bereits bei der Geburt verstorben.

Bei A2 war der Vater gezwungen, den Beruf des Handstickers aufzugeben, und die Familie musste zur Selbstversorgung auf einen anderen Bauernhof umziehen. Der Vater von A2 arbeitete zusätzlich als Maurerhilfsarbeiter, um über die Runden zu kommen.⁷⁵⁸

Gerade in der Schulbildung und der späteren Ausbildung und Lehre werden die damals herrschenden grossen Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen beschrieben. So durften die Mädchen meist nur maximal acht Schuljahre absolvieren. Den Jungen war der Zugang zur Sekundarschule offen, so dass sie später einen Beruf erlernen konnten.⁷⁵⁹ Für Mädchen hingegen war es üblich, dass sie nach der obligatorischen Schulzeit lernten, einen Haushalt zu führen, zu kochen, zu nähen und zu putzen.⁷⁶⁰ Diese Schilderungen der Diakonissen widerspiegeln sehr genau die bürgerlichen Vorstellungen der damaligen Gesellschaft, in welchem die Jungen auf die zukünftige öffentliche Arbeitswelt und die Mädchen auf die Arbeit im Haus vorbereitet wurden. Gerade Töchtern aus grossen Familien, aus bescheidenen und ländlichen Verhältnissen, blieb keine andere Wahl, als ihr Schicksal zu akzeptieren. Das war auch der Grund, warum der Vater von A1 das Ausbildungsgeld für deren Brüder sparen musste. Als Grund für den fehlenden Zugang zu einer Ausbildung für Mädchen wurde in den ländlichen Gebieten neben den bürgerlichen Familienvorstellungen und Arbeitsverhältnissen auch mitunter immer die Geldnot erwähnt, da eine Lehre damals eine kostspielige Angelegenheit war. Ende der 1920er Jahre durften sie als Schülerinnen und Schüler Briefkorrespondenzen mit einem katholischen Missionar führen. Gleichzeitig reifte auch der Wunsch in A2, selbst einmal als Missionarin zu arbeiten. Auch sie ging gerne zur Schule und lernte schnell, wie sie im Interview rückblickend beschrieb.⁷⁶¹ Ihr Lehrer meinte nach der 8. Klasse zum Vater: „Jammerschade, wenn diese Tochter nicht noch in die dritte Sek kommen könnte.“⁷⁶² Obwohl der Vater antwortete: „Ja, sie heiratet ja doch,“ durfte sie das 9. Schuljahr besuchen.⁷⁶³

Danach wäre sie gerne nach St. Gallen in den Talhof – eine Handelsschule für Mädchen – gegangen, um dort eine kaufmännische Ausbildung zu machen. Dies war jedoch aus finanziellen Gründen nicht möglich. Im Gegensatz dazu musste A1 die Schule bereits nach dem 8. Schuljahr verlassen. Sie war zu diesem Zeitpunkt 14 Jahre alt und arbeitete danach als Kindermädchen in einem fremden Haushalt und zusätzlich im familieneigenen Betrieb dieser Familie als Verkäuferin.⁷⁶⁴ Ihr wurde nach dieser Zeit von der Metzgersfamilie

⁷⁵⁸ Vgl. Interview 009, Z21-32.

⁷⁵⁹ Vgl. Interview 007, Z18-20.

⁷⁶⁰ Vgl. Interview 007, Z20-21.

⁷⁶¹ Vgl. Interview 009, Z 47-51.

⁷⁶² Vgl. Interview 009, Z105-108.

⁷⁶³ Vgl. Interview 009, Z11-116.

⁷⁶⁴ Vgl. Interview 007, Z25-40.

empfohlen, eine Lehre im Konsum, dem späterem Coop, zu absolvieren. Zu diesem Zeitpunkt war aber kein Lehrplatz frei, so dass sie diese Ausbildung nicht beginnen konnte.⁷⁶⁵ Nachdem sie einen Sommer lang in einer Pension im Berner Oberland als Zimmermädchen gearbeitet hatte, wurde sie von einer französischen Familie angeworben, bei ihnen als Kindermädchen zu arbeiten. Dort durfte sie sogar Abendkurse in Französisch besuchen.

Beide Schwestern hegten den Wunsch nach der Zeit als Dienstmädchen und nach der Haushaltungsschule einen pflegerischen Beruf zu erlernen. Die Krankenpflege und der Beruf der Hebamme und Missionarin, welche für A2 auch den Zugang zur Mission ermöglichte, waren die eigentlichen Wunschberufe dieser beiden Diakonissen.

Erst durch den Eintritt ins Mutterhaus war es den beiden Diakonissen möglich, ihre eigenen Bildungsziele zu verfolgen. Sie konnten die Krankenpflege erlernen, lebten in einem gesellschaftlich akzeptierten und geschützten Rahmen im Mutterhaus und absolvierten nach der Ausbildung vor allem harte Arbeitstage in den Spitälern und Aussenstationen, welche mit dem Diakonissenhaus Zollikerberg zusammenarbeiteten. Oftmals waren sie trotz ihrer dreijährigen Krankenpflegeausbildung mit dieser Aufgabe überfordert.

Zusammenfassend lässt sich somit sagen, dass diese beiden Diakonissen während einer gesellschaftlich und politisch instabilen Zeit aufgewachsen sind. Diese Jahre waren geprägt durch die Weltwirtschaftskrise, den Zweiten Weltkrieg und die bürgerlichen Vorstellungen eines Frauenbildes, in welchem nur wenig Platz für die Ausbildungswünsche von mittellosen jungen Frauen war. Gerade für diese Gruppe an jungen Frauen bot der Weg des Eintritts in ein Diakonissenhaus einen gewissen sozialen Aufstieg und zumindest beruflich eine gewisse Unabhängigkeit. Durch die Not breiter Gesellschaftsschichten konnte auch das Modell der Diakonissenhäuser mit seinen patriarchalen Strukturen und einem aus dem 19. Jahrhundert stammenden protestantischen Weiblichkeitsideal – der dienenden und aufopfernden Diakonisse – weiterhin funktionieren. Theodor Fliedner knüpfte dabei an ein hierarchisches und an patriarchalen Familienstrukturen orientiertes Mutterhausmodell an. Er begründete seine Wahl auch damit, dass dies besser sei für die „besonders leicht verführbare und schutzbedürftige weibliche Eigenart [...]“⁷⁶⁶ Nur durch diesen Zufluss an Jungschwestern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts konnten auch weiterhin genügend Eintritte für das Fortbestehen der Diakonissenhäuser und ihrer Spitäler und Aussenstationen garantiert werden.

⁷⁶⁵ Vgl. Interview 007, Z45-49.

⁷⁶⁶ Theodor Fliedner, zit. in: Kumbruck, *Diakonische Pflege im Wandel*, 22-23.

Mitunter lässt sich aus den vorgestellten Lebenswegen herauslesen, dass Ausbildungen für Frauen zwar in den 1930er und 1940er Jahren bereits bestanden jedoch vor allem bürgerlichen Töchtern mit den nötigen finanziellen Mitteln zugänglich waren. Mädchen und jungen Frauen aus dem ländlichen Gebiet und den unteren Schichten fehlten oft die finanziellen Möglichkeiten, um ihre eigenen Bildungsziele zu erreichen. Obwohl keine der jungen Frauen konkrete Heiratspläne hatte, lernten sie in ihrer Ausbildung und von ihrem Umfeld, dass sie vor allem eine gute Hausfrau sein mussten. Den jungen Frauen blieb einzig die Möglichkeit, einer Arbeit in fremden Häusern als Haushälterin, Dienst- oder Kindermädchen nachzugehen und so etwas Geld zu sparen. Neben der Krankenpflege hätten sich beide Diakonissen auch vorstellen können, in anderen Bereichen, etwa dem Detailhandel oder als kaufmännische Angestellte, zu arbeiten. Für den Weg als Diakonisse haben sie sich trotzdem entschieden einerseits, weil die Kranken- und Gemeindepflege ein Traumberuf war, andererseits, weil sie sich in die Mission berufen fühlten und dies eine Ausbildung in der Krankenpflege oder als Hebamme voraussetzte.⁷⁶⁷ Die damalige Institution des Mutterhauses ermöglichte mittellosen jungen Frauen den Zugang zu Bildung und bot einen gesellschaftlichen akzeptierten Lebensentwurf für Frauen. Insgesamt erfolgte die Wahl des Lebensweges als Diakonisse mitunter zur Erreichung der eigenen Bildungsziele. Sie versprach neben der beruflichen Erfüllung auch sozialen Aufstieg, sinnvolle Betätigung und Sicherheit im Alter. Zur Typisierung der beiden Schwestern ist zudem auffällig, dass Schwester A1 mit der Ausbildung in der Krankenpflege den klassischen Weg einer Diakonisse ihrer Kohorte durchlaufen ist. Im Gegensatz dazu kann man bei Schwester A2 von einem karrieremässigen Aufstieg innerhalb des möglichen Entfaltungsraumes einer Diakonisse sprechen. Sie hat den eher untypischen Berufsweg der Krankenpflege, Hebamme, Missionarin, Oberschwester und Oberin absolviert. Sie bildet mit diesem Ausbildungsweg aber die Ausnahme.

⁷⁶⁷ Vgl. Interview 007 Z17-18 und vgl. Interview 009, Z 12-165.

Ausbildung 2. Kohorte ⁷⁶⁸

Schwesterngruppe 2 (Jahrgänge 1928–1945)	Gruppe 2 – Krankenpflegeausbildung		Gruppe 2 – Andere Ausbildungsgänge Pädagogische oder erzieherische Ausbildung
38 Schwestern	22 Schwestern		16 Schwestern
Berufsausbildungen vor dem Eintritt	3 Schwestern (Kaufmännische Angestellte, Tapeziernäherin und Verkäuferin)		- Eine Schwester hatte Gärtnerin gelernt
Berufsausbildung	Krankenpflege		- Pädagogische Ausbildung (10 Sr.) - Hauswirtschafts- lehrerinnen(7) - Sprachenlehrerinnen (2) - Kindergärtnerinnen (1)
			- Heimerzieherische Ausbildung (2 Sr.)
			aus gesundheitlichen Gründen keine Krankenpflegeausbildung - Verwaltungsschwester (1) - Gärtnerin (1)
			- keine Ausbildung - 2 Schwestern aus Braunwald
Weiterbildungen	16 von 22 Sr. blieben ihr Leben lang in der Krankenpflege: -4 von 16 Sr. machten den Stationsschwesternkur s -1 von 16 Sr. wurde Röntgenassistentin -1 von 16 Sr. wurde Psychiatriesr. -1 von 16 Sr. wurde Hebamme - 1 von 16 Sr. wurde Physiotherapeutin	6 von 22 Schwestern haben die Krankenpflege später verlassen: - 5 wurden in die Leitung des Mutterhauses berufen und absolvierten die SRK Kaderschule	Keine berufsspezifischen Weiterbildungen

Arbeitsfelder 2. Kohorte ⁷⁶⁹

Schwesterngruppe 2 (Jahrgänge 1928–1945)	Gruppe 2 – innerhalb der Krankenpflege	Gruppe 2 – Ausserhalb der Krankenpflege
---	---	--

⁷⁶⁸ Vgl. Interviews 042, 048, 069, 020, 013, 019, 022, 018, 014, 021, 016, 015, 025, 005, 062, 002, 003, 064, 065, 067, 068, 066, 028, 027, 026, 031, 030, 037, 038, 029, 032, 049, 056, 044, 069, 054, 046.

⁷⁶⁹ Vgl. Interviews 042, 048, 069, 020, 013, 019, 022, 018, 014, 021, 016, 015, 025, 005, 062, 002, 003, 064, 065, 067, 068, 066, 028, 027, 026, 031, 030, 037, 038, 029, 032, 049, 056, 044, 069, 054, 046.

38 Schwestern	22 Schwestern	16 Schwestern
	16 von 22 Sr. blieben ihr Leben lang in der Krankenpflege: - 4 von 16 Sr. machten den Stationsschwesternkurs - 1 von 16 Sr. wurde Röntgenassistentin - 1 von 16 Sr. wurde Psychiatriesr. - 1 von 16 Sr. wurde Hebamme - 1 von 16 Sr. wurde Physiotherapeutin 6 von 22 Schwestern haben die Krankenpflege später verlassen: - 5 wurden in die Leitung des Mutterhauses berufen und absolvierten die SRK Kaderschule	Pädagogische Arbeit (10 Sr.) - Hauswirtschaftslehrerinnen(7) - Sprachenlehrerinnen (2) -Kindergärtnerinnen (1) Heimerzieherische Arbeit (2 Sr.) aus gesundheitlichen Gründen keine Krankenpflegeausbildung - Verwaltungsschwester (1) - Gärtnerin (1) -keine Ausbildung - 2 Schwestern aus Braunwald

Lebensverlauf B1 (*1930) – Kranken- und Gemeindeschwester⁷⁷⁰

Individuum	044
Name	B1
Geburtsdatum	29. Januar 1930
Regionale Herkunft	Niederösch, BE
Soziale Herkunft	Grossfamilie, Bauernfamilie (10 Kinder)
Ausbildung vor dem Eintritt	9 Jahre Volksschule, landwirtschaftliches Haushaltslehrjahr
Betätigungen vor dem Eintritt	Köchin im Knabenheim, Schwesternhilfe
Motivation und Eintritt	Schon früh wusste sie, dass sie Gemeindeschwester werden möchte. Die Vorsteherin des Knabenheims, wo sie als Köchin arbeitete, empfahl ihr das Bethesda. Motivation: Sie beschreibt ein „Gefühl“ „ob sie wohl nicht auch berufen sei“ Oder ist es vor allem der Wunsch Gemeindeschwester zu werden? Im Jahr 1949 trat sie ins Bethesda ein und am 1. Mai 1955 wurde sie eingeseget.
Gemeinschaft	
Name	Bethesda Basel
Gründung	1923
Ausbildung	Krankenpflege, Rotes-Kreuz-Lehrerinnenkurs für häusliche Pflege
Betätigungsfelder	Schwesternhilfe, Stationsschwester Männerabteilung, Gemeindeschwester
Standorte	Berg, Niederbipp, Zofingen

Sie schrieb während ihrer Tätigkeit in Zofingen fleissig Tagebuch. Ihren Alltag und ihre Arbeit mit den Kranken als Gemeindeschwester in Zofingen beschrieb sie gerne in anschaulichen Gedichten und Anekdoten:

„Den Menschen nehmen, wie ihn Gott geschaffen hat und einem in den Weg stellt, das zähle ich in meinem Dienst als Gemeindeschwester zu einem der schönsten Geschenke des lieben Gottes, dass er mir so grundverschiedene Arten von

⁷⁷⁰ Vgl. Interview 044.

Menschen anvertraut, vom vornehmen Künstlertyp bis zum einfachen Bürger habe ich, glaube ich, schon jede Sorte Menschen angetroffen und kennengelernt.“⁷⁷¹

„Was ist doch das für eine schöne Pracht, eine Geranie vor dem Fenster, die uns so freundlich anlacht, sie blüht vom Mai bis spät in den Herbst, sie ist bescheiden und dankbar, sie sagt, das ist das Allerbeste, sie grüsst und leuchtet für Jung und Alt für Arm und Reich, sie fragt nicht nach Ehr und Lohn, das ist ihr gleich, von dieser Pflanze können wir Menschen etwas lernen, mit Freud und Liebe sollen wir unsere Nächsten ehren.“⁷⁷²

Es handelt sich um zwei Zeitzeugnisse, die auch über die Arbeitsweise der Schwestern in den Spitälern der 1960er Jahre berichten und die Gemeindepflege Mitte der 1970er Jahre repräsentieren.

Zur Arbeit in den Spitälern (hier vor allem im Spital in Niederbipp [1955–1975]) erzählte sie:

„Notfälle, die reingekommen sind, man musste dann manchmal ein bisschen improvisieren und schauen, wie alles geht, wie man durchkommt, aber es ist jeweils gegangen und nach, wie vielen Jahren? Ja (lachen), ich weiss bald nicht mehr, wie viele, 20, glaub ich, war ich in Niederbipp, in diesem Betrieb drin, [...]“⁷⁷³

Der Spitalalltag war fordernd, das beschreibt sie anschaulich und humorvoll in einem Bericht in der mutterhauseigenen Zeitschrift des Bethesda „Der Freund der Kranken“⁷⁷⁴.

„[...] Schon einige Jahre bin ich nun hier in diesem einfachen und manchmal doch recht komplizierten Landspital auf der Männerabteilung, und es ist mir in dieser Zeit sehr lieb geworden. Zwar sind wir hier noch nicht mit allen modernen Schikanen ausgerüstet, und auch zum 8-Stunden-Tag und zur 5-Tage-Woche hat es bis jetzt nicht gereicht, aber dafür empfindet man eine gewisse Gemütlichkeit, Einigkeit und Zufriedenheit. Die Patienten sind meist einfachere Menschen, nicht übertrieben anspruchsvoll, dafür dankbar für alle Liebe und Freundlichkeit, empfänglich für aufmunternde Worte. Sie helfen selbst mit wo es geht, tragen Geschirr hinaus, helfen den unbeholfenen Mitpatienten, fahren sie mit dem Fahrstuhl aufs WC oder ins Raucherzimmer, wo sie gerne einen Stumpen rauchen oder gar einen Jass klopfen. [...] Die Zusammenarbeit mit den Ärzten ist nett und harmonisch. Das will nicht heissen, dass es nie zweierlei Meinungen gibt. Ab und zu bilden und entladen sich auch kleine Gewitterwolken, aber nach dem Platzregen ist die Luft wieder rein! Die Ärzte verlangen viel von uns Schwestern, sie anvertrauen uns aber auch viel: Verordnungen, Behandlungen, Medikamente. Unser Spitalbetrieb geht mit der Zeit. Die beiden Chefärzte, Herr Dr. Vögtlin

⁷⁷¹ Interview 044, Z102-106.

⁷⁷² Interview 044, Z143-147.

⁷⁷³ Interview 044, Z72-76.

⁷⁷⁴ Vgl. ADBB, Der Freund der Kranken. Vierteljährliche Mitteilungen vom Diakonat Bethesda Basel, Nr. 4, 1963, 7-8.

(Internist) und Herr Dr. Ramser (Chirurg), sind stets über alles Neue auf dem Laufenden, weil sie davon überzeugt sind, dass für unsere Patienten nur das Beste genug ist. [...].⁷⁷⁵

Rückblickend erklärte B1 im Jahr 1976 über ihre Schwesternzeit und ihre Ausbildungs- und Arbeitsstandorte:

„Am Anfang meiner Schwesternzeit lag die dreijährige Ausbildung in allgemeiner Krankenpflege. Danach arbeitete ich dreieinhalb Jahre im Sanatorium Walenstadtberg. Während fast zwanzig Jahren war ich im Bezirksspital Niederbipp tätig und leitete dort während zwölf Jahren die Männerabteilung. Vor zwei Jahren bin ich ins Mutterhaus heimgekehrt. Mein Dienst geschah da im Krankenhaus bei akut und chronisch kranken Patienten und auf der Nachtwache.“⁷⁷⁶

Ihre Berufung in die Gemeindepflege erfolgte dann 1976. Auch schon davor hatte sie sich mit diversen Ausbildungen und Kursen, unter anderem mit dem Kurs des Schweizerischen Roten Kreuzes, auf die häusliche Krankenpflege vorbereitet. Auch hierzu findet sich in der Zeitschrift „Der Freund der Kranken“ ein Beitrag von ihr. Sie antwortete damals auf die Frage:

„Schwester A., Sie beginnen am 15. September 1976 Ihren Gemeindedienst in Zofingen. Ist das eine Aufgabe oder eine Berufung, die Sie sich wünschten?“⁷⁷⁷

„Schon in meiner Jugend war es mein Wunsch, später einmal als Gemeindeschwester zu arbeiten. Während langen Jahren blieb dieser Wunsch unerfüllt, so dass ich ihn beinahe begraben hatte. Aber gerade da wurde ich gefragt, ob ich die Aufgabe der Gemeindeschwester in Zofingen übernehmen würde. Ich sehe und übernehme diesen Dienst als Auftrag Gottes und freue mich darauf.“⁷⁷⁸

Die Zeit als Jungschwester und die Ausbildungsphasen auf den verschiedenen Arbeitsstandorten beschreibt sie wie folgt:

„Am Anfang meiner Schwesternzeit lag die dreijährige Ausbildung in allgemeiner Krankenpflege. Danach arbeitete ich dreieinhalb Jahre im Sanatorium Walenstadtberg. Während fast zwanzig Jahren war ich im Bezirksspital Niederbipp tätig und leitete dort während zwölf Jahren die Männerabteilung. Vor zwei Jahren bin ich ins Mutterhaus heimgekehrt. Mein Dienst geschah da im Krankenhaus bei akut- und chronisch kranken Patienten und auf der Nachtwache.“⁷⁷⁹ Der Interviewer fragte damals zudem: „Sicher sehen Sie für Ihre neuen Aufgaben in Zofingen gewisse Schwerpunkte. Was haben Sie sich für Ziele gesteckt? Wo sehen

⁷⁷⁵ ADBB, Der Freund der Kranken. Vierteljährliche Mitteilungen vom Diakonats Bethesda Basel, Nr. 4, 1963, 7-8.

⁷⁷⁶ ADBB, Der Freund der Kranken, Nr. 2, 1976, 12-13.

⁷⁷⁷ ADBB Der Freund der Kranken, Nr. 2, 1976, 12-13.

⁷⁷⁸ ADBB Der Freund der Kranken, Nr. 2, 1976, 12-13.

⁷⁷⁹ ADBB Der Freund der Kranken, Nr. 2, 1976, 12-13.

Sie Ihre Hauptaufgaben in unserer Gemeinde?“⁷⁸⁰ „Meine Hauptaufgabe sehe ich in der Betreuung und Pflege der Kranken und Betagten. Mein Ziel wird auch in diesem Dienst die Verkündigung der Liebe Gottes sein. Mit meinem Helfen und Dienen möchte ich ein Zeugnis für Jesus Christus sein. Es ist mir ein Anliegen, Augen und Herz offen zu halten für die Bedürfnisse jedes einzelnen und der Gemeinde.“⁷⁸¹

Der zweite Teil des Berichtes handelt von ihrer eigentlichen Berufung und der bevorstehenden Aufgabe als Gemeindeschwester. Sie begründete ihren Eintritt und ihre Berufung anno 1976 religiöser und frommer, als sie dies im mündlichen Interview im Jahr 2017 tat. Der Interviewer stellt ihr damals die Frage:

„B1, Sie beginnen am 15. September 1976 Ihren Gemeindedienst in Zofingen. Ist das eine Aufgabe oder eine Berufung, die Sie sich wünschten?“⁷⁸² Sie antwortete: „Schon in meiner Jugend war es mein Wunsch, später einmal als Gemeindeschwester zu arbeiten. Während langen Jahren blieb dieser Wunsch unerfüllt, so dass ich ihn beinahe begraben hatte. Aber gerade da wurde ich gefragt, ob ich die Aufgabe der Gemeindeschwester in Zofingen übernehmen würde. Ich sehe und übernehme diesen Dienst als Auftrag Gottes und freue mich darauf.“⁷⁸³ Weiter fragte der Interviewer: „Sicher sehen Sie für Ihre neue Aufgabe in Zofingen gewisse Schwerpunkte. Was haben Sie sich für Ziele gesteckt? Wo sehen Sie ihre Hauptaufgaben in unserer Gemeinde?“⁷⁸⁴

Daraufhin meinte sie:

„Meine Hauptaufgaben sehe ich in der Betreuung und Pflege der Kranken und Betagten. Mein Ziel wird auch in diesem Dienst die Verkündigung der Liebe Gottes sein. Mit meinem Helfen und Dienen möchte ich ein Zeugnis für Jesus Christus sein. Es ist mir ein Anliegen, Augen und Herz offen zu halten für die Bedürfnisse jedes einzelnen und der Gemeinde.“⁷⁸⁵

Lebensverlauf B2 (*1935) – Erzieherin⁷⁸⁶

Individuum	003
Name	B2
Geburtsdatum	10. Juni 1934
Regionale Herkunft	Zürich Affoltern
Soziale Herkunft	Ihre Eltern führen ein Gartengeschäft und einen Blumenladen. Sie sind sehr sozial eingestellt. Teil des Blauen Kreuzes
Ausbildung vor dem Eintritt	Obligatorische Schule, Welschland-Jahr, Praktikum in einem Kinderheim
Motivation und	Gemeinschaft, Glauben an die gute Sache

⁷⁸⁰ ADBB Der Freund der Kranken, Nr. 2, 1976, 12-13.

⁷⁸¹ ADBB Der Freund der Kranken, Nr. 2, 1976, 12-13.

⁷⁸² ADBB, Der Freund der Kranken, Nr. 2, 1976, 12-13.

⁷⁸³ ADBB, Der Freund der Kranken, Nr. 2, 1976, 12-13.

⁷⁸⁴ ADBB, Der Freund der Kranken, Nr. 2, 1976, 12-13.

⁷⁸⁵ ADBB, Der Freund der Kranken, Nr. 2, 1976, 12-13.

⁷⁸⁶ Vgl. Interview 003.

Eintritt	
Betätigungen vor dem Eintritt	Mithilfe auf dem elterlichen Betrieb, Arbeit im Kinderheim, Mailand-Aufenthalt im Asilo mit den dortigen Schwestern
Gemeinschaft	
Name	Neumünster, Zollikerberg
Gründung	1858
Ausbildung	Beginn Arbeit als Krankenschwester, Ausbildung an der Sozialen Schule zur Erzieherin
Betätigungsfelder	Erzieherin im Magdalenenheim und Töchterheim Hirslanden, Betreuung der älteren Schwestern
Standorte	Zürich, Zollikerberg

Lebensverläufe 2. Kohorte

Von den nächsten beiden vorgestellten Lebenswegen von Schwestern stellt einer den relativ traditionellen Weg der Krankenpflege und der späteren Gemeindepflege dar. andere dokumentiert den Lebensweg einer Schwester, welche aus gesundheitlichen Gründen nicht in der Krankenpflege arbeiten konnte und somit später in einem Betätigungsfeld ausserhalb der Krankenpflege arbeiten durfte. Somit war das Mutterhaus gezwungen, nach alternativen Ausbildungsmöglichkeiten und Betätigungsfeldern für diese Schwester zu suchen. Dies alles passierte in einer Zeit, welche geprägt war durch die Öffnung gegenüber neuen Arbeitsfeldern und die Suche nach neuen Aufgaben für eine Vielzahl an Schwestern, die aus den geschlossenen und nicht mehr rentierenden Aussenstationen der Diakonissenmutterhäuser ins Mutterhaus heimkehrten.

Bedingt durch die rückläufigen Schwesternzahlen, welche vor allem durch den fehlenden Schwesternnachwuchs verursacht wurde, mussten viele Aussenstationen der Krankenpflege geschlossen werden. Eine Tendenz, welche sich ab Ende der 1960er Jahre noch verschärfte und das institutionelle Mutterhausmodell und mit ihm seine Schwestern in eine tiefe Krise stürzte. Die beiden folgenden aufgezeichneten Lebenswege repräsentieren demnach auch Konflikte und Strategien im Zusammenhang mit dem verschwindenden Hauptbetätigungsfeld der Krankenpflege.

Die Gemeindeschwester

Bevor auf die Lebensgeschichte und den Lebensverlauf von B1 eingegangen wird, soll hier in einem ersten Teil erklärt werden, was unter einer Gemeindeschwester zu verstehen ist.

1844, rund acht Jahre nach der Gründung des Diakonissenhauses Kaiserswerth, entsandte Fliedner die ersten Diakonissen in den Gemeindedienst. Die primäre Aufgabe der Gemeindeschwester bestand darin, in die Gemeinden zu gehen und den Hilflösen respektive Verlassenen der Gesellschaft zu helfen. Ihre Hilfe bot sie unter anderem durch

ihre Mütterlichkeit und Pflege an und mindere so die gesellschaftliche Not in den Armenquartieren der Städte und Dörfer.⁷⁸⁷

Auch nennt Fliedner die vielfältigen Gründe, warum das Amt der Gemeindediakonisse dringendsten benötigt wurde. Zum einen ist es den Pfarrern in den grossen Gemeinden unmöglich, alle Armen, Kranken und Bedürftigen zu erreichen. Diese Arbeit müsse folglich an Diakonissen und Diakone delegiert werden. Dabei dient die Arbeit der Diakonissen nicht nur der Abhilfe der Not, sondern auch der Kontrolle, ob „nicht die Gaben der Wohltätigkeit hier und da Arme in der Faulheit, Gottentfremdung und Liederlichkeit bestärken“.⁷⁸⁸

Das zweite Arbeitsfeld betraf die Hausarbeit. Die Gemeindeschwester war ebenfalls verantwortlich für die Anleitung der jungen Töchter zur Hausarbeit. Diese Arbeit konnte ein Diakon angeblich nicht leisten, weshalb vor allem die weiblichen Diakonissen zu den Menschen in die privaten Häuser geschickt wurden. Auch der Beitrag von Ute Gause berichtet aus dem Leben einer Gemeindeschwester Ende des 19. Jahrhunderts. Die zuständige Schwester Emilie Ortmann schreibt im August 1883 über die Gemeindeschwester Olga Graf die folgenden Zeilen:

„Wir können ihr ein gutes Zeugnis geben, sie hat Lust und Liebe zum Beruf und soweit wir urteilen können, ist sie bemüht, ihrem Herrn aufrichtig zu dienen, ihrer Arbeit ist sie treu und gewissenhaft und zeigt auch Verständnis dabei. Lernen muss sie natürlich noch, aber das müssen wir ja zu unserem Theil auch, besonders hier in der Gemeindearbeit.“⁷⁸⁹

B1 war von ihrem Mutterhaus Bethesda in Basel Mitte der 1970er Jahre als Gemeindeschwester nach Zofingen gesandt worden. So hatte sich ihr persönlicher Traumberuf nach zwei Jahrzehnten in der Krankenpflege in verschiedenen Spitälern und Aussenstationen des Bethesas erfüllt.

Die Aufgaben einer Gemeindeschwester im 20. Jahrhundert haben sich dem Zeitgeist entsprechend den Bedürfnissen der Patienten angepasst, doch ist der ursprüngliche Gedanke der häuslichen Pflege erhalten geblieben. Doch soll zunächst der Lebensweg von B1 von Anfang an geschildert werden. Erst zwei Jahrzehnte nach ihrer Ausbildung zur

⁷⁸⁷ Gerhardt Martin, Theodor Fliedner. Ein Lebensbild. Bd. 2, Geschichte des Diakonissenwerkes. Düsseldorf 1937. 176. Zitiert in: Gause Ute, Armenfürsorge und Genderfrage im Protestantismus des deutschsprachigen Raums am Beispiel Kaiserswerthers und seiner Diakonissen, in: Maurer Michaela und Schneider Bernhard (Hg.) Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit“? Berlin 2013, 351-361, hier 356.

⁷⁸⁸ Fliedner Theodor, Das Amt der Gemeinde-Diakonissen. In: Armen- und Krankenfreund (AuKf) 12 (1860), 71-87, hier 73.

⁷⁸⁹ FKSK, Bestand 4-2, Bestand Ausgetretene Schwestern, Akte 29: Olga Graf 1883-1898, Brief von Emilie Ortmann, vom 24.8.1883. zitiert in: Gause Ute, Armenfürsorge und Genderfrage im Protestantismus des deutschsprachigen Raums am Beispiel Kaiserswerthers und seiner Diakonissen, in: Maurer Michaela und Schneider Bernhard (Hg.) Konfessionen in den west- und mitteleuropäischen Sozialsystemen im langen 19. Jahrhundert. Ein „edler Wettkampf der Barmherzigkeit“? Berlin 2013, 351-361, hier 358.

Krankenschwester durfte sie beginnen, in ihrem eigentlichen Traumberuf Gemeindeschwester zu arbeiten.

B1 wurde am 29. Januar 1930 in Niederösch BE geboren. Sie wuchs als viertjüngstes Kind mit vier Schwestern und fünf Brüdern mit den Jahrgängen 1922–1934 in einer Bauernfamilie im Emmental auf. Noch während des Krieges mussten die Eltern den gepachteten Bauernhof aus finanziellen Gründen aufgeben. Damals, im Alter von zwölf Jahren, kam sie in eine Pflegefamilie. Auch die anderen älteren und jüngeren Geschwister wurden auf verschiedene fremde und verwandte Pflegefamilien verteilt. In der Pflegefamilie, konkret bei Herrn und Frau Althaus, blieb B1 rund vier Jahre bis zu ihrer Konfirmation und wurde unter Anleitung der Pflegemutter eine, wie sie sagt, gute Köchin.⁷⁹⁰

Danach absolvierte B1 ein Bauernhaushaltslehrjahr in Konolfingen im Emmental. Doch dieses Jahr hatte ihr gar nicht gefallen und sie wollte sich nach etwas anderem umschauen. Sie war froh, dass die Cousine der Bäuerin sie als Köchin in ein Jungenheim nach Liestal holte, weil die vorherige Köchin von dort fortgegangen war. Mit 17 Jahren kochte sie bereits für 55 Personen. Die Zeit im Jungenheim gefiel ihr gut. Die Vorsteherin des Jungenheims ging in dieser Zeit ins Krankenhaus des Diakonissenhauses Bethesda, um ihr Kind zur Welt zu bringen, und schwärmte von dieser Institution. B1 wurde neugierig. Sie wusste damals schon, dass sie in die Gemeindepflege wollte, aber dazu musste sie zuerst als Schwesternhilfe in einem Spital arbeiten. Später sei in ihr ein Gefühl aufgekommen, ob sie nicht auch berufen sei als Diakonisse.⁷⁹¹

Schliesslich meldete sie sich als Schwesternhilfe im Bethesda und wurde für die dreijährige Krankenpflegelehrzeit aufgenommen. Am 1. Mai 1955 wurde sie dann nach erfolgreichem Abschluss der Krankenschwesterausbildung im Bethesda eingeseget. Während und nach der Ausbildung wurde sie für drei Jahre von 1955 bis 1957, nach Walenstadtberg versetzt. Im örtlichen Spital sei es ihr, wie sie erzählte, teilweise etwas langweilig gewesen. Danach kam sie nach Niederbipp, wo sie die Männerabteilung während 17 Jahren, von 1958 bis 1974, als Stationsschwester geleitet hat. Tief im Herzen habe sie aber immer noch den Wunsch getragen, in der Gemeindepflege zu arbeiten, weshalb sie den Lehrerinnenkurs des Roten Kreuzes für häusliche Krankenpflege besuchte. Danach hat sie sogar Interessierte in Zofingen in häuslichen Krankenpflegekursen unterrichtet. Von Niederbipp ist sie zwei Jahre später nach Basel gekommen, um dann nach Zofingen zu gehen, wo sie während 20 Jahren bis 1996 als Gemeindeschwester arbeitete. In den ersten Jahren fühlte sie sich nach dem anstrengenden Spitalalltag in der Gemeindepflege fast etwas unterfordert, so ging sie

⁷⁹⁰ Vgl. Interview 044, Z3-13.

⁷⁹¹ Vgl. Interview 044, Z42-47.

zu den Ärzten in die Praxen. Einer hat sie unterstützt und verstanden, so konnte sie Patienten, die stationär in einer Psychiatrie hätten behandelt werden müssen, mit der Unterstützung des Arztes zu Hause pflegen und ihnen die nötige Medikation verabreichen.⁷⁹²

Das Schwesternideal von B1 knüpfen stark an das Weiblichkeitsideal der protestantischen Diakonisse aus dem 19. Jahrhundert an: Bescheidenheit, Nächstenliebe, Gehorsam und Fleiss lassen sich aus ihrer Selbstdarstellung und ihrem Selbstverständnis von Arbeit herauslesen. Es gefällt ihr, zu arbeiten und dies in Dankbarkeit und Freude zu tun. Gleichzeitig benötigen die Schwestern für ihre Arbeit nur wenig Ressourcen und leben als Gemeindeschwestern ausserhalb der Arbeitszeiten und räumlich ausserhalb des Mutterhauses in kleinen Wohnungen eher isoliert und zurückgezogen. Nach der langen Zeit in Zofingen kehrte sie ins Mutterhaus Bethesda in Basel zurückgekehrt, wurde pensioniert und hat für weitere zehn Jahre Patienten des Spitals Bethesda auf ihren Zimmern seelsorgerisch begleitet. Nebenher hat sie gerne gegärtnert. Mit 87 Jahren merkte sie, dass sie älter und müder geworden war. Sie entschied sich darum für die Devise: vorbereiten, aufräumen, weggeben. Im „Der Freund der Kranken“, der mutterhauseigenen Zeitschrift, finden sich zwei Berichte von Sr. B1 über ihre Betätigungsfelder im Bethesda. In einem Bericht erzählt sie in der vierten Ausgabe im Jahr 1963 rückblickend und aktuell von den Herausforderungen ihrer Arbeit in der Männerabteilung in einem Landspital in Niederbipp und in einem zweiten Interview spricht sie über die bevorstehende Arbeit in der Gemeindepflege in Zofingen im Jahr 1976.⁷⁹³

Insgesamt zeigt sich in den schriftlichen Zeugnissen zu B1 neben den mündlichen Dokumenten (2016) eine leichte Diskrepanz in der religiösen Begründung und Berufung zu ihrer Arbeit. Im zeitgenössischen mündlichen Interview spricht sie äusserst ausführlich über die Pflege und die gelebte Nächstenliebe zu ihren Mitmenschen in der Gemeinde und den Spitälern. Doch die göttliche Berufung kommt vor allem im schriftlichen Interview aus dem Jahr 1976 hervor, ein Thema, das sie im mit mir geführten Interview im Jahr 2016 nicht weiter erwähnt, geschweige denn ausführt. Dabei muss hier kritisch angemerkt werden, dass das Interview aus dem Jahr 1976 im hauseigenen Krankenblatt des Diakonissenhauses Bethesda erschienen ist. Dabei dürfte etwas mehr Wert auf religiöse und fromme Inhalte der Aussagen der Schwestern gelegt worden sein. Auch dürfte diese Darstellungsweise gerade in den 1970er Jahren – den Krisenjahren in vielen Diakonissenhäusern – eine Bewältigungsstrategie sowie eine Legitimation für die eigenen Betätigungsfelder und mit ihnen für die darin arbeitenden Diakonissen gewesen sein.

⁷⁹² Vgl. Interview 044, Z66-86.

⁷⁹³ ADBB, Der Freund der Kranken, Nr. 2, 1976, 12-13.

B2 wurde am 10. Juni 1934 in Zürich Affoltern geboren, sie stammt aus einer sozial engagierten, kinderreichen Familie, welche ein eigenes Gartengeschäft und einen Blumenladen führte. Schon als Kind war sie in Kontakt mit ihren Tanten, welche Diakonissen waren und im Neumünster auf dem Zollikerberg lebten und arbeiteten. Nach der obligatorischen Schulzeit und einem Welschland-Jahr mit einem Praktikum in einem Kinderheim überlegte sie sich, was sie als Beruf erlernen könnte. Sie sah das Leben in der Gemeinschaft als sehr fruchtbar und verband damit einen Glauben an die „gute Sache“. Vor dem Eintritt in die Gemeinschaft war sie jedoch als einzige unverheiratete Tochter verpflichtet, im elterlichen Betrieb mitzuhelfen. Sobald der erste Sohn die Schwiegertochter in den Betrieb einbringen würde, könnte sie an ihre eigene berufliche Zukunft denken. Bevor sie sich definitiv entschloss, ins Mutterhaus Neumünster auf dem Zollikerberg einzutreten, absolvierte sie ein zweites Praktikum und Auslandjahr in Mailand. Dort hatten die Neumünster-Diakonissen ein Asilo Evangelico, welches sie mit einer kleineren Schwesternzahl führten. Der Beruf der Krankenpflegerin gefiel ihr eigentlich, auch hegte sie einmal den Berufswunsch der Handarbeitslehrerin, da sie ziemlich kreativ war und gerne mit den Händen arbeitete.⁷⁹⁴

Sie entschloss sich nach längerem Hin und Her dennoch für die Krankenpflegeausbildung. Am 9. April 1959 wollte sie ihre Ausbildung gemeinsam mit einer Gruppe von Jungschwestern im Spital der Neumünster-Diakonissen auf dem Zollikerberg beginnen. Doch als die Ausbildung begann, rebellierte ihr Körper. Eine Schuppenflechte bestimmte als bisher nicht sonderlich einschränkende Krankheit ihren Alltag. Sie vermutet, dass die Krankheit mitunter stressbedingt ausbrach. Sie durfte dann als eine der ersten Schwestern des Neumünster Diakonissenhauses nicht die Ausbildung in der Krankenpflege absolvieren, sondern durfte an der Heilpädagogischen Schule in Zürich den Beruf der Erzieherin lernen. Bei der alternativen Ausbildungssuche berücksichtigte die Mutterhausleitung dabei ihre Begabungen.⁷⁹⁵ Dies war für die Zeit Ende der 1950er Jahre für die meisten Ordensgemeinschaften noch unbekannt. Der für die damalige Zeit noch neuartige Ausbildungsweg ist auch der Grund, warum sich B2 gerne als „Unikum“ im Diakonissenhaus Zollikerberg bezeichnet.⁷⁹⁶

Vier Jahre nach ihrem Eintritt wurde im Schwesternprotokoll der Schwesternratssitzung vom Mittwoch, 20. März 1963, über sie festgehalten:

„B2 wurde aus gesundheitlichen Gründen aus der Krankenpflege herausgenommen. Sie besuchte das Heilpädagogische Seminar in Zürich. Jetzt

⁷⁹⁴ Vgl. Interview 003, Z60-69 und Z7-45.

⁷⁹⁵ Vgl. Interview 003, Z20-32.

⁷⁹⁶ Vgl. Interview 003, Z7.

arbeitet B2 im Magdalenenheim und man sieht sie dort am rechten Platz. B2 hat Fähigkeiten, junge Menschen zu leiten. B2 wird zur Einsegnung empfohlen.⁷⁹⁷

In diesem Zusammenhang gilt es den Umstand zu erwähnen, dass B2 mit einem früheren Vorsteher des Neumünsters verwandt war und auch zwei Tanten von ihr als Diakonissen dem Diakonissenhaus angehörten. Das dürfte den positiven Entscheid, trotz gesundheitlichen Problemen sicher noch zusätzlich unterstützt haben.

B2 freute sich, nach der absolvierten heilpädagogischen Ausbildung im Magdalenenheim, dem späteren Töchterheim Hirslanden, arbeiten zu dürfen. Dort hatte sie die Möglichkeit ihre Neigungen und Talente einzubringen, und durfte ihre heilpädagogische Ausbildung mit viel Freude anwenden. Die Schuppenflechte und somit ihre gesundheitlichen Probleme verschwanden danach. Im Zuge ihrer Arbeit im Töchterheim Hirslanden konnte sie seit 1965 mehrere Etappen der Veränderungen im pädagogischen Bereich miterleben. So musste beispielsweise 1968, in den Zeiten der Jugendunruhen in Zürich, das Gebäude abgebrochen und neu aufgebaut werden. Die damaligen Bedingungen für die dreissig zwangseingewiesenen Mädchen im Alter von zwölf bis zwanzig Jahren waren nicht mehr zeitgemäss und hätten wohl in Anbetracht der politischen Lage zu Problemen geführt. Vor 1968 waren die Mädchen noch in Vierschlafsälen mit schlechten sanitären Anlagen untergebracht. Dies änderte sich durch den gesellschaftlichen Druck von aussen zügig. Nach der Betreuung von Mädchen kamen später auch Jungen dazu. Zudem wechselte man erneut den Namen der Institution in das geschlechterneutrale „Heim und Schule Hirslanden“.⁷⁹⁸

Nach ihrer Pensionierung arbeitete B2 in der Betreuung von älteren Schwestern im Mutterhaus auf dem Zollikerberg und geniesst ihren tätigen Feierabend.⁷⁹⁹

Zwischenfazit – 2. Kohorte

Die beiden Diakonissen der zweiten Schwesternkohorte wurden in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg geboren und wuchsen beide in Grossfamilien von bis zu zehn Kindern auf. Auch ihre Kindheit war geprägt von politischer Unsicherheit und sozialer Not. Die soziale Not der Familie von B1 war sogar so gross, dass sie gezwungen war im Jahr 1942 ihren gepachteten Hof aufzugeben und die Kinder an verwandte und fremde Pflegefamilien zu verteilen. B1 kam als 12-Jährige in die Pflegefamilie Althaus. Sie berichtet

⁷⁹⁷ ADN, Schwesternratsprotokoll vom Mittwoch, 20. März 1963.

⁷⁹⁸ Vgl. Interview 003, Z125-144.

⁷⁹⁹ Vgl. Interview 003, Z677-681.

im Interview von keinen traumatisierenden Erlebnissen, so dass davon ausgegangen werden kann, dass sie ihr Schicksal auf sich nahm und das Beste daraus machte.⁸⁰⁰

Auch bei B2 wurden in den Kriegsjahren immer wieder schlechter gestellte Menschen in die Familie aufgenommen. Wie selbstverständlich assen diese zusammen mit der Familie am gleichen Tisch. Die vorgelebten Frauenrollen der beiden Schwestern waren in beiden Fällen für die damalige Zeit ziemlich selbstbestimmt. Auch war es üblich, dass die Frauen sowohl im familieneigenen Betrieb als auch im Haushalt mitarbeiteten. So ähnlich war auch die Situation der Pflegemutter von B1. Beide Mütter arbeiteten im eigenen Familienbetrieb mit, der häusliche Rahmen weitete sich in ihrem Fall also auf die Räumlichkeiten und die Netzwerke aus, welche aus der Arbeit im Betrieb entstanden.⁸⁰¹

Nach der obligatorischen Schulzeit absolvierte B1 ein Bauernhaushaltjahr im Emmental.⁸⁰² Die einzige Möglichkeit für sie, diesen Beruf zu erlernen, bestand darin, sich als Schwesternhilfe zu betätigen und so Einblicke in die Arbeit einer Krankenpflegerin zu erhalten. Da sie sozusagen mittellos war und über keine finanzielle Unterstützung verfügte, begann sie die Ausbildung in der Krankenpflege als Schwesternhilfe im Bethesda. Es folgten ab 1952 Praktika in Walenstadtberg und ab 1958 erste Arbeitserfahrungen in Niederbipp in der Leitung der Männerabteilung des Spitals. Gerade in den Landspitälern sei der Alltag der Pflege ruhiger und gemächlicher gewesen, zudem sei die Klientel sei nicht mit dem städtischen zu vergleichen gewesen. Dies beschreibt sie sehr ausführlich in ihrem Bericht zur Männerabteilung in Niederbipp.⁸⁰³

Bei ihrer späteren Anstellung als Gemeindeschwester in Zofingen genoss sie es sehr, dass sie in ihrem beruflichen Umfeld genug Zeit für die einzelnen Patienten einberechnen konnte, ohne sich dafür irgendwo rechtfertigen zu müssen. Zusätzlich absolvierte sie vor ihrem Antritt der Gemeindepflege in Zofingen im Jahr 1976 eine vom SRK anerkannte Ausbildung in häuslicher Pflege. Danach durfte sie selbst häusliche Krankenpflegekurse in Zofingen anbieten.⁸⁰⁴

B2 absolvierte nach der obligatorischen Schulzeit sowohl ein Praktikum in einem Kinderheim in der Westschweiz als auch in der Krankenpflege als Schwesternhilfe im Asilo Evangelico in Mailand, welches von Neumünster Schwestern geführt wurde. Doch auch sie musste vor dem definitiven Eintritt ins Diakonissenhaus Neumünster auf dem Zollikerberg

⁸⁰⁰ Vgl. Interview 044, Z3-17.

⁸⁰¹ Vgl. Interview 003, Z33-45.

⁸⁰² Vgl. Interview 044, Z14.

⁸⁰³ Vgl. ADBB, Der Freund der Kranken. Vierteljährliche Mitteilungen vom Diakonats Bethesda Basel, Nr. 4, 1963, 7-8.

⁸⁰⁴ Vgl. Interview 044, Z81-84.

im familieneigenen Betrieb mithelfen. Nach längeren Überlegungen zu ihrem zukünftigen Beruf, wollte auch sie die Ausbildung in Krankenpflege auf dem Zollikerberg beginnen.⁸⁰⁵

In den 1960er Jahren hielten die moderne Medizin und die dafür erforderliche Pflege in den grösseren Spitälern Einzug. Dies zog eine Professionalisierung von Teilbereichen der medizinischen und pflegerischen Berufe mit sich. So entstanden neue pflegerische und medizinische Berufe wie Röntgenassistentin oder Physiotherapeutin. Ebenfalls trat eine immer grössere Anzahl an unabhängigen Schwestern in die Krankenpflege der Spitäler ein, welche für ihre geleistete Arbeit einen Lohn erhielten. Gleichzeitig mussten bisherige Aussenstationen geschlossen werden, da kein Nachwuchs für die Schwesterngemeinschaften hinzukam. Der Beruf der Krankenpflegerin erlebte daraufhin in den 1960er und 1970er Jahren einen starken Professionalisierungsschub. Er entwickelte sich aus der Perspektive der Diakonissen vom aufopfernden Liebesdienst hin zu einem modernen und beliebten, jedoch immer noch vorwiegend von Frauen ausgeübten, freien Beruf.

Da die verbleibenden Diakonissen auf den Aussenstationen die bisherigen Arbeitsgebiete der Diakonissen nicht mehr erfüllen konnten, mussten seitens der Mutterhausleitung gleich zwei Probleme behoben werden. Einerseits war man gezwungen, Lösungen zu finden, um mehr junge Frauen zum Eintritt ins Diakonissenamt zu überzeugen, um nicht noch mehr Aussenstationen schliessen zu müssen. Andererseits sollten neue Betätigungsfelder für die verbleibenden Schwestern gefunden werden. Auch beschäftigten die damaligen Mutterhausleitungen die Versorgung der in den Feierabend eintretenden Schwestern. Auch dort kippte der Anteil von Jungschwestern und Feierabendschwestern. Immer weniger Jungschwestern waren für die Versorgung der älteren Schwestern verantwortlich. Eine Gleichung, die für viele Diakonissenhäuser nicht mehr länger aufzugehen schien. Es mussten dringend neue Lösungen erarbeitet werden, um die eigenen Ausgaben tief und die Arbeitseinsätze der jungen, arbeitsfähigen Diakonissen hoch zu halten.

Zwar stellte der erstarkende Sozialstaat mit der Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV) auch für die Mutterhäuser eine gewisse Absicherung in Form von Renten für die Schwestern dar, doch musste in dieser Umbruchphase nach neuen Betätigungsfeldern Ausschau gehalten werden. Hinzu kam, dass sich ab Ende der 1960er Jahre Anträge von Schwestern häuften, welche ihren Austritt aus der Schwesterngemeinschaft forderten. Diese Anträge waren meist auch mit einer Auszahlung an die Diakonissen verbunden. Die Diakonissenhäuser lösten dieses Problem meist auf die Weise, dass man einen Fixbetrag pro geleistetes Arbeitsjahr als Diakonisse ausbezahlt bekam, abzüglich der Ausbildungsjahre und der Ausbildungskosten. Jedes Mutterhaus reagierte in dieser

⁸⁰⁵ Vgl. Interview 003, Z64-69.

schwierigen Phase des Wandels und der strukturellen Veränderungen unterschiedlich. Die Strategien und Wege der einzelnen Mutterhäuser und Schwesterngemeinschaften werden im Verlauf der vorliegenden Arbeit in den Analysekapiteln noch genauer vorgestellt.

Der Fall von B2 dürfte in der Phase der Öffnung zu neuen Betätigungsfeldern hin einen ersten Wendepunkt im Diakonissenhaus Neumünster darstellen. B2 durfte aufgrund von gesundheitlichen Problemen zu Beginn der 1960er Jahre eine Ausbildung ausserhalb des Krankenpflegebereichs beginnen. Sie arbeitete danach als einzige Diakonisse in einem sozialpädagogischen Team im Magdalenenheim, einem Heim für „schwierige Töchter“, in Zürich. Sie stellte mit ihrer beruflichen Ausrichtung eine typische Tendenz in der Öffnung der Betätigungsfelder der Mutterhäuser dar. Die Krankenpflege blieb jedoch bei einem Grossteil der Schwestern ein wichtiges Betätigungsfeld, dies nur schon aufgrund des ehemals erlernten Pflegeberufs. Obwohl die Aussenstationen nacheinander geschlossen wurden, blieben die jüngeren Schwestern einzeln oder in kleineren Gruppen in den Spitälern angestellt und wohnten alleine oder in kleinen Gruppen ausserhalb des Spitals. Hierfür wurden einzelne Verträge zwischen der Mutterhausleitung und Spitälern, in welchen die Schwestern angestellt waren, abgeschlossen. Der Lohn der Schwestern wurde direkt an die Mutterhäuser ausbezahlt.

Die beiden Lebenswege der Schwestern markieren also einen Umbruch in den Betätigungsfeldern der Diakonissenhäuser und in der Mutterhauspolitik. Die 1960er und 1970er Jahre stellen dabei eine Gratwanderung zwischen der traditionellen Pflege im Sinne eines „Liebesdienstes aus Nächstenliebe“ und des durch die aufkommende, weibliche Professionalisierung entstandenen, modernen, ökonomisch ausgerichteten Pflegeberufes dar. Dabei fällt bei der Typisierung dieser beiden Schwestern auf, dass Schwester B1 eine traditionelle Diakonissenlaufbahn bestritt. Diese war vor allem von der Krankenpflege bestimmt. Zwar wechselten ihr Funktionen von Krankenpflege über Stationsleitung hin zur Gemeindepflege, doch waren dies noch immer die typischen Berufswege der meisten Schwestern der 2. Kohorte. Gleichzeitig zeigt aber der Lebensweg von Schwester B2 auf, dass bereits öffnende Tendenzen in den Gemeinschaften Einzug hielten. Sie bildete sich nicht mehr in der Krankenpflege aus. Einen Ausbildungsweg ausserhalb der Pflege ist mit 16 von 38 Schwestern bereits keine Seltenheit mehr und wird mit der 3. Kohorte noch deutliche zunehmen.

Ausbildung 3. Kohorte⁸⁰⁶

Schwesterngruppe 3 (Jahrgänge 1941–1965)	Gruppe 3 – Berufsausbildungen vor dem Eintritt	Gruppe 3 – Keine Berufsausbildung vor dem Eintritt
17 Schwestern	14 Schwestern	3 Schwestern
Berufsausbildungen	Lehrpersonen (5) Krankenschwestern (3) Physiotherapeutin (1) Kaufmännische Angestellte (1) Sozialpädagogin (1) Maschinenzeichnerin (1) Drogistin und Ergotherapeutin (1) Kaufmännische Angestellte und Lehrerin der Krankenpflege (1)	- Krankenpflege (nach dem Eintritt)
Berufsausbildung im Mutterhaus oder in der Gemeinschaft	Bibelausbildungen	- Jugendarbeit - Verwaltungsschwester
Weiterbildung	Spirituelle und individuelle Weiterbildungen	Spirituelle und individuelle Weiterbildungen

Arbeitsfelder 3. Kohorte⁸⁰⁷

Schwesterngruppe 3 (Jahrgänge 1941–1965)	Gruppe 3 – Berufsausbildungen	Gruppe 3 – Keine Berufsausbildung vor dem Eintritt
17 Schwestern	14 Schwestern	3 Schwestern
Arbeitsfelder	Lehrpersonen (5) Krankenschwestern (3) Physiotherapeutin (1) Kaufmännische Angestellte (1) Sozialpädagogin (1) Maschinenzeichnerin (1) Drogistin und Ergotherapeutin (1) Kaufmännische Angestellte und Lehrerin der Krankenpflege (1)	- Krankenpflege Später: - Jugendarbeit - Verwaltung
Weiterbildung	Spirituelle und individuelle Weiterbildungen	Spirituelle und individuelle Weiterbildungen

Lebensverlauf C1 (*1941) – Physiotherapeutin und Gemeindediakonin⁸⁰⁸

Individuum	010
Name	C1
Geburtsdatum	24.11.1941, Luzern
Regionale Herkunft	In Luzern aufgewachsen und sozialisiert.
Soziale Herkunft	Sie wuchs als Reformierte im katholischen Luzern auf. Ihr Vater war Molkereiladenbesitzer und die Mutter war Hausfrau und half im hauseigenen Betrieb mit.
Ausbildung vor dem Eintritt	Sr. C1 absolvierte vor der Gründung des Saronbunds eine Ausbildung zur Physiotherapeutin. Nach Gründung und Eintritt in die Gemeinschaft besuchte sie ebenfalls eine Bibelschule und absolvierte später zusätzlich auch Kurse für Exerzitien, Theater und sakralen Tanz. Bereits während der Zeit als Gemeindediakonin unterstützte sie Asylbewerber, eine Tätigkeit, der sie auch jetzt in der Pension noch nachgeht.

⁸⁰⁶ Vgl. Interviews 059, 060, 017, 024, 010, 008, 004, 061, 034, 036, 039, 057, 045, 050, 051, 052, 053.

⁸⁰⁷ Vgl. Interviews 059, 060, 017, 024, 010, 008, 004, 061, 034, 036, 039, 057, 045, 050, 051, 052, 053.

⁸⁰⁸ Vgl. Interview 010.

Motivation und Eintritt	Späte Gründungsphase: nicht wirklich vergleichbar. Sehr eigenbestimmt. Nur eine Kohorte von Schwestern macht einen Vergleich zwischen damals und heute schwierig. Was man jedoch beobachten kann, sind die Bedürfnisse der Gesellschaft, die sich verändert haben und denen sich die Gemeinschaft Saronsbund anzupassen versucht hat. Vereinsgründung 1969, 1982 Einsegnung als Schwesterngemeinschaft in die Gemeinde Uznach. „Dienet dem Herrn mit Freuden.“
Betätigungen vor dem Eintritt	Sie arbeitete auch noch in der Zeit als sie dem Saronsbund bereits angehörte in der Physiotherapie in der Wäckerling-Stiftung. Danach arbeitete sie in der Gemeinde Uznach als Gemeindediakonin und übte in dieser Position verschiedene Tätigkeiten aus: Administration des Sekretariats, Predigen, Religionsunterricht, Theater, Exerzitien, Kurse für sakralen Tanz und vieles mehr. Weitere Schwestern arbeiteten in der Pflege in Altersheimen und in schulischen Institutionen.
Gemeinschaft	
Name	Saronsbund ⁸⁰⁹
Gründung	Vereinsgründung 1969, 1982 Einsegnung als Schwesterngemeinschaft in die Gemeinde Uznach. „Dienet dem Herrn mit Freuden.“
Betätigungsfelder	Physiotherapie, Gemeindediakonin
Standorte	Uznach, Quartierkloster Philadelphia in Zürich

Am 8. Mai 1969 schrieben sie (Saronsbund) damals:

„Es war der Beerdigungstag von Fräulein Fink ⁸¹⁰, als wir uns nach der Abdankungsfeier zusammenfanden zum Gebet. Durch die grosse Gnade unseres Herrn übergab sich jedes einzelne von uns neu seinem Herrn als Eigentum. Wir waren damals sieben Schwestern, die wir durch das Losungswort des Tages gedrungen, uns entschlossen, einzig dem Herrn zu gehören, nicht einem Menschen.“⁸¹¹

Sie meinte aber zudem, dass ihr nicht die Mission am Herzen liege: Missionieren, das liege ihr aber nicht, sagt die Schwester. Vielmehr kämen die Menschen, die Hilfe benötigen, auf sie zu. Wenn sie durch die Gassen gehe, dann riefen die Prostituierten:

„Hallo C1. Manchmal begrüßen sie mich herzlich und wollen, dass ich für sie bete.“⁸¹² Weil einige dieser Frauen aus katholischen Ländern in Südamerika stammen, sei das Vertrauen schnell hergestellt. „Viele haben eine natürliche Gottvertrautheit.“⁸¹³

Schwester C1 hat im Laufe ihres Lebens unterschiedliche Tätigkeiten und Ziele verfolgt. Sie hat in der Pflege als Physiotherapeutin physisch sehr nah am Menschen gearbeitet. In einer späteren Phase hat sie als Diakonin in der Seelsorge gearbeitet und die Jugendlichen

⁸⁰⁹ Anm.: Saronsbund – Evangelische Schwesternschaft Uznach

Im Jahr 2018 lebten 5 Schwestern in der evangelischen Schwesternschaft Uznach. Von ihnen wurden 2 Schwestern im September 2015 interviewt.

⁸¹⁰ Anm.: Bei Fräulein Fink handelt es sich um eine ledige Frau, die eng befreundet war mit der damaligen Schwesternhilfenbetreuerin im Neumünster, Sr. Ruth Auer.

⁸¹¹ ASU Tagebuch, Denkwürdigkeiten Gottes mit dem Saronsbund, Privatarchiv.

⁸¹² Ebd.

⁸¹³ Ebd.

im Religionsunterricht auch in Tanz und Theater unterrichtet. Eine gar zweite Berufung erlebte sie durch die Ausführung des sakralen Tanzes und das Leiten von Exerzitien. Neue Herausforderungen nimmt sie gerne an. In einem Interview mit der Zürichsee-Zeitung erklärte sie im Jahr 2011 auf die Frage, warum sie sich entschieden habe, in eine evangelische Schwesternschaft einzutreten:

„Ich wollte als junge Frau gerne ans Theater, aber ich wusste, dass Gott an dieser Entscheidung mitzubestimmen hatte. Also habe ich vor der Konfirmation eine Abmachung mit ihm getroffen: Wenn in meinem Konfirmationsspruch etwas zum Thema Singen oder Tanzen vorkäme, würde ich zum Theater gehen. Der Spruch lautete: ‚Diene dem Herrn mit Freude‘ Damit war die Entscheidung gegen die Kunst und für Gott gefallen. [...] Viele denken, ich verzichte in meiner Lebensart auf vieles. Das ist sicher richtig. Aber als Familienmutter hätte ich beispielsweise meinen Beruf nicht so ausüben können, wie es mir als Schwester möglich war.“⁸¹⁴

Lebensverlauf C2 (*1952) – Lehrperson und Wohngemeinschaft⁸¹⁵

Individuum	034
Name	C2
Geburtsdatum	12. September 1952
Regionale Herkunft	Basel
Soziale Herkunft	Sie wuchs evangelisch-reformiert auf. Ihr Vater war Bauer und Prediger, ihr Mutter Erzieherin. Die Eltern waren vor allem in der Gemeindegarbeit tätig (Stadtmission, Mitternachtsmission). Sie hat 9 Geschwister, eine ältere leibliche Schwester trat ebenfalls in Riehen ein (vor ihr)
Ausbildung	Realschule, Diplommittelschule in Basel, Primarlehrerinnenseminar in Bern, Au-pair als Theologiestudentin in Paris
Motivation und Eintritt	In der Schulklasse in Bern hat sie sich mehr mit jenen von links aussen identifiziert (Z71) Dort war es teilweise auch wichtig, was gerade „in“ war zu leben. Bis zu dem Punkt, als sie dann gemerkt hat, dass das eigentlich sehr unehrlich ist. Wenn sie an einem frommen Ort sei, sei sie fromm, aber sonst lebe sie etwas anderes. Und das wollte sie nicht mehr, das sei nicht klar und wahr (Z72–77) Die Einsegnung erfolgte im September 1982. „Gott ist nicht nur dort, wo etwas jung und frisch und toll anfängt, er ist auch noch dort, wo etwas mühsam und alt wird, und seine Liebe zeigt sich auch darin, dass er dort wieder einen Neuanfang machen kann, dass er wieder eine neue Chance gibt, dass etwas (Mutterhaus), das alt geworden ist, sich auch wieder erneuern kann, dass es wieder Möglichkeiten gibt und das hat mich sehr beglückt und erstaunt und es hat wie meine Sicht aufgebrochen“ (Z197–202).
Betätigungen vor dem Eintritt	Kurze Zeit stellvertretende Primarlehrerin, Lehrerin in der Vorschule für Pflegeberufe
Gemeinschaft	
Name	Riehen
Gründung	1844
Ausbildung	-
Betätigungsfelder	Lehrerin in der Vorschule für Pflegeberufe, diverse Einsätze, Bundessekretariat CVJM/CVJF, Zusammenleben mit jungen Menschen

⁸¹⁴ Ackermann Nadine, Schwester Marianne fürchtet nicht den Islam, sondern die Intoleranz, in: Zürichsee-Zeitung Obersee, 28. Februar 2011, 2.

⁸¹⁵ Vgl. Interview 034.

	im Marthahaus, Münsterhüsi
Standorte	Basel, Haus der Stille im Wildberg, Basel

Lebensverläufe 3. Kohorte

C1 wurde am 24. November 1941 in Luzern geboren. Es handelte sich um eine schwierige Geburt, da ihre Mutter an Eklampsie (Nierenkrämpfen) litt. C1 und ihre Mutter wären durch diese Erkrankung bei der Geburt fast verstorben. In diesem Umstand sieht C1 auch die Begründung, weshalb sie keine weiteren Geschwister mehr bekommen hat. Ihr eigenes Überleben deutet sie rückblickend als erstes Zeichen, dass Gott sie am Leben haben wollte, also Ja sagte zu ihr.⁸¹⁶ Ihr Vater war Käser und Inhaber eines Molkereiladens sowie Vertreter, ihre Mutter war Hausfrau und half ebenfalls im eigenen Betrieb mit.⁸¹⁷

Ihre frühe Kindheit verbrachte C1 unter anderem im Kindergarten der Lukaskirche in Luzern, welcher von einer Neumünster-Schwester geleitet wurde. Das war ihr erster Kontakt zu einer Diakonisse. Dass Gott etwas mit ihr vorhatte, spürte sie auch später in ihrer Schulzeit und insbesondere im Konfirmandenunterricht hatte sich dieses Gefühl aufrechterhalten und sogar noch vertieft. Sie hätte sich aber auch vorstellen können, etwas mit Musik, Tanz oder Theater zu erlernen und so später auch ihre Talente beruflich zu nützen. C1 setzte sich jedoch ein Ultimatum und wollte ihre spätere berufliche Tätigkeit aus ihrem Konfirmandenspruch herauslesen. Sie wollte Gott herausfordern, er würde ihr den Weg weisen. Der Konfirmandenspruch war der Psalm 100: „Dienet dem Herrn mit Freuden.“⁸¹⁸ C1 erschrak, denn sie wusste, dass dies das Diakonissenamt bedeutete. Nach dem ersten Schrecken nahm sie den Bibelvers wortwörtlich und beschloss daraufhin, Diakonisse zu werden.⁸¹⁹

Dieses Leitwort findet sich jetzt auch in ihrer heutigen Gemeinschaft, dem Saronsbund, wieder. In ihrem Emblem sind zwei offene, helfende Hände zu sehen, stellvertretend für den Dienst am Menschen im Namen der Nachfolge von Jesus Christus. Im Alter von 16 Jahren absolvierte sie verschiedene Praktika, bevor sie sich als Schwesternhilfe auf den Zollikerberg ins Neumünster begab. Auch dort arbeitete sie im Pflegebereich in verschiedenen Pflegeheimen der Institution. Aufgrund eines Augenleidens konnte sie aber nicht Krankenschwester werden und lernte stattdessen Physiotherapeutin.⁸²⁰

Während der Zeit als Schwesternhilfe wurde ihr und mit einigen damaligen Mitschwestern auf dem Zollikerberg bewusst, dass sie zwar den Ruf zur Schwester hörten, diese Vorstellungen des Schwesterseins aber nicht mit jenen des Mutterhauses Neumünster

⁸¹⁶ Vgl. Interview 010, Z16-17.

⁸¹⁷ Vgl. Interview 010, Z6-15.

⁸¹⁸ Interview 010, Z77.

⁸¹⁹ Vgl. Interview 010, Z66-79.

⁸²⁰ Vgl. Interview 010, Z96-102

übereinstimmten. Daraufhin gründeten sie 1969 eine kleine Gemeinschaft vorerst in Form eines Vereins, den sie Saronsbund nannten. Die Gemeinschaft bewahrt ein handgeschriebenes Buch in ihrem privaten Archiv auf, in welchem sie den Tag ihrer Gründung ausführlich beschreiben.⁸²¹

Das individuelle und auch kollektive Bedürfnis nach theologischem und allgemeinem Wissen war in der kleinen Schwesterngruppe omnipräsent. Vieles eignete sie sich über die Lektüre von verschiedenen theologischen Büchern autodidaktisch an. Dies führte dazu, dass sie als Schwester bald beschlossen, alle eine fundierte Bibelschulausbildung zu absolvieren. Nach der Ausbildungszeit im Neumünster und dem Entschluss, nicht dem Diakonissenhaus auf dem Zollikerberg beizutreten, begann C1 in der Wäckerling-Stiftung als Physiotherapeutin zu arbeiten. 1971 wurde sie als Physiotherapeutin der Wäckerling-Stiftung in Uetikon angestellt. 1974 äusserte sie in der Gemeinschaft den Wunsch, eine Bibelschule in Deutschland zu besuchen. Ihr Wunsch wurde akzeptiert und sie durfte eine dreijährige Ausbildung an der Bibelschule in Bad Liebenzell absolvieren. Gleichermassen wollte der Saronsbund eine solche Ausbildung in kürzerer Form für jede Schwester in der Gemeinschaft ermöglichen. Nach der Bibelschule arbeitete sie weitere vier Jahre in der Wäckerling-Stiftung als Physiotherapeutin. 1981 drängte sich immer stärker der Wunsch auf, ihre biblische Ausbildung auch im Beruf anzuwenden. Aus diesem Grund suchte sie eine mögliche Arbeitsstelle als Diakonin, am liebsten in einer Pfarreigemeinde.⁸²²

Dies war der erste Schritt hin zu einer Festanstellung als Diakonin in der Pfarreigemeinde Uznach am Zürichsee. Dort konnte sie ihre theologische Ausbildung mit viel Freude einbringen. Es folgten Weiterbildungen für die Sonntagsschulgruppenleitung und den Religionsunterricht, Theaterkurse und die Ausbildung zur Exerzitienleiterin. Nachdem C1 die ersten 20 Jahre ihres Berufslebens in der Pflege gearbeitet hatte, eröffnete sich ihr durch die Ausbildung an der Bibelschule auch die Möglichkeit in diesem theologischen Bereich zu arbeiten. Die Kirchgemeinde Uznach stellte sie zu Beginn zu 50 Prozent als Gemeindediakonin an und nach und nach fanden auch die anderen Mitschwester Arbeit im Altersheim, im Asylwesen und als Heilpädagogin an der Schule in Uznach.⁸²³

Seit 2005 ist C1 offiziell pensioniert, was nicht bedeute, dass sie sich zurücklehne und die Beine hochlege, wie sie erklärte. Keineswegs fehlt es ihr an Elan und Energie. Sie organisierte und leitete weiterhin Seminare, Exerzitien, sakrale Tanzstunden und begleitete Asylbewerberinnen und -bewerber.⁸²⁴ Die Begleitung von Asylbewerbern erklärte sie auch im Interview mit der Zürichsee-Zeitung als einen Schwerpunkt ihrer Betätigung während

⁸²¹ Vgl. Interview 010, Z106-118.

⁸²² Vgl. Interview 010, Z112-152.

⁸²³ Vgl. Interview 010, Z166-211.

⁸²⁴ Vgl. Interview 010, Z216-229.

ihrer Zeit nach der Pensionierung. In einem Interview mit dem Tagesanzeiger im März 2016 beschrieb C1 ihre Arbeit im Quartierkloster Philadelphia im Kreis 4 wie folgt: „Die Idee begeisterte mich sofort: die Schaffung eines spirituellen Leuchtturms inmitten dieses rauen Milieus.“⁸²⁵

Die Öffnung ihres Glaubens versucht C1 auch im Alltag zu leben. Sie tritt anderen Religionen mit Respekt und Toleranz entgegen. Sie möchte nicht missionieren, hat aber ein offenes Ohr und eine helfende Hand, wenn Bedarf seitens der Asylbewerber und anderer Bedürftiger vorhanden ist. C2 wuchs in einer kinderreichen evangelisch-reformierten Pfarrersfamilie in der Stadt Basel auf. Die Eltern stammten ursprünglich aus dem Bauernstand, doch war der Vater inzwischen als Pfarrer und die Mutter als Erzieherin in der Stadt Basel tätig. Die Eltern waren vor allem in der Gemeindegarbeit aktiv, in der Stadt- und Mitternachtsmission in Basel. C2 hat insgesamt neun Geschwister, von denen eine ältere Schwester vor ihr ins Diakonissenhaus Riehen als Diakonisse eintrat. C2 besuchte zuerst die Primar-, Real- und Diplommittelschule in Basel, bevor sie ins Primarlehrerinnenseminar in Bern eintrat. Eigentlich hätte sie gerne das Gymnasium besucht, doch ihre Eltern waren dagegen. Sie hatte eine ältere Schwester, welche während der gymnasialen Schulzeit psychisch erkrankte.⁸²⁶

In ihrer Schulklasse in Bern habe sie sich nach ihrer Definition mehr mit jenen von „links aussen“ identifiziert.⁸²⁷ Zu diesem Zeitpunkt, als junge Frau, war es ihr in ihrem Leben teilweise einfach nur wichtig, das, was gerade „in“ war, zu leben. Sie fragte sich deshalb in ihren jungen Jahren oftmals: „Wie kann ich eine von ihnen sein?“. Wie konnte sie dazugehören? Das hat sie so zu leben versucht, bis an einen Punkt, an dem sie gemerkt hat, dass diese Lebenseinstellung eigentlich sehr unehrlich ist. Wenn sie an einem frommen Ort war, hätte sie fromm verhalten, aber sonst lebte sie etwas Anderes. Und das wollte sie nicht mehr, denn das wäre in ihren Augen nicht klar und wahr gewesen.⁸²⁸

In dieser Phase des Zweifels entschied sie sich, ein halbes Jahr im Ferienhaus der Vereinigten Bibelgruppe zu arbeiten. Danach ging sie für ein knappes Jahr als Au-pair nach Paris, wo sie gleichzeitig mit Theologiestudentinnen und -studenten aus der ganzen Welt zusammengelebt und ihr Französisch aufgebessert hat. Sie beschreibt diese Zeit rückblickend als sehr intensiv.⁸²⁹ C1 arbeitete nach dem Primarlehrerinnenseminar und ihrer Rückkehr aus Paris für einige Monate als stellvertretende Primarlehrerin, bevor sie als Lehrerin in der Vorschule für Pflegeberufe vom Diakonissenhaus Riehen als Lehrperson

⁸²⁵ Sturzenegger Martin, Beten für die Prostituierten, in: Tagesanzeiger, 4. März 2016.

⁸²⁶ Vgl. Interview 034, Z3-28.

⁸²⁷ Vgl. Interview 034, Z71.

⁸²⁸ Vgl. Interview 034, Z72-77.

⁸²⁹ Vgl. Interview 034, Z125-130.

engagiert wurde. Zuerst arbeitete sie noch zivil. Doch nach der Zeit in Paris, in welcher sie den Glauben sehr stark gelebt hatte, entschloss sie sich, ins Mutterhaus einzutreten. Der Eintritt in die Vorprobezeit erfolgte im Mai 1977 und die Einsegnung fand im September 1982 statt.⁸³⁰ Einer ihrer Leitsprüche begleitet sie noch heute:

„Gott ist nicht nur dort, wo etwas jung und frisch und toll anfängt, er ist auch noch dort, wo etwas mühsam und alt wird, und seine Liebe zeigt sich auch darin, dass er dort wieder einen Neuanfang machen kann, dass er wieder eine neue Chance gibt, dass etwas, das alt geworden ist, sich auch wieder erneuern kann und dass es wieder Möglichkeiten gibt. Und das hat mich sehr beglückt und erstaunt und es hat wie meine Sicht aufgebrochen.“⁸³¹

Nach der Einsegnung führte sie diese Anstellung als Lehrperson weiter, bis die Vorschule für Pflegeberufe aufgrund fehlender Nachfrage aufgelöst werden musste. Diese Art von Zusammenleben habe ihr sehr zugesagt, da es ihr durch ihre früheren pädagogischen Berufe und ihre Kenntnisse und ihr Naturell leichtfalle, auf Menschen zuzugehen, ihnen zu zuhören und mit ihnen zusammen Lösungen für ihre Probleme zu finden. Diese Art von Zusammenleben beschäftigte sie auch in der Zeit nach der Auflösung der Weggemeinschaft, als sie auf der Suche nach einer neuen Aufgabe war. Seit Ende 2004 engagiert sie sich im Münsterhüsli Basel. Dort lebt sie noch heute mit Menschen zusammen, welche eine Begleitung wünschen oder suchen. Auch begrüßen sie im Münsterhüsli immer wieder Gäste und sie sind offen für die Bedürfnisse der Menschen.

Zwischenfazit – 3. Kohorte

Zur dritten Schwesterngruppe gehören die Schwestern C1 und C2, welche 1941 und 1952 geboren wurden. C1 wurde als reformiertes Einzelkind während der Kriegsjahre im Jahr 1941 in der katholischen Stadt Luzern geboren. Ihr Vater musste damals in den Aktivdienst und ihre Mutter führte in dieser Zeit den familieneigenen Molkereiladen in Luzern. C2 wurde in den Nachkriegsjahren 1952 als Pfarrerstochter mit neun Geschwistern in Basel geboren. Sie wuchs in einer grossen Pfarrersfamilie auf, in welcher beide Elternteile in der Stadt- und Mitternachtsmission tätig waren. C1 lernte früh, dass nicht nur ein reformierter Glaube existierte und man kann wohl behaupten, dass sie aufgrund der Begebenheiten in Luzern bereits als Kind und Jugendliche eine sehr ökumenische religiöse Offenheit pflegte. C2 kam ebenfalls im Kindesalter in Kontakt mit der seelsorgerischen und sozialen Arbeit ihrer Eltern. Der Vater stammte zwar aus dem Bauernstand, wurde aber Pfarrer, auch die Mutter und gelernte Erzieherin arbeitete trotz Kindern weiterhin in der Stadtmission mit.

⁸³⁰ Vgl. Interview 034, Z255-265.

⁸³¹ Interview 034, Z197-202.

Prägend wirkten für die beiden Schwestern ihre Kindheits- und Jugendphase in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Beide Mütter dieser Schwestern lebten ihren Töchtern ein sehr selbstbestimmtes privates und öffentliches Leben vor. Die Mutter von C1 war im Molkereiladen tätig, jene von C2 war mit ihrem Mann zusammen selbstständig in der Stadt- und Mitternachtsmission der Stadt Basel tätig.⁸³²

Als ein gemeinsames Hausprojekt für Sr. C1 in Uznach in Aussicht war, entschlossen sie sich, sich 1982 ebenfalls in der Gemeinde einsegnen zu lassen. Dieser Wohnortswechsel war auch mit dem Bedürfnis und dem Wunsch verbunden, in einem anderen Bereich als der Pflege arbeiten zu können. Sie absolvierte diverse Ausbildungen in Exerzitienbegleitungen, Bibelkursen und sakralem Tanz und begann als Diakonin in der Gemeinde Uznach zu arbeiten. Endlich konnte sie ihren Hobbys und Neigungen in diesem Bereich nachgehen und diverse Theater- und Tanzprojekte mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen in der Gemeinde Uznach realisieren. Im Jahr 2011 trat eine neue Aufgabe an C1 heran. Sie wurde angefragt, teilzeit in einer Wohngemeinschaft – dem Stadtkloster Philadelphia – im Kreis 4 in Zürich zu wohnen. Auch die Ausbildungs- und Arbeitszeit von C2 zeigt ähnliche individualisierte Verläufe. Auch sie absolvierte unabhängig von einem Mutterhaus ihre Ausbildung als Primarlehrerin am Primarlehrerinnenseminar in Bern. Zwischenzeitlich fühlte sie sich sogar stark verbunden mit jenen von „links aussen“ und setzte alles daran, auch ein Teil von ihnen zu sein. Doch diese Zeit stürzte auch die Glaubenswelt von C2 in eine grosse Krise. Nach einer Zeit als Au-pair in Paris, in welcher sie auch teilweise Theologievorlesungen besuchte und mit anderen Theologiestudenten zusammenwohnte, wurde ihr bewusst, dass sie nicht ein Leben ohne Glauben leben konnte und wollte. Zurück in der Schweiz übernahm sie diverse Stellvertretungen, bevor sie von der Vorschule für Krankenpflege in Riehen als Lehrperson angefragt wurde. Ihre ältere leibliche Schwester war in der Zwischenzeit als Diakonisse in das Mutterhaus in Riehen eingetreten. 1977 entschied auch sie sich zum Eintritt als Diakonisse. Sie hatte anfangs Angst, dass es ihr zu einengend sein könnte, doch eigentlich hatte sie ja sehr viele Freiheiten, wie sie auch rückblickend aus heutiger Perspektive darüber feststellt. Nach Auslandsinsätzen in Afrika und der Arbeit im Bundessekretariat CVJM/CVJF wurde ihre Entscheidung auf jeden Fall bestätigt. Nach 1988 lebte sie mit suchenden jungen Menschen, welche sich in schwierigen Lebenssituationen befanden im Marthahaus, der Weggemeinschaft, zusammen. Seit Ende 2004 engagiert sie sich im Münsterhüsli, einer christlichen Wohngemeinschaft, in Basel.⁸³³

⁸³² Vgl. Interview 034, Z 3-28.

⁸³³ Vgl. Interview 034, Z 3-28; Interview 034, Z71; Interview 034, Z72-77; Interview 034, Z125-130; Interview 034, Z255-265; Interview 034, Z300-311.

Die beschriebenen Lebensläufe zeigen in Bezug auf die Forschungsfragen auf, dass für diese Frauen die Institution Mutterhaus keine übergeordnete Rolle spielte. Sie benötigten sie weder als Ausbildungsgarant noch als Aufstiegsmöglichkeit. C1 entschied sich aus verschiedenen Gründen bewusst gegen den Eintritt ins Neumünster und gründete eine eigene Schwesterngemeinschaft als Verein, währenddessen C2 sich zwar zum Eintritt in Riehen entschied, anfänglich aber Zweifel hegte, da sie sich um ihre Freiheiten sorgte.

Beide entstammen einer Kohorte und einer Familie, in der die Frauen eine professionelle und eigenständige Rolle in der Familie einnahmen. Die weibliche ausserhäusliche und unabhängige Arbeit ist für sie also nichts Neues und sie verbinden damit ein unabhängiges, wenn auch religiös geprägtes Frauenbild.

Im übertragenen Sinne kann man gar behaupten, dass auch sie ihr Leben in der Gemeinschaft und der Arbeit unabhängig und selbstbestimmt führen. Auch wird ersichtlich, dass sie das Mutterhaus oder die Gemeinschaft nicht als berufliches Vehikel nutzten, um ihre eigenen Bildungsziele zu erreichen. Vielmehr scheinen ihre Berufs- und Lebenswege aufzuzeigen, dass sie sehr unabhängig und selbstbestimmt ihren Weg suchten und fanden, immer auch mit Arbeit in sozialen Bereichen in der Jugendarbeit, der Pflege, der Ausbildung von jungen Menschen und dem Zusammenleben mit Menschen am Rande der Gesellschaft. Bei beiden wird aber klar, dass die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft oder einer Kommunität wie jener der Diakonissen eine wichtige und sinnstiftende Rolle in ihrem Leben spielt. Definierten sich die Schwestern bis in die 1960er Jahre durch ihre Arbeit, vor allem durch ihre Betätigungen in der Krankenpflege, so veränderten sich ihre Aufgabengebiete ab den 1960er Jahren mit der Schliessung zahlreicher Aussenstationen und der Vervielfältigung ihrer Berufsfelder im sozial-karitativen Bereich. Bei einigen älteren Schwestern stürzten die medizinische Technisierung und die Ökonomisierung der Pflege zusammen mit der neu aufkommenden Schichtarbeit sowie den marktwirtschaftlichen und sozialstaatlichen Regulierungen den eigenen Lebensentwurf in eine tiefe Krise. Einige Gemeinschaften und ihre Schwestern wurden von ihren alten Arbeitsorten geradezu wegrationalisiert. Je nach Zeitpunkt des Eintrittes in die Gemeinschaften und die Diakonissenhäuser waren die Schwestern mit unterschiedlichen Problemen konfrontiert. Diese beiden vorgestellten Schwestern wurden durch ihr Alter und ihre Weichenstellungen vor dem Eintritt in die Gemeinschaft nicht in diese Identitätskrise gestürzt. Dies mitunter aufgrund der Tatsache dass sie vor ihrem Eintritt unabhängig einer Ausbildung nachgegangen sind und ihre Professionalisierung ausserhalb der Gemeinschaft stattfand.

Somit sind auch hier unterschiedliche Schwesterntypen zu beobachten. Sr. C1 schlug mit der Ausbildung zur Physiotherapie zwar einen Weg zu einem spezialisierten Teilbereich der Pflege ein, doch ist dieser doch inhaltlich zur Krankenpflege – dem typischen

Ausbildungsweg der Diakonissen – zu zählen. Sr. C2 hingegen entschloss sich ganz unabhängig von einem Eintritt in eine Gemeinschaft für die untypische Primarlehrerinausbildung unabhängig von einer Schwesterngemeinschaft und blieb auch hier die meiste Zeit ihrer Berufstätigkeit im pädagogischen Bereich treu.

Arbeitsgebiete der Schwestern im Diakonissenhaus Bern von 1940/41⁸³⁴

Schweiz mit Lyon und Missionsstationen	Institutionstyp	Zahl der Schwestern
30	Mutterhaus und eigene Betriebe	241
3	Kantonsspitäler	92
34	Bezirks- und andere Krankenhäuser	288
7	Asyle Gottesgnad	57
9	Altersasyle	19
2	Sanatorien	15
35	Gemeindepflegen	35
2	Missionsstationen	3
1	Kinderkrippe	1
1	Kindergarten	1
2	Kleinkinderschulen	2
1	Kindererholungsheim	1
1	Erholungsheim für Erwachsene	3
1	Arbeitshaus (kant. Zuchthaus)	7
2	Heilstätte für alkoholranke Frauen	7
	Kranke, beurlaubte, pensionierte Sr.	85
131		857

Arbeitsgebiete der Schwestern im Diakonissenhaus Bern von 1954/55⁸³⁵

Schweiz mit Lyon und Missionsstationen	Institutionstyp	Zahl der Schwestern
26	Mutterhaus und eigene Betriebe	353
2	Kantonsspitäler	56
22	Bezirks- und andere Krankenhäuser	239
7	Asyle Gottesgnad	62
6	Altersasyle	13
32	Gemeindepflegen, Fürsorge	36
3	Missionsstationen	3
1	Kinderheim	1
1	Kinderkrippe	2
2	Kindergärten	2
1	Kleinkinderschule	1
1	Heilstätte für alkoholranke Frauen	3
	Kranke, beurlaubte, pensionierte Sr.	12
104		783

Arbeitsgebiete der Schwestern im Diakonissenhaus Bern von 1964/65⁸³⁶

Schweiz mit Lyon und	Institutionstyp	Zahl der Schwestern
----------------------	-----------------	---------------------

⁸³⁴ ADB, Arbeitsgebiete der Schwestern im Diakonissenhaus Bern 1940/41.

⁸³⁵ ADB, Arbeitsgebiete der Schwestern im Diakonissenhaus Bern 1954/55.

⁸³⁶ ADB, Arbeitsgebiete der Schwestern im Diakonissenhaus Bern 1964/65.

Missionsstationen		
27	Mutterhaus und eigene Betriebe	357
2	Kantonsspitäler	37
16	Bezirks- und andere Krankenhäuser	171
6	Asyle Gottesgnad	43
6	Altersasyle	11
2	Verpflegungsanstalten	8
22	Gemeindepflege, Fabrik-Fürsorge	23
5	Missionsstationen	6
2	Kindergärten	2
1	Tagesheim	1
1	Töchterinstitut	2
1	Strafanstalt	3
	Kranke, beurlaubte und pensionierte Sr.	21
91		685

Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1942⁸³⁷

	Vorprobe	Probe	Eingeseget	Total
Bestand am 31.12.1941	16	92	446	554
Eingetreten	18	15	33	66
Summa	34	107	479	620
Ausgetreten	17	37	11	65
Bestand am 31.12.1942	17	70	468	555

Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1952⁸³⁸

	Vorprobe	Probe	Eingeseget	Total
Bestand am 31.12.1951	13	59	481	553
Eingetreten	1	11	9	21
Summa	14	70	490	574
Ausgetreten	13	10	7	30
Bestand am 31.12.1952	1	60	483	544

Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1962⁸³⁹

	Vorprobe	Probe	Eingeseget	Total
Bestand am 31.12.1961	5	27	503	535
Eingetreten	7	5	-	12
Summa	12	32	503	547
Ausgetreten	6	2	14	22
Bestand am 31.12.1962	6	30	489	525

⁸³⁷ ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1942, Jahresbericht 1942.

⁸³⁸ ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1952, Jahresbericht 1952.

⁸³⁹ ADN, Schwesternzahlen im Diakonissenhaus Neumünster im Jahr 1962, Jahresbericht 1962.

Auswertung Schwesternumfrage 1989 ⁸⁴⁰

Ruhestand pflegebed. 12 Sr.	Ruhestand mit Arbeit 63 Sr.	Ruhestand mit Arbeit 54 Sr.	Berufsleben vollz. 35 Sr.	Berufsleben teilz. 12 Sr.	Total
<u>1. Wie empfinden Sie sich selbst in der Schwesternschaft:</u>					176
Geborgen	<input type="checkbox"/>	8/34/40/16/ 6			104
Mit guten Kontakten	<input type="checkbox"/>	6/30/33/18/5			92
Mit einzelnen Kontakten	<input type="checkbox"/>	5/26/18/15/7			71
Mehr geduldet als geliebt	<input type="checkbox"/>	1/3/-/2/-			6
Einsam	<input type="checkbox"/>	1/4/3/2 /-			10
<u>2. Was fehlt Ihnen im Bezug auf die Schwesternschaft:</u>					
.....	<input type="checkbox"/>				
Vermehrte geistliche Angebote	<input type="checkbox"/>	-/1/1/2/-			4
Persönliche Freundschaften	<input type="checkbox"/>	-/3/3/3/1			10
Frohe Gemeinschaftsanlässe	<input type="checkbox"/>	1/6/2/5/1			15
Kleiner vertrauter Kreis von Mitschwestern	<input type="checkbox"/>	2/8/9/7/3			29
Thematische Gruppen:					
Psychologische	<input type="checkbox"/>	-/4/2/3/1			10
Theologische	<input type="checkbox"/>	-/8/3/6/1			18
Kulturelle	<input type="checkbox"/>	1/5/2/1/1			10
Literarische	<input type="checkbox"/>	-/4/3/1/1			9
Handwerklich künstlerische	<input type="checkbox"/>	1/1/1/4/-			7
.....	<input type="checkbox"/>				
<u>3. Wo können Sie sich (geben, wie Sie sind) natürlich verhalten:</u>					
Im Kreise einzelner Mitschwestern	<input type="checkbox"/>	5/33/36/31/9			114
Bei meiner Freundin	<input type="checkbox"/>	1/17/18/8/7			51
In der Familie	<input type="checkbox"/>	4/20/20/18/4			66
Bei den Anlässen im Mutterhaus	<input type="checkbox"/>	4/23/25/13/4			69
Am Tisch	<input type="checkbox"/>	4/25/25/14/4			72
.....	<input type="checkbox"/>				
<u>4. Haben Sie einen Menschen, zu dem Sie in der Not Vertrauen haben:</u>					
Nein <input type="checkbox"/>	1/1/3/3/-				8
Ja <input type="checkbox"/>	10/59/49/30/12				160
Wenn Ja: ist es eine Mitschwester					
Ja <input type="checkbox"/>	6/46/40/20/10				122
Nein <input type="checkbox"/>	-/11/7/8/2				28
<u>5. Gibt es Menschen, zu denen Sie schauen und Ihnen regelmässig helfen (nicht beruflich):</u>					
Nein <input type="checkbox"/>	-/16/13/7/3/				39
Ja <input type="checkbox"/>	6/31/34/25/7				103
Wenn Ja: Mitschwester					
Mutter	<input type="checkbox"/>	4/20/23/10/3			60
Familienangehörige	<input type="checkbox"/>	-/2/2/8/1			13
Vater.....	<input type="checkbox"/>	1/16/21/10/3			51
Freundin.....	<input type="checkbox"/>	-/1/1/1/-			1
		1/1/1/-/			3
<u>6. Glauben Sie, dass wir die Gemeinschaft und die menschlichen Kontakte in unserer Schwesternschaft noch verbessern sollten:</u>					
Nein <input type="checkbox"/>	5/19/13/8/2				47
Ja <input type="checkbox"/>	3/30/31/25/7				96
<u>6. Wären Sie bereit, sich mehr Zeit für menschliches Zusammensein unter Mitschwestern zu nehmen:</u>					
Nein <input type="checkbox"/>	4/20/17/13/4				58
Ja <input type="checkbox"/>	2/20/25/19/5				71
Wenn Ja: Täglich					
Wöchentlich	<input type="checkbox"/>	-/1/2/-/			2
Monatlich	<input type="checkbox"/>	-/5/3/9/-			17

⁸⁴⁰ ADN, Abstimmung zum Befinden in der Gemeinschaft, 1989.

Noch vor den beiden Weltkriegen wurde gesamtschweizerisch festgelegt, dass die Ausbildung zur eidgenössischen Krankenpflegerin drei Jahre dauert. Im Fachbereich der Frauenberufe wurden 1939 in der Broschüre „Frauenberufe“ die folgenden vier Krankenpflegeberufe mit Angaben zum Mindestalter, zu ihren Anforderungen und der Dauer der Ausbildung angegeben⁸⁴¹:

Name der Ausbildung	Mindestalter	Anforderungen	Dauer
Krankenpflegerin	20 Jahre	Gute Allgemeinbildung Gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse, Ausbildung in einer anerkannten Krankenpflegerinnenschule	3 Jahre
Wochen- und Säuglingspflegerin	20 Jahre	Gute Allgemeinbildung, gute Kenntnisse in Hauswirtschaft und Nähen. Ausbildung in einer anerkannten Wochen- und Säuglingspflegerinnenschule	2 Jahre
Pflegerin für Gemüts- und Geisteskranke	20 Jahre	Vorbildung wie bei der Krankenpflege, Ausbildung in dafür anerkannten Heil- und Pflegeanstalten	2–3 Jahre
Hebamme	20 Jahre	Vorbildung wie bei Krankenpflege, Hebammenkurs an einzelnen Frauenspitälern	1–2 Jahre

Rund 30 Jahre später, anno 1973, brachte dieselbe Organisation, namentlich der Bund Schweizerischer Frauenorganisationen (BSF), neuerlich ein Journal für Frauenberufe heraus. Auftrag und Ansinnen änderten sich dabei nicht: Eltern und Töchter sollten über ihre möglichen weiblichen Berufswege informiert werden. Gerade was den beruflichen Werdegang der Töchter und Mädchen betraf, hatte sich innerhalb einer Kohorte viel verändert. Neu wurden die Berufe im Gesundheitsbereich aufgeteilt in Krankenpflegeberufe und medizinische Hilfsberufe. Als Krankenpflegeberufen wurden aufgelistet: „Schwester in allgemeiner Krankenpflege, Schwester in psychiatrischer Krankenpflege, Schwester für Wochenpflege, Säuglings- und Kinderkrankenpflege (WSK), Hebamme, Stationsschwester, Oberschwester und Lehrerin für Krankenpflege, Gesundheits-, Gemeinde-, Säuglingsfürsorgeschwester, Operations-, Anästhesie- und Intensivpflegeschwester.“⁸⁴²

⁸⁴¹ Frauenberufe, Zürich 1939. Schweizerische Zentralstelle für Frauenberufe Pflegeberufe, 5.

⁸⁴² Frauenberufe (Hg.) Bund Schweizerischer Frauenorganisationen (BSF), Zürich 1973, 29-31.

Zu den Pflegeberufen mit kürzerer Ausbildungszeit zählten: „die Krankenpflegerin FA SRK, Kinderpflegerin und Pflegerinnen für gesunde Kinder und Wöchnerinnen sowie die pflegerisch-hauswirtschaftlichen Berufe der Spitalgehilfin und die Krippengehilfin.“⁸⁴³ Neu kam eine ganze Gruppe an medizinischen Hilfsberufen hinzu: „die medizinische Laborantin, die Laboristin, die technische Röntgenassistentin, die Physiotherapeutin und die Ergotherapeutin. In der Beschreibung der Berufe wurden erstmals neben der Berufseignung und der Vor- und Ausbildung auch die Weiterbildungs-, Spezialisierungs- und Aufstiegsmöglichkeiten für die jeweiligen Berufsgruppen angegeben.“⁸⁴⁴

Die Ausbildung in der Krankenpflege und der dazugehörige Fächerkanon wurden 1966 im Ausbildungsplan des Schweizerischen Roten Kreuzes wie folgt aufgeteilt:

Allgemeine Fächer

- Rechts- und Gesetzeskunde
- Staatsbürgerkunde
- Soziologie
- Psychologie
- Pädagogik

Grundlegende Fächer

- Physik
- Chemie, Biochemie
- Ernährung
- Biologie
- Anatomie, Physiologie
- Mikrobiologie, Parasitologie, allgemeine Infektionslehre

Berufliche Fächer

- Berufsethik
- Geschichte der Krankenpflege
- Berufsfragen
- Hygiene und Gesundheitswesen
- Kinderpflege
- Allgemeine Krankheitslehre

⁸⁴³ Frauenberufe (Hg.) Bund Schweizerischer Frauenorganisationen (BSF), Zürich 1973, 29-31.

⁸⁴⁴ Frauenberufe (Hg.) Bund Schweizerischer Frauenorganisationen (BSF), Zürich 1973, 29-31.

- Krankenbeobachtung
- Pflegeverrichtungen
- Erste Hilfe
- Intern-medizinische Krankheitslehre
- Infektionskrankheiten
- Chirurgische Krankheitslehre
- Anästhesiologie
- Die Arbeit im Operationssaal
- Geburtshilfe
- Gynäkologie
- Kinderkrankheiten
- Geriatrie
- Psychiatrie
- Ohren-, Nasen-, Halskrankheiten
- Krankheiten des Mundes und der Zähne
- Augenheilkunde
- Hautkrankheiten
- Diätetik
- Laboratorium
- Physiotherapie, Beschäftigungstherapie
- Ionisierende Strahlen
- Grundsätze der Organisation – Betriebsführung im Spital ⁸⁴⁵

⁸⁴⁵ AKR, Übersicht der Krankenpflegeausbildung nach SRK unter der Mitarbeit von Sr. Jacobea Geltzer (Probemeisterin, Riehen) Bern, Oktober 1966, 1-34.

Als übergeordnete Orientierungshilfen der drei Hauptbereiche der Ausbildung wurden im Stoffplan folgende allgemeinen Ziele vereinbart.

Für die allgemeinen Fächer:

„Der Unterricht in den hier aufgeführten Fächern hat den Zweck, die allgemeine Bildung der Schülerin zu erweitern und ihr Verantwortungsbewusstsein zu stärken, indem die ethischen, menschlichen, sozialen und staatsbürgerlichen Aspekte ihres Berufes beleuchtete werden.“⁸⁴⁶

Für die grundlegenden Fächer:

„Dieser Unterricht soll den Grund für den berufskundlichen Unterricht bilden und das folgerichtige Denken der Schülerin üben.“⁸⁴⁷

Und für die beruflichen Fächer:

„Die Schülerin soll die geschichtlichen und geistigen Wurzeln und die Entwicklung ihres Berufes kennen.“⁸⁴⁸

„Die Schülerin soll die Bedeutung ihres Berufes sehen und die Berufe und Organisationen kennen, mit denen sie in ihrer Arbeit in Berührung kommt.“⁸⁴⁹

„Die Schülerin soll den Begriff „Gesundheit“ im weitesten Sinne verstehen, die Rolle der Schwester bei sozial-medizinischen und sozialen Aufgaben zur Erhaltung, Förderung und Wiederherstellung der Gesundheit des Einzelnen und der Bevölkerung kennen und über Mittel und Methoden Bescheid wissen.“⁸⁵⁰

„Die Schülerin soll den organisatorischen Aufbau eines Spitalbetriebes und insbesondere des Pflegedienstes kennen lernen und über die Funktionen der verschiedenen Mitarbeiter Bescheid wissen. Sie soll auf ihre Aufgabe als Leiterin einer Pflegegruppe vorbereitet werden. Sie muss den Sinn bestimmter Regeln, die Grundbegriffe der Personalführung und die Bedeutung guter zwischenmenschlicher Beziehungen verstehen und darnach handeln können.“⁸⁵¹

Daraufhin hat das SRK beschlossen:

„Grundsatzentscheid des SRK (28.Juni 1973)

⁸⁴⁶ AKR, Übersicht der Krankenpflegeausbildung nach SRK unter der Mitarbeit von Sr. Jacobea Geltzer (Probemeisterin, Riehen) Bern, Oktober 1966, 2.

⁸⁴⁷ AKR, Übersicht der Krankenpflegeausbildung nach SRK unter der Mitarbeit von Sr. Jacobea Geltzer (Probemeisterin, Riehen) Bern, Oktober 1966, 4.

⁸⁴⁸ AKR, Übersicht der Krankenpflegeausbildung nach SRK unter der Mitarbeit von Sr. Jacobea Geltzer (Probemeisterin, Riehen) Bern, Oktober 1966, 12.

⁸⁴⁹ AKR, Übersicht der Krankenpflegeausbildung nach SRK unter der Mitarbeit von Sr. Jacobea Geltzer (Probemeisterin, Riehen) Bern, Oktober 1966, 12.

⁸⁵⁰ AKR, Übersicht der Krankenpflegeausbildung nach SRK unter der Mitarbeit von Sr. Jacobea Geltzer (Probemeisterin, Riehen) Bern, Oktober 1966, 12.

⁸⁵¹ AKR, Übersicht der Krankenpflegeausbildung nach SRK unter der Mitarbeit von Sr. Jacobea Geltzer (Probemeisterin, Riehen) Bern, Oktober 1966, 34.

1. Das SRK ist bereit, die Weiterbildung der Krankenpflegerinnen FA SRK zu regeln und zu überwachen.
2. Das SRK arbeitet die Rahmenprogramme für die einzelnen Kurse aus, nachdem es das Bedürfnis zu ihrer Durchführung abgeklärt hat.
3. Das SRK überwacht die Durchführung der Kurse, deren Träger es aber in der Regel nicht selber ist. Als Träger kämen z. B. infrage Krankenpflegeschulen, Behörde, usw. Die Überwachung könnte geschehen durch Genehmigung der Detailprogramme, Besuche der Kurse (im Unterricht und im praktischen Einsatz). Entsendungen von Experten an die Examen, sofern solche vorgesehen sind. Mit dieser Aufgabe könnte eine gemischte Arbeitsgruppe betraut werden.
4. Das SRK erteilt die Ausweise.⁸⁵²

Am 12. September 1975 kam es an der Schweizerischen Sanitätsdirektorenkonferenz erneut zu einer angepassten Vereinbarung zwischen den Kantonen und dem Schweizerischen Roten Kreuz betreffend die berufliche Ausbildung im Gesundheitswesen

Unter 1. wurde festgehalten:

„Diese Vereinbarung regelt die Beziehung zwischen den Kantonen und dem Schweizerischen Roten Kreuz auf dem Gebiete der beruflichen Ausbildung im Gesundheitswesen in demjenigen Bereichen, die dem Schweizerischen Roten Kreuz durch die Eidgenossenschaft und die Kantone übertragen sind.

Vorbehalten sind allfällige Vorschriften des Bundes über die berufliche Ausbildung im Gesundheitswesen.

Die Kantone werden beim Vollzug der vorliegenden Vereinbarung durch den Vorstand der Schweizerischen Sanitätsdirektorenkonferenz vertreten.“⁸⁵³

Dabei wurde unter 2. zu den Aufgaben des Schweizerischen Roten Kreuzes Folgendes festgehalten:

„Das Schweizerische Rote Kreuz regelt, überwacht und fördert im Rahmen der vorliegenden Vereinbarung und gestützt auf die ihm von der Schweizerischen Sanitätsdirektorenkonferenz auf Grund dieser Vereinbarung erteilten Aufträge die Grundausbildung, die Zusatz- und Spezialausbildung sowie die Kaderausbildung in den Pflegeberufen, den medizinisch-technischen und medizinisch-therapeutischen Berufen.

⁸⁵² Grundsatzentscheid des SRK vom 28. Juni 1973, in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, Weiterbildung der Krankenpflegerinnen/der Krankenpfleger FA SRK, 1972, Aktenzeichen 331.47, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178.

⁸⁵³ Vereinbarungen zwischen den Kantonen und dem Schweizerischen Roten Kreuz betreffend die berufliche Ausbildung im Gesundheitswesen Schweizerische Sanitätsdirektorenkonferenz vom 25. September 1975, 1. in: Kantonsvereinbarung mit dem SRK Dossier J2.15-01#2006/276#252*, Kantonsvereinbarung vom 20.5.1976 Vorgeschichte, Entwürfe, Akten der AG Krankenpflege, AG Kennel, Vernehmlassung Feb. 1975., Verfügungen, Protokolle und Beilagen, Zeitungsartikel def. Vereinbarung zwischen den Kantonen und dem SRK betr. die berufliche Ausbildung des Pflegepersonals, Aktenzeichen 314, Schachtel 2006/276_92, Zeitraum: 1973-1976.

Die interessierten Organisationen sind bei der Wahrnehmung dieser Aufgaben in angemessener Weise beizuziehen.

Das Schweizerische Rote Kreuz betreibt Kaderausbildung in den Pflegeberufen sowie im Auftrag der Kantone und im Einverständnis mit den interessierten Organisationen in weiteren Berufen des Gesundheitswesens.

Das Schweizerische Rote Kreuz unterzeichnet und registriert die Ausweise, die von einem anerkannten Ausbildungsprogramm abgegeben werden.

Es registriert die in der Schweiz tätigen Inhaber von ausländischen Ausweisen, sofern diese für eine Ausbildung ausgestellt wurden, die in der Schweiz vom Schweizerischen Roten Kreuz überwacht wird, und der Ausweisinhaber dessen Anforderungen entspricht.

Das Schweizerische Rote Kreuz übt eine Beratungstätigkeit aus bezüglich:

der Planung und Organisation von Ausbildungsstätten

der Durchführung von Ausbildungsprogrammen

der Schaffung von neuen Berufsausbildungen

des praktischen Einsatzes von Berufsangehörigen im Gesundheitswesen.⁸⁵⁴

Zudem wird unter 2. auch weiter aufgezeigt, dass das SRK sehr wohl auch die Zustimmung der Kantone einholen muss:

„Beschlüsse des Schweizerischen Roten Kreuzes von grundsätzlicher Bedeutung über die berufliche Ausbildung im Gesundheitswesen bedürfen der Genehmigung der Schweizerischen Sanitätsdirektorenkonferenz.

Das Schweizerische Rote Kreuz koordiniert und betreibt im Einvernehmen mit der Schweizerischen Sanitätsdirektorenkonferenz und den Kantonen sowie in enger Zusammenarbeit mit den interessierten Organisationen eine gesamtschweizerische Information und Werbung für die Pflegeberufe, die medizinisch-technischen und medizinisch-therapeutischen Berufe.“⁸⁵⁵

Unter 2.10 ist zudem vermerkt:

„Das Schweizerische Rote Kreuz unterbreitet der Schweizerischen Sanitätsdirektorenkonferenz Statutenänderungen zur Stellungnahme, bevor diese von der Delegiertenversammlung des SRK verabschiedet werden.

⁸⁵⁴ Vereinbarungen zwischen den Kantonen und dem Schweizerischen Roten Kreuz betreffend die berufliche Ausbildung im Gesundheitswesen Schweizerische Sanitätsdirektorenkonferenz vom 25. September 1975, 1-2. in: Kantonsvereinbarung mit dem SRK Dossier J2.15-01#2006/276#252*, Kantonsvereinbarung vom 20.5.1976 Vorgeschichte, Entwürfe, Akten der AG Krankenpflege, AG Kennel, Vernehmlassung Feb. 1975,, Verfügungen, Protokolle und Beilagen, Zeitungsartikel def. Vereinbarung zwischen den Kantonen und dem SRK betr. die berufliche Ausbildung des Pflegepersonals, Aktenzeichen 314, Schachtel 2006/276_92, Zeitraum: 1973-1976.

⁸⁵⁵ Vereinbarungen zwischen den Kantonen und dem Schweizerischen Roten Kreuz betreffend die berufliche Ausbildung im Gesundheitswesen Schweizerische Sanitätsdirektorenkonferenz vom 25. September 1975, 2. in: Kantonsvereinbarung mit dem SRK Dossier J2.15-01#2006/276#252*, Kantonsvereinbarung vom 20.5.1976 Vorgeschichte, Entwürfe, Akten der AG Krankenpflege, AG Kennel, Vernehmlassung Feb. 1975,, Verfügungen, Protokolle und Beilagen, Zeitungsartikel def. Vereinbarung zwischen den Kantonen und dem SRK betr. die berufliche Ausbildung des Pflegepersonals, Aktenzeichen 314, Schachtel 2006/276_92, Zeitraum: 1973-1976.

Das Schweizerische Rote Kreuz räumt der Schweizerischen Sanitätsdirektorenkonferenz in den leitenden Fachorganen eine angemessene Zahl von Sitzen ein, insbesondere:

2 Sitze in der Kommission für Krankenpflege

1 Sitz im Schulrat der Rotkreuz-Kaderschule für Krankenpflege

Anlässlich der nächsten Revision der Statuten des Schweizerischen Roten Kreuzes wird die Vertretung der Schweizerischen Sanitätsdirektorenkonferenz in den Organen des Schweizerischen Roten Kreuzes definitiv geregelt.⁸⁵⁶

Unterzeichnet ist das Dokument sowohl vom Präsidenten der Schweizerischen Sanitätsdirektorenkonferenz, Dr. B. Hunziker als auch vom Präsidenten des Schweizerischen Roten Kreuzes Prof. Dr. H. Haug. Mitunterzeichnende sind die Sekretäre. Weiter hiess es darin: „Vom Schweizerischen Roten Kreuz am 1. Januar 1977 im Auftrag der Kantone bzw. mit deren Einverständnis geregelte und überwachte Ausbildungen“.

„1. Grundausbildungen

- Diplomierte Krankenschwestern und Krankenpfleger in allgemeiner Krankenpflege
- Diplomierte Krankenschwestern und Krankenpfleger in psychiatrischer Krankenpflege
- Diplomierte Krankenschwestern und Krankenpfleger in Kinderkrankenpflege, Wochen- und Säuglingspflege
- Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger FA SRK (praktische Krankenpflege)
- Diplomierte medizinische Laborantinnen und Laboranten
- Laboristinnen und Laboristen
- Diplomierte Hebammen
- Diätassistentinnen und Diätassistenten

2. Zusatzausbildungen

- für diplomierte Krankenschwestern und Krankenpfleger
- diplomierte Gesundheitsschwestern und Gesundheitspfleger
- für Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger FA SRK
- Zusatzausbildung im Hinblick auf die Eingliederung in der Gemeindepflege
- Zusatzausbildung Krankenpflege im psychiatrischen Spital
- für diplomierte medizinische Laborantinnen und Laboranten
- höhere Fachausbildung für medizinische Laborantinnen und Laboranten

⁸⁵⁶ Vereinbarungen zwischen den Kantonen und dem Schweizerischen Roten Kreuz betreffend die berufliche Ausbildung im Gesundheitswesen Schweizerische Sanitätsdirektorenkonferenz vom 25. September 1975, 3. in: Kantonsvereinbarung mit dem SRKDossier J2.15-01#2006/276#252*, Kantonsvereinbarung vom 20.5.1976 Vorgeschichte, Entwürfe, Akten der AG Krankenpflege, AG Kennel, Vernehmlassung Feb. 1975, Verfügungen, Protokolle und Beilagen, Zeitungsartikel def. Vereinbarung zwischen den Kantonen und dem SRK betr. die berufliche Ausbildung des Pflegepersonals, Aktenzeichen 314, Schachtel 2006/276_92, Zeitraum: 1973-1976.

3. Spezialausbildungen

- keine

4. Kaderausbildungen

- Oberschwestern und Oberpfleger
- Lehrerinnen und Lehrer für Krankenpflege
- Stationsschwestern und Stationspfleger
- Unterrichtsassistentinnen und Unterrichtsassistenten⁸⁵⁷

⁸⁵⁷ Anhang zu Ziff. 1.1 der Vereinbarung zwischen den Kantonen und dem Schweizerischen Roten Kreuz betreffend die berufliche Ausbildung des Pflegepersonals, des medizinisch-technischen und des medizinisch-therapeutischen Personals
in: Dossier J2.15-01#2006/276#594*, Weiterbildung der Krankenpflegerinnen/der Krankenpfleger FA SRK, 1972, Aktenzeichen 331.47, Zeitraum 1967-1982, Schachtel 2006/276_178.